This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,383,511

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

~~S. G. S. I.~~

838
G6
1850
I75

Goethe's

sämmtliche Werke.

Dreiundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Benvenuto Cellini	1
Anhang	91
Rameau's Neffe	151
Anmerkungen	233
Nachträgliches zu Rameau's Neffe	269
Diderots Verſuch über die Malerei	283

Benvenuto Cellini.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Gesellen Haus und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeschickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Cardinals Ferrara und seiner zwei Gesellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester mit ihren sechs jungen Töchtern findet. Seite 1.

Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister. S. 6.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen. S. 12.

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an. S. 20.

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung. S. 28.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. — Der Verfasser giebt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. — Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet. S. 37.

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michel Agnolo, betreffend eine Porträtbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom, zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michel Agnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michel Agnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei St. Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es beim Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin. S. 46.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Ausbesserung der florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Händel mit

einem lombardiſchen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verſtümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergeſtellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hinderniſſe von Seiten der Herzogin findet. — Seltſamer Auftritt zwiſchen ihm und Ihrer Hoheit. — Er verſagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzuſtellen, wodurch das Verhältniß zwiſchen beiden verſchlimmert wird. — Verdruß mit Bernardone, dem Goldſchmied. — Der Verfaſſer endigt ſeine berühmte Statue des Perſeus; ſie wird auf dem Platze aufgeſtellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog beſonders iſt ſehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienſte nicht verlaſſen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombroſa und Camaldoli. S. 54.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet auf ſeinem Wege einem alten Alchimiſten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von ſeiner eigenen Hand beſchenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt iſt, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln ſollen. — Der Herzog wünſcht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für den Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen giebt der Herzog dieſen Vorſatz auf. — Der Autor erbietet ſich, zwei Pulte für den Chor zu machen, und ſie mit halberhobenen Figuren in Erz auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorſchlag. S. 64.

Zehntes Capitel.

Streit zwiſchen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptun aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen ſolle. — Die Herzogin begünſtigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorſtellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben ſolle, der das beſte Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli ſtirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunſt der Herzogin erhält Ammanati den Marmor. — Seltſamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieſes Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während ſeiner Krankheit, welche ſechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanati verdrängt. S. 73.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach ſeiner Geneſung, wird beſonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünſtigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht, das er von dem Magiſtrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt ſich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm ſeine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anſtatt ihn zu zerſtören, reinigt ſeinen Körper und ſtärkt ſeine Leibesbeſchaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er in ſeinem Rechtsſtreite mit Sbietta

durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen, und ihrem Gemahl, Heinrich II, ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal Medicis stirbt, worüber am florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa. S. 85.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeſchickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarſchaft von Lyon. — Der Verfaſſer wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterliſt des Cardinals Ferrara und ſeiner zwei Geſellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter mit ihren ſechs jungen Töchtern findet.

Auf dieſe Worte des Cardinals ging ich nach Paris, und ließ zwei tüchtige Kaſten zu meinen ſilbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anſtalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Biſchof von Pavia borgte, dem ich aufs neue die Wohnung in meinem Caſtell gegeben hatte. Und ſo machte ich mich auf, mit Herrn Hippolyt Gonzaga, der in dem Dienſte des Königs ſtand und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Geſellſchaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonhard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Geſellen die Sorge für mein Caſtell und alle meine Sachen, worunter ſich einige Gefäße befanden, welche ſie endigen ſollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich ſehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl 1500 Scudi werth ſeyn. Da ſagte ich zu Ascanio, er ſolle ſich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt ſey er ein Knabe ohne Kopf geweſen, es ſey nun Zeit ſich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben; und meine Ehre zugleich, und wenn die Beſtien, die Franzoſen, ſich nur irgend etwas gegen mich vermeſſen

sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben; denn ich möchte seyn wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König als wegen meiner eignen Ehre.

Ascanio sagte darauf unter verstellten, schelmischen Thränen: Ich kannte nie einen bessern Vater als euch, und alles was ein guter Sohn thun soll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreiste mit einem Diener und einem kleinen französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn Guido und dem Bischof von Pavia, sie sollten schnell nach den Gefäßen des Königs schicken; wo nicht, so würden sie es selbst thun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und schickten mir den Verräther Ascanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. Wem lasse ich, sagte ich zu mir selbst, meine Sachen und mein Castell? O welch ein Geschick ist das, das mich zu dieser Reise zwingt! Wahrscheinlich ist der Cardinal mit Madame d'Estampes einverstanden, die nichts mehr wünscht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die Stimme des Ascanio, stand sogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! sagte der Schelm; nur müßt ihr die Gefäße zurückschicken, denn die schelmischen Schatzmeister schreien und laufen, so daß der Bischof und Herr Guido euch sagen lassen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weise zurückschicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich diese Reise! Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderem Silber, und was ich sonst bei mir hatte, in die Abtei des Cardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob sie mir gleich nachsagten, es sey meine Absicht gewesen sie nach Italien zu schaffen, so weiß doch jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwei solche Gefäße, die mit ihren Kisten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr ist's, sie waren schön und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich sehr krank zurückgelassen hatte, und ich glaubte bei einem solchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinals wäre.

Genug, ich schickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und setzte den andern Morgen mit gedachter Gesellschaft meinen Weg fort, und zwar unter beständigem Seufzen und Weinen. Doch stärkte ich mich einigemal mit Gebet und sagte: Gott, dir ist die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reise allein zur Absicht hat sechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almosen zu bringen, so auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schwester; zwar haben sie noch ihren Vater, er ist aber so alt, und verdient nichts in seiner Kunst, und so könnten sie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieses gute Werk thue, so hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majestät. Auf diese Weise stärkte und tröstetete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreise von Lyon befanden — es war ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang — that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerschläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbrust weit vor meinen Gesellen hergeritten. Nach dem Donnern entstand am Himmel ein so großer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das jüngste Gericht sey nahe; als ich ein wenig stille hielt, fielen Schlossen ohne einen Tropfen Wasser, ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir sehr wehe thaten, als sie auf mich fielen. Nach und nach wurden sie größer, wie Armbrustkugeln, und da mein Pferd sehr scheu ward, so wendete ich es um, und ritt mit großer Hast, bis ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, die, um sich zu schützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schlossen wurden immer größer, und endlich wie dicke Citronen. Ich sang ein Miserere, und indessen ich mich andächtig zu Gott wendete, schlug der Hagel einen sehr starken Ast der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, so daß es beinahe zur Erde gefallen wäre, mich streifte ein solches Stück und hätte mich todtgeschlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonhard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knieen lag, vor sich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Ast weder mich noch andere mehr beschützen könne, und daß nebst dem Miserere man auch thätig seyn müsse. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehen, und sagte zu Leonhard, der immer nur Jesus! Jesus! schrie, Gott werde ihm helfen, wenn er sich selbst hülfe; und ich hatte mehr Noth ihn als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeit lang gedauert hatte, hörte es auf, und

wir, die wir alle zerstoßen waren, setzten uns, so gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unsern Quartieren ritten und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Miglie vorwärts ein viel größeres Unheil, als das was wir erduldet hatten, so daß es unmöglich scheint es zu beschreiben. Denn alle Bäume waren zerschmettert, alle Thiere zerschlagen, so viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug solches Hagels, den man nicht mit zwei Händen umspannt hätte. Da sahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und daß unser Gebet und unser Miserere wirksamer gewesen war als alles, was wir zu unserer Rettung hätten thun können. So dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daselbst acht Tage ausgeruht und uns sehr vergnügt hatten, reisten wir weiter und kamen glücklich über die Berge; daselbst kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreise in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Post vorbeifuhr, und da er bei uns stille hielt, mir sagte, ich habe Unrecht gehabt wegzugehen; ich solle nun nicht weiter reisen: denn wenn ich schnell zurückkehrte, würden meine Sachen besser stehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, so gäbe ich meinen Feinden freies Feld und alle Gelegenheit mir Uebels zu thun; käme ich aber sogleich wieder, so würde ich ihnen den Weg verrennen, den sie zu meinem Schaden einschlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen setzte, seyen eben die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts sagen, ob er gleich sehr gut wußte, daß der Cardinal Ferrara mit den beiden Schelmen uns war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch bestand er darauf, daß ich auf alle Weise wieder zurückkehren sollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte dessenungeachtet mit meiner Gesellschaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine solche Beklemmung des Herzens, und wünschte entweder schnell nach Florenz zu kommen oder nach Frankreich zurückzukehren; und weil ich diese Unschlüssigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Post nehmen, um nur desto geschwinder in Florenz zu seyn. Auf der ersten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir fest vor nach Florenz zu gehen und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Gesellschaft des Herrn Hippolyt Gonzaga, der seinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farneſe, der mich ſcharf anſah und erkannte; und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Caſtell St. Angelo zu Rom ausgeſtanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung, als ich ihn ſah. Da ich aber kein ander Mittel wußte, ihm aus den Händen zu kommen, ſo entſchloß ich mich ihn zu beſuchen, und kam eben als man das Eſſen weggenommen hatte, und die Perſonen aus dem Hauſe Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigſten Liebkoſungen, die ſich nur denken laſſen, und kam von ſelbſt auf den Umſtand, indem er zu denen ſagte, die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen geſeſſen. Darauf wendete er ſich zu mir und ſagte: Mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet iſt, thut mir ſehr leid; ich wußte, daß ihr unſchuldig waret, aber ich konnte euch nicht helfen, denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu Gefallen, die ihm zu verſtehen gaben, als wenn ihr übel von ihm geſprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch ſagte, und mir thut euer Unglück äußerſt leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben dieſe Erklärung ſehr oft, und es ſah faſt aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken, die ich für den allerchriſtlichſten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerkſam zu, und war überhaupt ſo gefällig als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm, daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet laſſen; wären ſie aber fertig, ſo würde ich jeden großen Herrn verlaſſen, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieſer Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menſchen niemals ungeſtraft läßt, welche, ſtark und mächtig, die Unſchuldigen ungerecht behandeln. Dieſer Mann bat mich gleichſam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, ſo wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenſte rächten. Und ſo mag kein Herr, ſo groß er auch ſey, über die Gerechtigkeit Gottes ſpotten, wie einige thun, die ich kenne, und die mich ſo ſchändlich verletzt haben, wie ich an ſeinem Orte ſagen werde. Alles dieſes ſchreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, ſondern um Gott zu danken, der mich aus ſo großen Nöthen erlöst hat. Auch bei allem was mir täglich Uebels

begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm, als zu meinem Beschützer, und empfehle mich ihm. Ich helfe mir selbst, so viel ich kann; wenn man mich aber zu sehr unterdrücken will, und meine schwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt sich sogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die andere unrechtmäßig verletzen, und das große und ehrenvolle Amt, das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshause zurück und fand, daß gedachter Herzog mir schöne und ehrenvolle Geschenke an Essen und Trinken gesandt hatte; ich genoß die Speisen mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar und die jüngste noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelsteine und französische Kleinode für mehr als 2000 Ducaten an Werth geschickt, und ich hatte ungefähr für 1000 Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß, ob ich ihnen gleich vier Goldgulden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber alles versetzte und sich von den Interessen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit — wir waren eben im August 1545 — auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit ihm aufzuwarten, theils weil ich ein florentinischer Bürger war, theils weil meine Verfahren sich

immer freundſchaftlich zu dem Hauſe Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand dieſen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringſte Abſicht bei ihm feſt zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich ſah, unendliche Liebkoſungen erzeigte, und ſowohl als die Herzogin nach den Werken fragte, die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gerne alles und jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, ſagte er zu mir: Ich habe das alles auch gehört und du redeſt die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn haſt du für dieſe ſchönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wollteſt, ſo würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich ſo ſehr lobſt. Darauf erzählte ich den großen Dank, den ich Seiner Majeſtät ſchuldig ſey, daß ſie mich aus einem ſo ungerechten Kerker gezogen, und mir ſodann Gelegenheit gegeben hatte ſo wunderſame Arbeiten zu verfertigen, als jemals ein Künſtler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich ſo ſprach, machte der Herzog allerlei Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, ſagte er: Wenn du ein Werk für mich machen willſt, ſo werde ich dich dergeſtalt behandeln, daß du vielleicht darüber erſtaunen wirſt, wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringſten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unſerer wunderſamen Schule zu zeigen, daß ich indeſſen mich in andern Künſten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf ſeinen ſchönen Platz machen wolle. Darauf verſetzte er, daß er von mir, als erſte Arbeit, einen Perſeus begehre; ein ſolches Bildniß habe er ſich ſchon lange gewünſcht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunſt gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verſchiedene Tage vorbei, ſo daß es ganz eigentlich ſchien, als wenn er mich weder geſehen noch gekannt hätte, weßhalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tages nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte,

kam er mit der Herzogin und wenig andern Herren, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sogleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er: Wenn du, mein Benvenuto, dieses kleine Modell, in einem großen Werk ausführtest, so würde es die schönste Arbeit seyn, die auf dem Platze stünde. Darauf sagte ich: Gnädigster Herr, auf dem Platze stehen die Werke des großen Donatello und des verwunderſamen Michel Agnolo, welches die beiden größten Männer von den Alten her bis jetzt gewesen sind; indessen erzeigen Ew. Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir das Werk dreimal besser zu machen. Darüber stritt der Herzog ein wenig mit mir, und sagte, er verstehe sich recht gut darauf, und wisse genau was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zweifel über die Streitfrage auflösen, und gewiß wollte ich ihm mehr leisten, als ich verspräche; er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben, denn ohne dieselbe wäre ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbünde. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen, was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfnisse bemerken; er wolle alsdann deßhalb umständlichen Befehl ertheilen. Gewiß, wäre ich damals so verschmitzt gewesen, alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte; denn in diesem Augenblick schien der Herzog den besten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu besitzen, theils alles Nöthige deßhalb zu befehlen. Freilich wußte ich nicht, daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das freimüthigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht, und der Herzog darauf vollkommen günstig geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: Gnädigster Herr, das wahre Bittschreiben und unser wahrer Contract besteht weder in diesen Worten noch in diesen Papieren, sondern alles kommt darauf an, ob mir meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe. Geschieht das, so kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz sich auch meiner Person und Ihrer Versprechungen erinnern werde. Bezaubert von diesen Worten,

von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und seine Gemahlin die äußerste Gunst, die sich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte meine Arbeit anzufangen, sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte, worin Platz genug sey um meine Oefen aufzustellen, und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten: denn da ich wisse, wie geneigt er sey auch von solcher Arbeit zu bestellen, so bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können; und damit Seine Excellenz sähe, welches Verlangen ich trüge ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was von Seiner Excellenz verlange, bis Sie meine Werke gesehen hätten, so bäte ich, zwei Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: Nimm, Benvenuto, deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht sie; du sollst dein Haus frei erhalten. Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis; denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauses gewiß zu seyn und war sicher, daß meine Werke mehr gefallen sollten, als ich versprochen hatte.

Nächst diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Hofmeister gegeben, der Peter Franz Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie und sagte ihr alles, was ich bedürfte; denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Cassirer den Auftrag, der ein trockener und spitzfindiger Mensch war, und Lactanz Gorini hieß. Dieses Menschchen, mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir mit genauer Noth nur so viele Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus

hätte bauen können. Da ich ſah, daß die Sachen ſo böslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen; doch ſagte ich manchmal zu mir ſelbſt: Kleine Anfänge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tauſend Ducaten der Herzog an gewiſſe häßliche Unformen von der Hand der beſtialiſchen Baccio Bandinelli weggeworfen hatte. So machte ich mir ſelbſt Muth, und blies dem Lactanz Gorini in den H....., und um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Eſel und einen Blinden, der ſie führte.

Unter allen dieſen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkſtatt entworfen, hieb Weinſtöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Taſſo, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein wenig Gerippe von Holz machen, um gedachten Perſeus im Großen anzufangen. Taſſo war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von ſeiner Profeſſion, dabei gefällig und froh, und ſo oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und ſang ein Liedchen durch die Fiſtel, und ich, der ich ſchon halb verzweifelt war, ſowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ging, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langſamen Weſen verſprach, mußte doch wenigſtens über die Hälfte ſeines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und ſuchte wenigſtens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben geſagt, alles in Ordnung gebracht, und eilte vorwärts zu gehen, um ſo ſchnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeiſter gerufen wurde. Ich fand ihn, nach Tafel, in dem Saale der Uhr, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingeſetzt habe, und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe mauern zu laſſen? Er verwunderte ſich ſehr, wie ich ſo kühn und anmaßlich ſeyn könne. Darauf antwortete ich, Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieſes Haus eingewieſen, und im Namen deſſelben der Herr Haushofmeiſter ſelbſt, indem er darüber den Auftrag an Lactanz Gorini gegeben; dieſer Lactanz habe Steine, Sand und Kalk anfahren laſſen, und nach meinem Verlangen alles beſorgt und mich verſichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig dieſe Frage an mich thue.

Als ich dieſe Worte geſagt hatte, wendete ſich gedachte Beſtie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und ſagte, daß weder jener noch irgend jemand, den ich anführe, die Wahrheit geſprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und ſagte: O Haushofmeiſter, ſo lange Dieſelben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, ſo werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen ſprechen, als wenn ich mit dem Herzog ſelbſt redete; handeln Sie aber anders, ſo werde ich nur den Peter Franz del Riccio vor mir ſehen. Da wurde der Menſch ſo zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närriſch werden, um früher zu ſeinem Schickſale zu gelangen, das ihm der Himmel ſchon beſtimmt hatte, und ſagte zu mir mit einigen ſchimpflichen Worten, er verwundere ſich nur, wie ich zu der Ehre komme mit einem Manne ſeinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich und ſagte: Nun hört mich, Franz del Riccio, ich will euch ſagen wer meinesgleichen ſind; aber vorher ſollt ihr wiſſen, euresgleichen ſind Schulmeiſter, die Kindern das Leſen lehren. Als ich dieſe Worte geſprochen hatte, erhob der Mann mit zornigem Geſichte die Stimme und wiederholte ſeine Worte. Auch ich machte ein Geſicht wie unter den Waffen, und weil er ſo groß that, ſo zeigte ich mich auch übermüthig und ſagte, meinesgleichen ſeyen würdig mit Päpſten, Kaiſern und großen Königen zu ſprechen; meinesgleichen ginge vielleicht nur Einer durch die Welt, und von ſeiner Art durch die Thüre ein Dutzend aus und ein. Als er dieſe Worte vernahm, ſprang er auf ein Fenſtermäuerchen das im Saal war; dann ſagte er mir, ich ſolle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte ſie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner ſagte ich, es kümmere mich gar nicht dem Herzog zu dienen; ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frei ſtehe. So blieb die Beſtie erſtaunt und erdfarb, und ich entfernte mich voller Verdruß, in der Abſicht in Gottes Namen fortzugehen, und wollte Gott, ich hätte ſie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht, daß der Herzog ſogleich dieſe Teufelei erfahren ſollte; deßwegen hielt ich mich einige Tage zu Hauſe, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schweſter und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorſorge ſo gut als möglich eingerichtet hinterlaſſen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne ſchlagen wollte. Und ſo hatte ich mir vorgenommen

so geschwind als möglich alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs oder jemand anders davonzugehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeister von selbst auf das höflichste rufen, und fing an eine gewisse pedantische Rede herzusagen, in der ich weder Art noch Anmuth noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte, er wolle als ein guter Christ keinen Haß gegen jemand hegen, vielmehr fragte er mich im Namen des Herzogs, was für eine Besoldung ich zu meinem Unterhalt verlange? Darauf besann ich mich ein wenig und antwortete nicht, fest entschlossen nicht da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht antwortete, hatte er so viel Verstand zu sagen: O Benvenuto, den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im Namen Seiner Excellenz mit dir. Darauf versetzte ich mit einiger Zufriedenheit, er solle Seiner Excellenz sagen, ich wolle keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte der Haushofmeister: Bandinelli hat 200 Scudi Besoldung; bist du damit zufrieden, so ist auch die deinige gemacht. Ich sagte, daß ich zufrieden sey, und das was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke sähe, ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz alles überlassen. So knüpfte ich den Faden wider meinen Willen aufs neue fest, und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog so unendliche Gunst bezeigte, als man sich in der Welt nur denken kann.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treuesten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt; auch in diesen war nichts als alles Gute enthalten. Ascanio schrieb mir auch und bat mich, ich solle mir

einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen sagte man dem König, daß ich angefangen habe für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beste Mann von der Welt war, so sagte er oft: Warum kömmt Benvenuto nicht wieder? Und als er sich deßhalb besonders bei meinen Gesellen erkundigte, sagten beide zugleich, ich schriebe ihnen, daß ich mich aufs beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge in Seiner Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: Da er sich von uns ohne irgend eine Ursache entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen; er bleibe wo er ist. So hatten die Erzschelme die Sache zu dem Punkte gebracht, den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wäre, hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten, und so wendeten sie alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses und machte das Modell von Gyps, und zwar von derselbigen Größe wie die Statue werden sollte, in der Absicht sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein bißchen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel, so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl als auch die Meduse vom Gerippe an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon und brannte sie allein mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieses Knaben zum Modell bedient; denn wir finden keine andern Bücher die Kunst zu lernen als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden und doch allein nicht alles thun. Es waren wohl einige in Florenz, die gerne gekommen wären, wenn sie Bandinelli nicht verhindert hätte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog sagte, ich wolle ihm seine Arbeiter entziehen; denn mir selbst sey es nicht möglich eine große Figur zusammen zu setzen. Ich beklagte mich beim Herzog über den großen Verdruß, den mir die

Beſtie machte und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugeſtehen möge. Dieſe Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinelli wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor alles ſo viel als möglich allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indeſſen ich mich nun ſo Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schweſter krank, und als er in wenigen Tagen ſtarb, hinterließ er mir meine jüngere Schweſter mit ſechs Töchtern, große und kleine, das war meine erſte Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer ſolchen zerſtörten Familie zu ſeyn.

Nun wollte ich aber, daß alles gut gehen ſollte, und da mein Garten ſehr verwildert war, ſuchte ich zwei Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von ſiebzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich ſie drei Tage gehabt hatte, ſagte mir der Jüngling, der Alte wollte nicht arbeiten, und ich thäte beſſer, ihn wegzuſchicken; denn er ſey nicht allein faul, ſondern verhindere auch ihn, den jungen, etwas zu thun; dabei verſicherte er mich, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich ſah, daß dieſer Menſch, der Bernardino Mannellini von Mugello hieß, ſo ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden ſogleich darüber einig. Dieſer Jüngling beſorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten und gab ſich alle Mühe mir auch in der Werkſtatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunſt mit ſo vieler Geſchicklichkeit lernte, daß ich nie eine beſſere Beihülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit dieſem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinelli gelogen habe, und daß ich recht gut ohne ſeine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derſelben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortſetzen konnte, hielt ich mich gerne in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldſchmieden, die Johann Paul und Dominicus Poggini hießen. Dieſe ließ ich ein goldenes Gefäßchen, ganz mit erhobenen Figuren und andern ſchönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; Seine Excellenz hatte daſſelbe der Herzogin zum Waſſerbecher beſtellt. Zugleich verlangte er von mir, daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen ſolle; und auch dieſes Werk war aufs reichſte mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen

vollendet. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzusehen und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indessen der Herzog auf und ab ging, porträtirte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl, und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte, es werde ihm das größte Vergnügen seyn, wenn ich im Palast arbeiten wollte, und mir darin Zimmer aussuchte, wo ich meine Oefen aufbauen, und was ich sonst bedürfte, aufs beste einrichten könnte; denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz, es sey nicht möglich; denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unschätzbare Liebkosungen, und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Perseus, noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieser eiteln Gunst nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böses und widerwärtiges Schicksal ein solches Glück nicht lange dulden, sondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie sehr übel ich gethan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte; und doch hätte er gewünscht, daß ich wieder käme, freilich auf eine Art die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber so viel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu demüthigen, denn ich wußte wohl, wenn ich diesen ersten Schritt gethan hätte, und vor den Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt, ich sey der Sünder, und verschiedene Vorwürfe, die man mir fälschlich gemacht hatte, seyen gegründet. Deßwegen nahm ich mich zusammen und schrieb, als ein Mann von Verstande, in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätherischen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten, die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herren von Florenz seyen.

Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König, und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Castell zu überlassen, auf die Weise wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beiden

Spitzbübchen verwilligen; denn er sah wohl ein, worauf ihre boshaften Absichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir auf eine etwas zornige Weise durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Bounaccorsi, ein florentinischer Bürger. Dieser Brief enthielt, daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sey ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne weiteres verbunden Rechenschaft von allem zu geben, was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt, und was ich für sie gearbeitet habe.

Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt; denn ich hätte selbst nicht mehr noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle, die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwei Notarien und eines Schatzmeisters gegangen, und alles von den Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, sie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Tasche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu, daß ich mich nicht rühmen könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sey man mir noch über 700 Goldgulden schuldig, die ich deßwegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben, aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um die Gunst des allerchristlichsten Königs, und nicht um Geld zu thun; denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war, und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen und mit meinem eigenen Leben Rechenschaft ablegen. Da ich aber sehe, daß man so wenig aus

mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten; denn ich wisse, daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Uebrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einen so großen König gehören und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas; dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich unter der Adresse des Cardinals Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als 35 Karat wog; auch hatte Anton Victor Landi einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Rosette gewesen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herren die Spitze wegschleifen lassen, und nun nahm er sich, als Brillant, auch nicht sonderlich aus; unser Herzog, der die Juwelen äußerst liebte, gab dem Schelm Bernardone gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardone allein die Ehre haben wollte, den Herzog zu hintergehen, so sprach er mit seinem Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Anton war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus und ein ging, so rief er mich eines Tages bei Seite — es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes — und sagte zu mir: Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewissen Diamanten zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamanten sehen; helft zu dem Verkaufe! Ich kann ihn für 17,000 Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Anton zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich alles sagen, was ich verstünde, ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer, und ungefähr acht Tage, nachdem Anton Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamanten, den ich an den Zeichen, die mir Anton gegeben hatte, sowohl der Gestalt als

dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie ſchon geſagt, von etwas trüblichem Waſſer war, und man die Spitzen deßhalb abgeſchliffen hatte, ſo wollte mir dieſe Art und Weiſe deſſelben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von dieſem Handel abgerathen haben. Daher, als mir Seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, daß ich ſagen ſolle? Denn es ſey ein Unterſchied bei den Juwelieren, einen Stein zu ſchätzen, wenn ihn ein Herr ſchon gekauft habe, oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf ſagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich ſollte nur meine Meinung ſagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine beſcheidene Weiſe das wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelſtein verſtand. Er ſagte mir, ich ſolle die Schönheit der langen Facetten ſehen, die der Stein habe; darauf ſagte ich, es ſey das eben keine große Schönheit, ſondern vielmehr nur eine abgeſchliffene Spitze. Darauf gab mein Herr, welcher wohl einſah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdruſſes von ſich, und ſagte, ich ſolle den Werth des Edelſteins betrachten und ſagen, was ich ihn ſchätze. Da nun Anton Landi den Stein für 17,000 Scudi angeboten hatte, glaubte ich, der Herzog habe höchſtens 15,000 dafür bezahlt, und weil ich ſah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit ſagte, ſo wollte ich ihn in ſeiner falſchen Meinung erhalten, und ſagte, indem ich ihm den Diamanten zurückgab: 18,000 Scudi habt ihr bezahlt. Da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens, und ſagte: Nun ſehe ich, daß du dich nicht darauf verſtehſt! Ich verſetzte: Gnädiger Herr, ihr ſeht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht, den Ruf eures Edelſteins zu erhalten, ſo werde ich bemüht ſeyn mich drauf zu verſtehen. Sagt mir wenigſtens, wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weiſe Ew. Excellenz mich drauf verſtehen lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg und ſagte: 25,000 Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geſchah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldſchmieden. Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf dieſen Lärm herbeigelaufen. Zu dieſem ſagte ich: Ich würde dem Herzog nicht gerathen haben den Stein zu kaufen; hätte er aber ja Luſt dazu gehabt, ſo hat mir ihn Anton Landi vor acht Tagen für 17,000 Scudi angeboten, und ich glaube für 15,000, ja noch für weniger hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will ſeinen

Edelſtein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen ſo abſcheulichen Betrug geſpielt hat; er wird es niemals glauben, wie die Sache ſich eigentlich verhält. So ſprachen wir unter einander und lachten über die Leichtgläubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte ſchon die Figur der Meduſe, wie geſagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eiſen war die Geſtalt, gleichſam anatomiſch übergezogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte ſie aufs beſte, dann brachte ich das Wachs drüber, um ſie zu vollenden, wie ſie dereinſt in Erz werden ſollte. Der Herzog, der oft gekommen war mich zu ſehen, war ſo beſorgt der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünſchte, ich möchte einen Meiſter zu Hülfe nehmen, der dieſe Arbeit verrichtete. Dieſe Gunſt des Herrn ward mir ſehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung ſprach, ſo dachte ſein Haushofmeiſter nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte dieſem ſchlechten Mann, der von Prato, und alſo ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewiſſen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in ſeiner Jugend unterrichtet hatte als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufſeher der Polizeidiener und aller Gerichtsſtellen der Stadt Florenz gemacht. Dieſer, als er mit aller ſeiner Wachſamkeit mir nichts Uebels thun und ſeine Klauen nirgends einſchlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu ſeinem Zweck zu gelangen. Er ſuchte die Mutter meines Lehrburſchen auf, der Vincenz hieß, ein Weib der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantiſche Schelm mit der hölliſchen Spitzbübin einen Anſchlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewiſſer Bologneſer war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem ſchelmiſchen pedantiſchen Narren, dem Haushofmeiſter, erhalten hatte, kam ſie eine Sonnabendsnacht mit ihrem Sohn zu mir und ſagte, ſie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeſchloſſen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen ſolle ſie ihn gehen laſſen wohin er wolle. Ich lachte ſie aus und fragte, warum ſie ihn eingeſchloſſen habe? Sie antwortete, weil er mit mir geſündigt habe, ſo ſey ein Befehl ergangen uns beide einzuziehen. Darauf ſagte ich, halb erzürnt: Wie habe ich

gesündigt? fragt den Knaben selbst! Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr sey? Der Knabe weinte und sagte: Nein! Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: Du Schelm, ich weiß wohl nicht, wie das zugeht. Dann wendete sie sich zu mir und sagte, ich sollte ihn im Hause behalten; denn der Bargell suche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: Ich habe bei mir eine verwittwete Schwester mit sechs frommen Töchtern, und ich will niemand bei mir haben. Darauf sagte sie, der Haushofmeister habe dem Bargell die Commission gegeben, man solle suchen mich auf alle Weise gefangen zu nehmen; da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr 100 Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeister sey ihr größter Freund, und sie werde mit ihm machen was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wüthend geworden und rief: Weg von hier, nichtswürdige Hure! Thäte ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hätte ich dich schon mit diesem Dolche ermordet, nachdem ich zwei-, dreimal gegriffen habe. Mit diesen Worten, und mit viel schlimmen Stößen, warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sey, dieser Teufelei ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ungefähr 2000 Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardino von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub weggegangen sey, so wollte ich auch

ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verschiedene Weise mein grausames Schicksal mich verfolgte, tröstete ich mich, da ich mich so munter und frisch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weise zu scharmuzziren. Indessen ich so an meine Umstände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieser schönen und reichen Stadt. Ich besuchte den wunderſamen Tizian, den Maler, und Meister Jakob del Sansovino, einen trefflichen Bildhauer und Baumeister, einen unserer Florentiner, den die venetianischen Obern sehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Florenz in unserer Jugend genau gekannt. Diese beiden trefflichen Männer erzeigten mir viel Liebkosungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich sogleich bei der Hand nahm und mir aufs freundlichste zusprach: denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienste des Königs war. Damals wohnte er in dem Haus des Herrn Julian Buonaccorsi, und weil er, ohne seine größte Gefahr, sich nicht überall durfte sehen lassen, brachte er die meiste Zeit in meinem Schlößchen zu, und sah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieser alten Bekanntschaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten sich und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle? denn sie dachten, es sey meine Absicht nach Frankreich zurückzukehren. Da erzählte ich ihnen die Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sey, und daß ich in zwei, drei Tagen wieder zurückgehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich beide mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst fürchtete, und sagten: Du thäteſt besser nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt bist; was du da gewonnen hast, wirst du alles in Florenz verlieren, und daselbst nur Verdruß haben. Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreiste den andern Tag so geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indessen legten sich die Teufeleien meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Ursache geschrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernst und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien besuchen. Nach einer kurzen ernsthaften Stille redete er mich freundlich an und fragte, wo ich gewesen sey? Ich antwortete, mein

Herz ſey nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt geweſen, ob mich gleich die Umſtände genöthigt hätten den Körper ein wenig ſpazieren zu laſſen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und ſo discurirten wir ein wenig. Endlich ſagte er zu mir, ich ſolle fleißig ſeyn und ihm ſeinen Perſeus endigen.

So ging ich nach Hauſe, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schweſter nämlich mit ihren ſechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor, und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erſte, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldſchmiede boſſirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieſes Werk gefiel: ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu verſuchen, welche zu den Formen geſchickt ſeyen; denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei ſeinen Arbeiten in Erz ſich auch der florentiniſchen Erden bedient hatte, dabei ſehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, ſo wollte ich, ehe ich den Guß meines Perſeus unternahm, keinen Fleiß ſparen, um die beſte Erde zu finden, welche der wunderſame Donatello nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühſeligkeit an ſeinen Werken bemerkte. So ſetzte ich nun zuletzt auf künſtliche Weiſe die Erde zuſammen, die mir aufs beſte diente, und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkſtatt des Meiſter Zanobi von Pagno, des Glockengießers, und da ich ſah, daß der Kopf ſehr rein ausgefallen war, erbaute ich ſogleich einen kleinen Ofen in der Werkſtatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hauſe, das er mir geſchenkt hatte, errichtet worden war, und ſobald mein Ofen mit aller möglichen Sorgfalt ſich in Ordnung befand, machte ich Anſtalt die Statue der Meduſe zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das ſich unter den Füßen des Perſeus befindet. Da dieſes nun ein ſehr ſchweres Unternehmen war, ſo unterließ ich nichts von alle dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möchte. Und ſo gerieth mir der erſte Guß aus meinem Ofen auf das allerbeſte; er war ſo rein, daß meine Freunde glaubten, ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verſtanden es aber ſo wenig, als gewiſſe Deutſche und Franzoſen, die ſich der ſchönſten Geheimniſſe rühmen, und behaupten dergeſtalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht

nöthig habe es auszuputzen. Das ist aber ein närrisches Vorgeben; denn jedes Erz, wenn es gegossen ist, muß mit Hammer und Grabstichel nachgearbeitet werden, wie es die wundersamen Alten gethan haben, und auch die Neuen, ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verstanden. Dieser Guß gefiel Seiner Excellenz gar sehr, als Sie in mein Haus kamen ihn zu sehen, wobei Sie mir großen Muth einsprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der rasende Neid des Bandinelli zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag, und Ihr zu verstehen gab, daß, wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, so sey ich doch nie im Stande sie zusammenzusetzen: denn ich sey neu in der Kunst, und Seine Excellenz solle sich sehr in Acht nehmen Ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, so daß ich genöthigt war mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgendergestalt an: Gnädiger Herr, ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr und besorge daher Ew. Excellenz mißtraue mir; deßwegen sage ich von neuem, ich halte mich für fähig das Werk dreimal besser zu machen als das Modell war, so wie ich gesprochen habe. Als ich bemerkte, daß diese Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, so ärgerte ich mich dergestalt und fühlte eine unerträgliche Leidenschaft, so daß ich den Herzog aufs neue anging und sagte: Gnädiger Herr, diese Stadt war auf alle Weise die Schule der Talente; wenn aber einer einmal bekannt ist und etwas gelernt hat, so thut er wohl, um den Ruhm seiner Stadt und seines Fürsten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Excellenz ist bekannt, was Donatello und Lenhard da Vinci waren, und was jetzt der wundersame Michel Agnolo Buonarotti ist; diese vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Excellenz. Und so hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun und bitte deßwegen mich gehen zu lassen; aber ich bitte euch sehr den Bandinelli festzuhalten und ihm immer mehr zu geben als er verlangt; denn wenn er auswärts geht, so wird seine Anmaßung und Unwissenheit dieser edeln Schule auf alle Weise Schande machen. Und so gebt mir Urlaub! denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Excellenz.

Da der Herzog mich alſo entſchieden ſah, kehrte er ſich halb zornig um und ſagte: Benvenuto, wenn du Luſt haſt das Werk zu vollenden, ſoll dir's nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande ſey das verſprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf dieſe Weiſe von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, ſo daß ich genöthigt war in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen ſollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Excellenz, wo Dominicus und Johann Paul Poggini fortfuhren an dem goldenen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten; auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen laſſen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden ſollte. Und ob ich gleich vermied ſo etwas zu unternehmen, ſo hielt mich doch der Herzog mit ſo vieler Anmuth alle Abende bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit, und verlangte von mir auf die gefälligſte Weiſe, daß ich ſie bei Tage fortſetzen ſolle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verſtehen, ob ich gleich voraus ſah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen werde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas ſpäter als gewöhnlich hereintrat, ſagte er zu mir: Du biſt unwillkommen (mal venuto!). Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das iſt mein Name nicht; denn ich heiße Benvenuto; aber ich denke Ew. Excellenz ſcherzt nur; und ich will alſo weiter nichts ſagen. Darauf ſagte der Herzog, er ſcherze nicht, es ſey ſein völliger Ernſt; ich ſollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen; denn er höre, daß ich, im Vertrauen auf ſeine Gunſt, dieſes und jenes thue, was ſich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen, dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und ſagte: Gieb erſt wieder, was du von Bernardone borgteſt! Da haſt du eins! Darauf verſetzte ich: Gnädiger Herr, ich danke euch und bitte, daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt. Es iſt wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwei Amboſe und drei kleine Hämmer, und es ſind ſchon fünfzehn Jahre, daß ich ſeinem Georg von Cortona ſagte, er möge nach dieſem Geräthe ſchicken. Da kam gedachter Georg ſelbſt ſie abzuholen; und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Perſon auf dieſe Weiſe etwas beſitze, in Rom oder in Florenz, es ſey von denen, die es Ihnen

ſelbſt hinterbringen oder von andern, ſo ſtrafen ſie mich nach dem Kohlenmaße.

Als der Herzog mich in dieſer heftigen Leidenſchaft ſah, wendete er ſich auf eine gelinde und liebevolle Weiſe zu mir und ſagte: Wer nichts verſchuldet hat, dem iſt es nicht geſagt. Verhält es ſich wie du verſicherſt, ſo werde ich dich immer gerne ſehen wie vorher. Darauf verſetzte ich: Die Schelmſtreiche des Bernardone zwingen mich Ew. Excellenz zu fragen und zu bitten, daß Sie mir ſagen, wie viel Sie auf den großen Diamanten mit der abgeſchliffenen Spitze verwendet haben; denn ich hoffe die Urſache zu zeigen, warum dieſer böſe Menſch mich in Ungnade zu bringen ſucht. Darauf antwortete der Herzog: Der Diamant koſtet mich 25,000 Scudi: warum fragſt du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: Weil mir Anton Landi geſagt, wenn ich ſuchen wollte dieſen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, ſo wolle er ihn für 16,000 Scudi geben. Das war nun ſein erſtes Gebot und Ew. Excellenz weiß nun, was Sie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr ſey, fragen Sie den Dominicus Poggini und ſeinen Bruder, die hier gegenwärtig ſind, ob ich es damals nicht gleich geſagt habe? Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz ſagten, daß ich es nicht verſtehe, und ich wohl ſah, daß Sie Ihren Stein bei Ruhm erhalten wollten. Allein wißt, gnädiger Herr, ich verſtehe mich ſehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, ſo gut als einer auf die Welt gekommen iſt, und ich werde euch niemals acht- bis zehntauſend Scudi ſtehlen, vielmehr werde ich ſie mit meiner Arbeit zu erwerben ſuchen. Ich befinde mich hier Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldſchmied und Münzmeiſter zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieſes jetzt ſage, geſchieht zu meiner Vertheidigung: ich habe weiter nichts dabei, und ich ſage es in Gegenwart ſo vieler wackern Leute, die hier ſind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glaube, was er ſagt.

Sogleich ſtand der Herzog entrüſtet auf und ſchickte nach Bernardone, der mit Anton Landi genöthigt wurde bis Venedig zu reiſen. Anton behauptete, er habe nicht von dieſem Diamanten geſprochen. Als ſie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und ſagte: Gnädiger Herr, was ich geſagt habe, iſt wahr, und was Bernardone wegen der Geräthſchaften ſagt, iſt nicht wahr; wenn er es beweist, will ich ins Gefängniß

gehen. Darauf wendete ſich der Herzog zu mir und ſagte: Benvenuto, bleibe ein rechtſchaffener Mann und ſey übrigens ruhig! So verrauchte die Sache und es ward niemals mehr davon geſprochen. Ich hielt mich indeſſen zu der Faſſung des Edelſteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, ſagte ſie mir ſelbſt, ſie ſchätze meine Arbeit ſo hoch als den Diamanten, den ihr der Bernardaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr das Juwel ſelbſt an die Bruſt ſtecken ſollte und gab mir dazu eine große Stecknadel; darauf befeſtigte ich den Edelſtein und ging, unter vielen Gnadenbezeugungen, die ſie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß ſie ihn wieder habe umfaſſen laſſen durch einen Deutſchen oder einen andern Fremden; denn Bernardone behauptete, der Diamant würde ſich nur beſſer ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich ſchon geſagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten, nach meinen Zeichnungen, gewiſſe goldene Gefäße mit halberhobenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da ſagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, ſo wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildniſſe machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht ſie übertreffen; denn ſeitdem ich die Medaillen des Papſtes Clemens VII gemacht, habe ich ſo viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Beſſeres zu liefern getraue. So ſollten ſie auch beſſer werden als die Münzen, die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für ſchön halte; auch wollte ich Seiner Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen, wie dem wunderſamen König Franz von Frankreich, den ich ſo gut bedient habe, weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verſchaffte, ſo daß ich indeſſen meine Zeit auf Koloſſen oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf ſagte der Herzog: Thue nur und ich werde ſehen. Er gab mir aber weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beihülfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zuſtellen und ſagte: Das iſt Silber aus meinem Bergwerk: mache mir ein ſchönes Gefäß! Weil ich aber meinen Perſeus nicht zurücklaſſen wollte und doch großes Verlangen hatte ihm zu dienen, gab ich das Metall mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen einem Schelm, der Peter Martini, der

Goldſchmied, hieß, der die Arbeit ungeſchickt anfing und ſie nicht einmal förderte, ſo daß ich mehr Zeit verlor als wenn ich ſie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich ſah, daß er weder ſelbſt noch durch andere die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich ſie zurück, und ich hatte große Mühe einen übelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von dieſem Handel vernahm, ſchickte nach den Gefäßen und Modellen, und ſagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch nach meinen Zeichnungen verſchiedene Perſonen in Venedig und an andern Orten arbeiten laſſen, und ward immer ſchlecht bedient.

Die Herzogin ſagte mir oft, ich ſollte Goldſchmiedearbeiten für ſie verfertigen. Darauf verſetzte ich öfters, die Welt und ganz Italien wiſſe wohl, daß ich ein guter Goldſchmied ſey, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand geſehen, und einige raſende Bildhauer verſpotteten mich und nennten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling ſey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perſeus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz geendigt aufzuſtellen. So ging ich nach Hauſe, arbeitete Tag und Nacht und ließ mich nicht im Palaſt ſehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine ſilberne Gefäße machen, groß wie ein Zweipfennigtöpfchen, mit ſchönen Masken, auf die reichſte antike Weiſe. Als ich die Gefäße brachte, empfing ſie mich auf das freundlichſte, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat ſie, ſie möchte dem Herzog ſagen, daß ich zu einem ſo großen Werke zu wenig Beihülfe hätte, und daß er doch der böſen Zunge des Bandinelli nicht glauben ſolle, die mich verhindere meinen Perſeus zu vollenden. Zu dieſen meinen kläglichen Worten zuckte ſie die Achſel und ſagte: Fürwahr, der Herzog ſollte nur zuletzt einſehen, daß ſein Bandinelli nichts taugt.

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast, und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lactanz Gorini etwa achtzehn Monate lang gewisse Arbeiter gut gethan; nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lactanz, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit seinem Mückenstimmchen, indem er seine Spinnenfinger bewegte: Warum endigst du nicht das Werk? Man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirst! Ich sagte darauf erzürnt: Hol' euch der Henker und alle, die glauben, daß ich es nicht vollenden könne! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Perseus, und nicht ohne Thränen; denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes, den ich in Paris im Dienste des verwundernswürdigen Königs verlassen hatte, der mich in allem unterstützte; und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begriff mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm 100 Scudi zu mir und ritt nach Fiesole, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Gesellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohl auf und küßte es in meinem Verdrusse. Da ich weg wollte, ließ es mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen, unter einem wüthenden Weinen und Geschrei, das, in dem Alter von ungefähr zwei Jahren, eine äußerst verwundersame Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte den Bandinelli, der alle Abend auf ein Gut über San Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fände, verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in seinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück und als ich auf den Platz von San Domenico gelangte,

kam Bandinelli eben an der andern Seite herein und ich, sogleich entschlossen das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier, wie einen Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: Fürchte nichts, feige Memme, du bist meiner Stiche nicht werth. Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und sagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte eine solche Unordnung anzurichten, und fühlte mich befreit von der teuflischen Raserei. Ich faßte Muth und sagte zu mir selber: Wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden und meine Rache wird größer und herrlicher seyn, als wenn ich sie an einem einzigen ausgelassen hätte. Und mit diesem guten Entschluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drei Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erstickt hatte; worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Dessenungeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und sagte: Gott und Herr, du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen: für alles danke ich dir von Herzen. Und obschon der große Schmerz mich fast ganz aus der Fassung gebracht hatte, so machte ich doch aus der Noth eine Tugend und schickte mich so gut als möglich in diesen Unfall.

Um diese Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinelli verlassen; er hieß Franz, Sohn Matthäus', des Schmiedes; dieser Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben. Ich war es zufrieden und stellte ihn an, die Figur der Meduse auszuputzen, die schon gegossen war. Nach vierzehn Tagen sagte mir dieser junge Mensch, er habe mit seinem vorigen Meister gesprochen, der mich fragen ließe, ob ich eine Figur von Marmor machen möchte; er wolle mir ein schönes Stück Stein dazu geben. Darauf versetzte ich: Sag' ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein böser Stein für ihn werden; denn er reizt mich immer und erinnert sich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze San Domenico entronnen ist. Nun sag' ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weise verlange. Ich rede niemals von dieser Bestie, und

er kann mich nicht ungehudelt laſſen. Fürwahr, ich glaube, er hat dich abgeſchickt bei mir zu arbeiten, nur um meine Handlungen auszuſpähen; nun gehe und ſage ihm, ich werde den Marmor, auch wider ſeinen Willen, abfordern, und du magſt wieder bei ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaſte ſehen laſſen. Einſt kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte beinahe abgeſpeist, und wie ich hörte, ſo hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir geſprochen, beſonders hatte er mich ſehr über das Faſſen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ ſie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, erſuchte ſie mich ihr eine kleine Roſette in einen Ring zu paſſen, und ſetzte hinzu, daß ſie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maß und den Diamanten, der ungefähr 100 Scudi werth war, und bat mich, ich ſolle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu ſprechen und ſagte: Gewiß war Benvenuto in dieſer Kunſt ohne Gleichen; jetzt, da er ſie aber bei Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen; deßwegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieſer Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung iſt, zu große Arbeit verurſachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir dieſen kleinen Dienſt für ſeine Gemahlin erlauben ſolle. Alsbald legte ich Hand an, und in wenigen Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und beſtand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebſt Bändchen von Schmelz, ſo daß der Edelſtein und die Faſſung ſich ſehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten ſagte, ich habe ihr eine ſehr ſchöne Arbeit gemacht und ſie werde an mich denken. Sie ſchickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geſchenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar ſo liebevoll, daß ich mich immer anſtrengte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Geſichte kam; und Gott weiß, daß ich es brauchte, denn ich wünſchte nichts eifriger, als meinen Perſeus zu endigen.

Es hatten ſich gewiſſe Geſellen gefunden, die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an, mich mehr im Palaſt ſehen zu laſſen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der

Uhr kam, ſah ich die Garderobethüre offen, und als ich mich ſehen ließ, rief der Herzog und ſagte mir auf eine ſehr freundliche Weiſe: Du biſt willkommen! ſiehe, dieſes Käſtchen hat mir Herr Stephan von Paleſtrina zum Geſchenke geſchickt; eröffne es und laß uns ſehen, was es enthält! Als ich das Käſtchen ſogleich eröffnet hatte, ſagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das iſt eine Figur von griechiſchem Marmor, die Geſtalt eines Kindes, wunderſam gearbeitet. Ich erinnere mich nicht, unter den Alterthümern ein ſo ſchönes Werk und von ſo vollkommener Manier geſehen zu haben; deßwegen biete ich mich an, zu dieſer verſtümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar ſchickt ſich nicht für mich Statuen auszuflicken — denn das iſt das Handwerk gewiſſer Pfuſcher, die ihre Sache ſchlecht genug machen — indeſſen fordert mich die Vortrefflichkeit dieſes Meiſters zu ſolcher Arbeit auf. Der Herzog war ſehr vergnügt, daß die Statue ſo ſchön ſey, fragte mich viel darüber und ſagte: Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Vortrefflichkeit dieſes Meiſters beſtehe, worüber du dich ſo ſehr verwunderſt! Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, ſo gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten, und ſuchte ihm das Talent, die Kenntniß und die ſeltene Manier des Meiſters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich ſehr viel geſprochen, und es um ſo lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indeſſen ich nun den Herzog auf dieſe angenehme Weiſe unterhielt, begab ſich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thüre aufmachte, kam Bandinelli herein. Der Herzog erblickte ihn, ſchien ein wenig unruhig, und ſagte mit ernſthaftem Geſichte: Was wollt ihr, Bandinelli? Ohne etwas zu antworten warf dieſer ſogleich die Augen auf das Käſtchen, worin die aufgedeckte Statue lag, und ſagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfſchütteln, indem er ſich gegen den Herzog wendete: Herr, das iſt auch eins von den Dingen, über die ich Ew. Excellenz ſo oft geſprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verſtanden; deßwegen auch ihre Werke voller Fehler ſind. Ich war ſtill und merkte nicht auf das, was er ſagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Beſtie ihr ungefälliges Gewäſch geendigt hatte, ſagte der Herzog zu mir: Das iſt ganz das Gegentheil von dem, was du mit ſo viel ſchönen Gründen mir erſt aufs beſte

bewieſen haſt; vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf dieſe herzoglichen Worte, die mir mit ſo vieler Anmuth geſagt wurden, antwortete ich ſogleich: Ew. Excellenz wird wiſſen, daß Baccio Bandinelli ganz aus böſen Eigenſchaften zuſammengeſetzt iſt, ſo wie er immer war, dergeſtalt, daß alles, was er auch anſieht, ſelbſt Dinge die im allerhöchſten Grad vollkommen gut ſind, ſich vor ſeinen widerlichen Augen ſogleich in das ſchlimmſte Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher iſt das, was ich Ew. Excellenz von dieſer vortrefflichen Statue geſagt habe, vollkommen wahr, was aber Bandinelli von ihr behauptet, das iſt nur ganz allein das Böſe, woraus er zuſammengeſetzt iſt.

Der Herzog ſtand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indeſſen als ich ſprach, verzerrte Bandinelli ſeine Gebärde und machte die häßlichſten Geſichter ſeines Geſichts, das häßlicher war, als man ſich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte ſich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinelli; die Kämmerer nahmen mich bei der Jacke, und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam, wo er ſich niederſetzte. Bandinelli und ich ſtanden zu ſeiner Rechten und Linken. Ich hielt mich ſtill und die Umſtehenden, verſchiedene Diener Seiner Excellenz, ſahen den Bandinelli ſcharf an, und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben geſagt hatte. Nun fing Bandinelli zu reden an und ſagte: Als ich meinen Hercules und Cacus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert ſchlechte Sonette darauf gemacht, die das Schlimmſte enthielten, was man von einem ſolchen Pöbel erwarten kann. Gnädiger Herr! verſetzte ich dagegen: als euer Michel Agnolo Buonarotti ſeine Sacriſtei eröffnete, wo man ſo viele ſchöne Figuren ſieht, machte dieſe wunderſame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas Beſſeres darüber ſagen könnte. Und ſo wie jener das Gute verdiente, das man von ihm ausſprach, ſo verdient dieſer alles das Uebel, was über ihn ergangen iſt. Auf dieſe Worte wurde Bandinelli ſo raſend, daß er hätte berſten mögen, kehrte ſich zu mir und ſagte: Und was wüßteſt du noch mehr? Ich antwortete: Das will ich dir ſagen, wenn du ſo viel Geduld haſt mir zuzuhören. Er verſetzte: Rede nur!

Der Herzog und die andern, die gegenwärtig waren, zeigten große

Aufmerkſamkeit, und ich fing an: Wiſſe, daß es mir unangenehm iſt, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen, aber ich werde nichts aus mir ſelbſt ſagen, vielmehr ſollſt du nur hören, was in dieſer trefflichen Schule von dir geſprochen wird.

Nun ſagte dieſer ungeſchickte Menſch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, ſo daß ich auf eine ſehr unangenehme Weiſe anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er ſich beſſer betragen hätte. Daher fuhr ich fort: Dieſe treffliche Schule ſagt, daß wenn man dem Hercules die Haare abſchöre, kein Hinterkopf bleiben würde, um das Gehirn zu faſſen, und was das Geſicht betrifft, ſo wiſſe man nicht, ob es einen Menſchen oder Löw-Ochſen vorſtellen ſolle. Er ſehe gar nicht auf das was er thue. Der Kopf hänge ſo ſchlecht mit dem Hals zuſammen, mit ſo wenig Kunſt und ſo übler Art, daß man es nicht ſchlimmer ſehen könne. Seine abſcheulichen Schultern glichen, ſagt man, zwei hölzernen Bogen von einem Eſelsſattel, die Bruſt mit ihren Muskeln ſehen nicht nach einem Menſchen gebildet, ſondern nach einem Melonenſacke, den man gerade vor die Wand ſtellt; ſo ſey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbiſſe modellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einſehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch ſehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen ſtehe, wie es manchmal ſolche Meiſter gebildet haben, die etwas zu machen verſtanden; man ſehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein ſey der größte und unerträglichſte Fehler, den nur ein Dutzendmeiſter aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen ſagt man, ſie ſehen beide ohne die mindeſte Zierlichkeit herunter geſtreckt, man ſehe daran keine Kunſt, eben als wenn ihr niemals lebendige nackte Menſchen erblickt hättet; an dem rechten Fuße des Hercules und des Cacus ſehen die Waden, in einander verſenkt, daß, wenn ſich die Füße von einander entfernten, nicht einer, ſondern beide ohne Waden bleiben würden. Ferner ſagen ſie, einer der Füße des Hercules ſtecke in der Erde, und es ſcheine, als wenn Feuer unter dem andern ſey.

Nun hatten dieſe Worte den Mann ſo ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Cacus anzeigte. Denn ich ſagte nicht allein die Wahrheit, ſondern ich machte

ſie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anſchaulich, ſo daß ſie die größte Verwunderung zeigten und einſahen, daß ich vollkommen Recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Menſch an und ſagte: O du böſe Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen; deßwegen glaube ich, deine Zeichnung iſt wie deine Werke. Da er nun das herzogliche Geſicht und die Geſichter der andern anſah, die ihn mit Blicken und Mienen zerriſſen, ließ er ſich zu ſehr von ſeiner Frechheit hinreißen, kehrte ſein häßlichſtes Geſicht gegen mich und ſagte mit Heftigkeit: O ſchweige ſtill, du Sodomit!

Der Herzog ſah ihn auf dieſe Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern ſchloſſen den Mund und warfen finſtere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine ſo ſchändliche Weiſe beleidigt ſah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geſchicktes Mittel. O du Thor! ſagte ich: du überſchreiteſt das Maß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine ſo edle Kunſt verſtünde; denn wir leſen, daß Jupiter ſie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiſer und Könige derſelben; ich aber, als ein niedriges und geringes Menſchlein, wüßte mich nicht in einen ſo wunderſamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte ſich niemand halten; der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieſer Gelegenheit munter und gleichgültig bezeigte, ſo wißt nur, geneigte Leſer, daß mir inwendig das Herz ſpringen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteſte Schwein, das jemals zur Welt gekommen, ſo kühn ſeyn ſollte, mir in Gegenwart eines ſo großen Fürſten einen ſolchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich; denn hätte er dieſe Worte nicht in ſo großer Gegenwart ausgeſprochen, ſo hätte er mir todt auf der Erde liegen ſollen.

Da der ſchmutzige dumme Schurke nun ſah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, ſich wieder in eine neue Albernheit einzulaſſen, indem er ſagte: Dieſer Benvenuto rühmt ſich, als wenn ich ihm einen Marmor verſprochen hätte. Darauf ſagte ich ſchnell: Wie? haſt du mir nicht durch Franz, den Sohn Matthäus' des Schmiedes, deinen Geſellen, ſagen laſſen, daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu ſchenken bereit ſeyſt? Ich habe es angenommen und verlang' es. Er verſetzte darauf: Rechne nur, daß du es nicht ſehen wirſt! Noch voll

Raſerei über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, ſo daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth verſetzte: Ich ſage dir ausdrücklich, wenn du mir nicht den Marmor bis ins Haus ſchickſt, ſo ſuche dir eine andere Welt; denn in dieſer werde ich dich auf alle Weiſe erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines ſo großen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu Seiner Excellenz und ſagte: Gnädiger Herr, Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieſes Menſchen habe ich die Herrlichkeit von Ew. Excellenz und mich ſelbſt vergeſſen; deßwegen verzeiht mir! Darauf ſagte der Herzog zu Bandinelli: Iſt es wahr, daß du ihm den Marmor verſprochen haſt? Dieſer antwortete, es ſey wahr. Der Herzog ſagte darauf zu mir: Gehe in ſeine Werkſtatt und nimm dir ein Stück nach Belieben! Ich verſetzte, er habe verſprochen, mir eins ins Haus zu ſchicken. Es wurden noch ſchreckliche Worte geſprochen, und ich beſtand darauf, nur auf dieſe Weiſe den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus; ich fragte, wer mir ihn ſchicke? Sie ſagten, es ſchicke ihn Bandinelli, und es ſey das der Marmor, den er mir verſprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkſtatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indeſſen ich arbeitete, machte ich auch das Modell; denn ſo groß war meine Begierde in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entſchluß genug hatte, ein Modell mit ſo viel Ueberlegung zu machen, als eine ſolche Kunſt erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen ſtumpfen und unreinen Klang von ſich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apoll und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkſtatt ſieht. Indeſſen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und ſagte mir öfters: Laß das Erz ein wenig ſtehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zuſehe! Darauf nahm ich ſogleich die Eiſen und arbeitete friſch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell; ich antwortete: Dieſer Marmor iſt voller Stiche; deſſen ungeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entſchließen können ein Modell zu machen, und will mir nur ſo gut als möglich heraushelfen.

Geſchwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück griechiſchen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed reſtauriren möchte, der Urſache des Streites mit Bandinelli war. Als das Stück

Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde ſey, es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiweſen zum Ganymed zu verfertigen. Ich ſah mich nach anderem Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwei Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwei Finger breit waren: deßhalb machte ich die Stellung, die man ſieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre, die es darauf geregnet hatte, ſo daß die Oeffnungen immer voll Waſſer ſtanden, war die Feuchtigkeit dergeſtalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geſchwächt und gleichſam faul war. Das zeigte ſich nachher, als der Arno überging, und das Waſſer in meiner Werkſtatt über anderthalb Ellen ſtieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Unterſatz ſtand, ſo warf ihn das Waſſer um, darüber er unter der Bruſt zerbrach, und als ich ihn wieder herſtellte, machte ich, damit man den Riß nicht ſehen ſollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Bruſt hat. So arbeitete ich an ſeiner Vollendung gewiſſe Stunden vor Tag, oder auch an Feſttagen, nur um keine Zeit an meinem Perſeus zu verlieren; und als ich unter andern eines Morgens gewiſſe kleine Eiſen, um daran zu arbeiten, zurecht machte, ſprang mir ein Splitter vom feinſten Stahl ins rechte Auge, und drang ſo tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weiſe herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieſes Auges zu verlieren. Nach verſchiedenen Tagen rief ich Meiſter Raphael de' Pilli, den Chirurgus, der zwei lebendige Tauben nahm und, indem er mich rückwärts auf den Tiſch legte, dieſen Thieren eine Ader durchſtach, die ſie unter dem Flügel haben, ſo daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn ſchnell wieder geſtärkt fühlte. In Zeit von zwei Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei und mein Geſicht war verbeſſert. Als nun das Feſt der heiligen Lucia herbeikam — es war nur noch drei Tage bis dahin — machte ich ein goldenes Auge aus einer franzöſiſchen Münze, und ließ es der Heiligen durch eine meiner ſechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch ſie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Luſt an gedachtem Narciß zu arbeiten; denn da ich den Perſeus unter ſo vielen Hinderniſſen doch ſo weit gebracht hatte, ſo war ich entſchloſſen ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. — Der Verfasser giebt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. — Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduse so gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perseus in Wachs aus, und versprach mir, daß er eben so gut wie jene in Erz ausfallen solle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn, und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne so von Erz nicht ausfallen, oder er mochte sich es selbst vorgestellt haben; genug, er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir einmal unter anderm: Benvenuto, die Figur kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunst erlaubt es nicht. Ueber diese Worte war ich sehr verdrießlich und sagte: Ich weiß, daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen; und das mag daher kommen, weil Sie entweder denen zu viel glauben, die von mir Uebels reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen. Er ließ mich kaum ausreden und versetzte: Ich gebe mir Mühe mich darauf zu verstehen, und verstehe es recht gut. Darauf antwortete ich: Ja, als Herr, aber nicht als Künstler; denn wenn Ew. Excellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz gerathen ist, das große Porträt von Ew. Excellenz, das nach Elba geschickt wurde, und da ich den Ganymed von Marmor mit so großer Schwierigkeit restaurirt, und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig sehen. Dieß war ein sehr schwerer Guß, wobei ich gethan habe, was niemand vor mir in dieser verteufelten Kunst leistete. Seht, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn, außer manchen Abänderungen und kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwei Oeffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wäre, wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Geübten in dieser Kunst glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten, die ich in Frankreich unter dem

wunderſamen König Franciſcus gemacht habe, ſind mir trefflich gerathen, bloß weil dieſer gute König mir immer ſo großen Muth machte mit dem vielen Vorſchuß, und indem er mir ſo viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, ſo daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deßwegen habe ich in ſo kurzer Zeit ſo eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihülfe, deren ich bedarf, ſo hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen ſoll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geiſt erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, ſo iſt es unmöglich, daß weder ich noch irgend ein Menſch in der Welt etwas leiſten könne, das recht ſey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gerne, und wendete ſich bald da- bald dorthin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter betrübte mich äußerſt; denn ich erinnerte mich des ſchönen Zuſtands, den ich in Frankreich verlaſſen hatte. Darauf verſetzte der Herzog: Nun ſage, Benvenuto, wie iſt es möglich, daß der ſchöne Kopf der Meduſe da oben in der Hand des Perſeus jemals kommen könne? Sogleich verſetzte ich: Nun ſeht, gnädiger Herr, daß ihr es nicht verſteht; denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunſt hätte, wie Sie behauptet, ſo würde Sie keine Furcht für den ſchönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten ſo weit entfernt ſteht.

Auf dieſe meine Worte wendete ſich der Herzog halb erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerei, daß er von allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er ſich ſchnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm alle die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: Ich will ſo viel Geduld haben die Urſache anzuhören, die du dir ausdenken kannſt, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf: Ich will Ew. Excellenz ſo eine wahre Urſache angeben, daß Sie die Sache vollkommen einſehen ſoll. Denn wißt, gnädiger Herr, es iſt nicht die Natur des Feuers abwärts, ſondern aufwärts zu gehen; deßwegen verſpreche ich, daß der Kopf der Meduſe trefflich kommen ſoll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunſt ſechs Ellen hinabgetrieben werden muß, ſo ſage ich Ew. Excellenz, daß er ſich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubeſſern ſeyn wird. Da verſetzte der Herzog: Warum dachteſt du nicht dran es ſo einzurichten, daß er eben

so gut als der Kopf sich ausgießen möge. Ich sagte: Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müssen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Ast, der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwei Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles soll ausgebessert seyn; wenn aber meine Form halb voll seyn wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hälfte an nach seiner Natur in die Höhe steigen, und der Kopf des Perseus und der Medusse werden aufs beste gerathen, wie ich euch ganz sicher verspreche. Da ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte, nebst noch unendlich vielen andern, die ich nicht aufschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Muth ein und verjagte alle Gedanken, die sich mir stündlich aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlassen hatte, und nach Florenz meinem süßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich freilich für eine solche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir; dessenungeachtet versprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde, und griff muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an; denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, so schaffte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Montelupo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit sie ihre Zeit hätten vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an das Wachs herauszuziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß, die ich gemacht hatte, denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an, und machte zwei Tage und zwei Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die

Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an die Grube zu graben, um meine Form hereinzubringen, und bediente mich aller schönen Vortheile, die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hob ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über die Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und so wie ich damit nach und nach heraufkam, vergaß ich nicht die Luftcanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich sah, daß die Form gut befestigt war, und meine Art sie mit Erde zu umgeben sowohl als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging, so wendete ich mich, überzeugt daß ich ihnen trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstgemäß eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflösse, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das, wegen seines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicherweise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel so viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete mich dergestalt, daß meine starke Natur nicht widerstand. Es überfiel mich ein Fieber, so heftig als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte wegzugehen und mich ins Bett zu legen. Da wendete ich mich sehr verdrießlich zu denen, die mir

beiſtanden, das ungefähr zehn oder mehrere waren, ſowohl Meiſter im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die beſondern Arbeiter meiner Werkſtatt, unter denen ſich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verſchiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu dieſem ſagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: Siehe, lieber Bernardino, beobachte die Ordnung die ich dir gezeigt habe, halte dich dazu, was du kannſt, denn das Metall wird bald gar ſeyn; du kannſt nicht irren: die andern braven Männer machen geſchwind die Canäle, und mit dieſen beiden Eiſen könnt ihr die Löcher aufſtechen, und ich bin gewiß, daß meine Form ſich zum beſten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich höchſt mißvergnügt von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, ſie ſollten allen zu eſſen und zu trinken in die Werkſtatt bringen, und ſetzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und ſagten, dieſes große Uebel würde vorbeigehen, das mich nur wegen zu gewaltſamer Anſtrengung überfallen habe, und ſo litt ich zwei ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu ſagen, ich fühle mich ſterben.

Diejenige, die meinem ganzen Hausweſen vorſtand und den Namen Frau Fiore von Caſtell del Rio hatte, war die trefflichſte Perſon von der Welt und zugleich äußerſt liebevoll. Sie ſchalt mich, daß ich ſo außer mir ſey, und ſuchte mich dabei wieder auf das freundlichſte und gefälligſte zu bedienen; da ſie mich aber mit dieſem unmäßigen Uebel befallen ſah, konnte ſie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm ſie ſich ſo viel als möglich in Acht, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Da ich mich nun in dieſen unendlichen Nöthen befand, ſah ich einen gewiſſen Mann in mein Zimmer kommen, der von Perſon ſo krumm war wie ein großes S. Dieſer fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen die den armen Sündern die zum Gericht geführt werden, zuſprechen, an zu reden und ſagte: Armer Benvenuto! euer Werk iſt verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen iſt. Sobald ich die Worte dieſes Unglücklichen vernahm, that ich einen ſolchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich ſtand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an ſie anzulegen, und wer

ſich näherte mir zu helfen, Mägde oder Knaben, nach dem trat und ſchlug ich; dabei jammerte ich und ſagte: O ihr neidiſchen Verräther, dieſes Unheil iſt mit Fleiß geſchehen, und ich ſchwöre bei Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich ſterbe, will ich noch ſo ein Beiſpiel auf der Welt laſſen, daß mehr als einer darüber erſtaunen ſoll! Als ich angezogen war, ging ich mit ſchlimmen Gedanken gegen die Werkſtatt, wo ich alle Leute, die ich ſo munter verlaſſen hatte, erſtaunt und höchſt erſchrocken fand. Da ſagte ich: Nun verſteht mich! Weil ihr die Art und Weiſe, die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, ſo gehorcht mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widerſetze ſich mir, denn in ſolchen Fällen braucht man Beiſtand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewiſſer Meiſter Alexander Laſtricati und ſagte: Seht, Benvenuto, ihr beſteht vergebens darauf ein Werk zu machen, wie es die Kunſt nicht erlaubt und wie es auf keine Weiſe gehen kann. Auf dieſe Worte wendete ich mich mit ſolcher Wuth zu ihm und zum Allerſchlimmſten entſchloſſen, ſo daß er und alle die übrigen mit Einer Stimme riefen: Auf! befehlt uns nur! wir wollen euch in allem gehorchen und mit allen Leibes- und Lebenskräften beiſtehen. Dieſe freundlichen Worte, denk' ich, ſagten ſie nur, weil ſie glaubten, ich würde in kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu beſehen und fand das Metall ſtehend und zu einem Kuchen geronnen. Ich ſagte zwei Handlangern, ſie ſollten zum Nachbar Capretta dem Fleiſcher gehen, deſſen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen verſprochen hatte, die ſchon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren; und als nur die erſten Trachten herankamen, fing ich an den Feuerherd damit anzufüllen. Dieſe Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient ſich des Erlen- und Fichtenholzes zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieſes gewaltige Feuer empfand, fing er an zu ſchmelzen und blitzen. Von der andern Seite betrieb ich die Canäle; andere hatte ich auf das Dach geſchickt, dem Feuer zu wehren, das, bei der großen Stärke des Windes, wieder aufs neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen aufbreiten, die mir das Waſſer abhalten ſollten. Nachdem ich nun alles dieſes große Unheil ſo viel als möglich abgewendet hatte, rief ich mit ſtarker Stimme bald dieſem, bald jenem zu: Bringe dieß! nimm das! ſo daß die ganze Geſellſchaft, als

ſie ſah daß der Kuchen zu ſchmelzen anfing, mir mit ſo gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drei verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr ſechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch friſches Feuer und Anſtoßen mit eiſernen Stangen in kurzer Zeit ganz flüſſig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten und fühlte mir eine ſolche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöſe, mit einem gewaltſamen Leuchten des Feuers, ſo daß es ſchien als wenn ſich ein Blitz in unſerer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber dieſe unerwartete fürchterliche Erſcheinung war ein jeder erſchrocken, und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbei war, ſahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war und ſich in die Höhe hob, dergeſtalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufſtoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geſchwindigkeit lief, als es ſich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zuſatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden ſeyn, und ließ ſogleich meine Schüſſeln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeiſchaffen und brachte eine nach der andern vor die Canäle; zum Theil ließ ich ſie auch in den Ofen werfen, ſo daß jeder nunmehr das Erz auf das beſte geſchmolzen ſah und zugleich bemerken konnte, daß die Form ſich füllte. Da halfen ſie mir froh und lebhaft und gehorchten mir; ich aber befahl und half bald da und bald dort, und ſagte: O Gott, der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferſtanden und herrlich gen Himmel gefahren biſt, verſchaffe, daß meine Form ſich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüſſel, die nicht weit von mir auf einer Bank ſtand, aß und trank mit großem Appetit, und ſo auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und geſund zu Bette — es waren zwei Stunden vor Tag — und, als wenn ich nicht das mindeſte Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe ſanft und ſüß.

Indeſſen hatte mir jene wackere Magd, aus eigenem Antrieb, einen guten fetten Capaun zurecht gemacht, und als ich aufſtand, war es eben Zeit zum Mittageſſen. Sie kam mir fröhlich entgegen und ſagte: Iſt

das der Mann, der ſterben wollte? Ich glaube, ihr habt das Fieber dieſe Nacht mit euern Stößen und Tritten vertrieben; denn als die Krankheit ſah, daß ihr in eurer Raſerei uns ſo übel mitſpieltet, iſt ſie erſchrocken und hat ſich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch ſo gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verſchwunden, und wir erholten uns wieder von ſo ſaurer Arbeit. Ich ſchickte geſchwind meine zinnernen Teller zu erſetzen nach Töpferwaare, wir aßen alle zuſammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit beſſerm Appetit geſpeist zu haben. Nach Tiſche kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten ſich und dankten Gott für alles was begegnet war und ſagten, ſie hätten Sachen geſehen und gelernt, die alle andern Meiſter für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig ſtolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang; dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte ſie alle.

Sogleich ſuchte mein tödtlicher Feind, der abſcheuliche Haushofmeiſter des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet ſey, und die beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn ſie am Gerinnen des Metalls Schuld ſeyen, ſagten ihm, ich ſey kein Menſch, ſondern eigentlich ein großer Teufel, denn ich habe das verrichtet, was der Kunſt unmöglich ſey; das brachten ſie nebſt ſo viel andern großen Dingen vor, die ſelbſt für einen böſen Geiſt zu viel geweſen wären. So wie ſie nun wahrſcheinlich mehr als geſchehen war, vielleicht um ſich zu entſchuldigen, erzählten, ſo ſchrieb der Haushofmeiſter geſchwind an den Herzog, der ſich in Piſa befand, noch ſchrecklicher und noch wunderſamer als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwei Tage mein gegoſſenes Werk hatte verkühlen laſſen, fing ich an es langſam zu entblößen, und fand zuerſt den Kopf der Meduſe, der ſehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog ſagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort das übrige aufzudecken und fand den zweiten Kopf, nämlich den Perſeus, der gleichfalls ſehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit mich noch mehr zu verwundern: denn wie man ſieht, iſt dieſer Kopf viel niedriger als das Meduſenhaupt, und die Oeffnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perſeus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß gerade auf dem Kopfe des

Perſeus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, ſo daß nicht das mindeſte drüber ſtand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich ſehr verwunderte, und dieſe ſeltſame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand alles auf das beſte gekommen; und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferſe ausgegoſſen, ſo wie den Fuß ſelbſt, ſo daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden geſtellt, denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, ſo war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog ſehen ſollte, daß ich verſtehe was ich vornehme. Und wenn viel mehr von dieſem Fuß gekommen war als ich geglaubt hatte, ſo war die Urſache, daß viele Dinge zuſammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunſt ſind, und weil ich auf die Weiſe, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weiſe, die von andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk ſo ſchön gerathen fand, ging ich geſchwind nach Piſa, um meinen Herzog zu finden, der mich ſo freundlich empfing als ſich's nur denken läßt; deßgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeiſter ihm die ganze Sache geſchrieben hatte, ſo ſchien es Ihren Excellenzien noch viel erſtaunlicher und wunderſamer, die Geſchichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perſeus kam, der ſich nicht angefüllt hatte, wie ich Seiner Excellenz vorausſagte, ſo war er voll Erſtaunen und erzählte der Herzogin, was zwiſchen uns vorgefallen war. Da ich nun ſah, daß meine Herrſchaft ſo freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen laſſen; da gab er mir gnädigen Urlaub und ſagte mir, ich möchte bald zurückkommen ſeinen Perſeus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsſchreiben an ſeinen Geſandten, welcher Everhard Serriſtori hieß. Es war in den erſten Jahren der Regierung des Papſtes Julius III. (1550, 1551).

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michel Agnolo, betreffend eine Porträtbüſte des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom, zu Anfang der Regierung des Papſtes Julius III. — Nachdem er dieſem aufgewartet, beſucht er den Michel Agnolo, um ihn zum Dienſte des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michel Agnolo lehnt es ab mit der Entſchuldigung, weil er bei St. Peter angeſtellt ſey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeiſters Urſache ſeyn mochten. — Er wird mit dem Fürſten wieder ausgeſöhnt, fällt aber ſogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beiſteht. — Umſtändliche Erzählung dieſer Begebenheit. — Bernardone ſetzt es beim Herzog durch, daß dieſer gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. Dieſe wird des Verfaſſers unverſöhnliche Feindin.

Ehe ich verreiste, befahl ich meinen Arbeitern, daß ſie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perſeus fortfahren ſollten. Die Urſache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Porträt in Erz von Bindo Altoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geſchickt: er hatte dieſes Bild in ſein Schreibzimmer geſtellt, das ſehr reich mit Alterthümern und andern ſchönen Dingen verziert war; aber dieſer Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Malerei. Denn die Fenſter ſtanden zu tief, die Kunſtwerke hatten ein falſches Licht und zeigten ſich keineswegs auf die günſtige Weiſe, wie ſie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tages begab ſich's, daß gedachter Bindo an ſeiner Thüre ſtand und den Michel Agnolo Buonarotti, der vorbeiging, erſuchte, er möchte ihn würdigen, in ſein Haus zu kommen, um ſein Schreibzimmer zu ſehen. Und ſo führte er ihn hinein. Jener, ſobald er ſich umgeſehen hatte, ſagte: Wer iſt der Meiſter, der euch ſo gut und mit ſo ſchöner Manier abgebildet hat? Wißt, daß der Kopf mir gefällt! Ich finde ihn beſſer als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu ſehen ſind; ſtünden die Fenſter oben, ſo würde ſich alles beſſer zeigen, und euer Bildniß würde ſich unter ſo ſchönen Kunſtwerken viel Ehre machen.

Als Michel Agnolo nach Hauſe kam, ſchrieb er mir den gefälligſten Brief, der folgendes enthielt: „Mein Benvenuto! ich habe euch ſo viele Jahre als den trefflichſten Goldſchmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich euch auch für einen ſolchen Bildhauer halten müſſen. Wißt, daß Herr Bindo Altoviti mir ſein Porträt von Erz zeigte, und mir ſagte, daß es von eurer Hand ſey. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur mußte ich tadeln, daß die Büſte in ſchlechtem Lichte

ſtand; denn wenn ſie vernünftig beleuchtet wäre, ſo würde ſie als das ſchöne Werk erſcheinen, das ſie iſt.“

Dieſen Brief, der ſo liebevoll und ſo günſtig für mich geſchrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und ſagte: Benvenuto, wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſuche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme! Ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen. Darauf ſchrieb ich ihm einen ſehr gefälligen Brief und ſagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr, als mir aufgetragen war. Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt Seiner Excellenz, ehe ich ſiegelte, und fragte, ob ich vielleicht zu viel verſprochen habe? Er antwortete mir dagegen: Du haſt nach ſeinem Verdienſte geſchrieben; gewiß er verdient mehr als du ihm verſprochen haſt, und ich will ihm noch mehr halten. Auf dieſen Brief antwortete Michel Agnolo niemals, und deßwegen war der Herzog ſehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hauſe des gedachten Bindo Altoviti, der mir ſogleich erzählte, wie er ſein Bild von Erz dem Michel Agnolo gezeigt, und wie dieſer es außerordentlich gelobt habe; und wir ſprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir 1200 Goldgulden in Händen, die ſich mit unter den 5000 befanden, welche er unſerm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Intereſſen richtig. Das war die Urſache, daß ich ſein Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs ſah, ſchickte er mir zum Geſchenk 50 Goldgulden durch einen ſeiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denſelben Mann zurückſchickte. Dann ſagte ich zu gedachtem Bindo: Mir iſt's genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun ſah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich geſinnt ſey. Anſtatt mich liebzukoſen, wie er ſonſt gewohnt war, zeigte er ſich verſchloſſen gegen mich, und ob ich gleich in ſeinem Hauſe wohnte, ſah ich ihn doch niemals heiter, ſondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienſt an ſeinem Bildniſſe und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten laſſen wollte, und er ſollte mir, ſo lang' ich lebte, fünfzehn Procent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papſt den Fuß zu küſſen, und glaubte, nach der Art, wie er mit mir ſprach, würde ich leicht mit

ihm überein kommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzu große Hinderniſſe fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Geſandte gegen mich gewirkt hatte. Dann beſuchte ich Michel Agnolo Buonarotti, und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geſchrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterskirche angeſtellt ſey und deßhalb ſich nicht entfernen könne. Ich ſagte darauf, da er ſich entſchloſſen habe das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, ſo könne er nur ſeinen Urbino da laſſen, der vortrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Verſprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich ins Auge und ſagte mit einem ſpöttiſchen Lächeln: Und ihr, wie ſeyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf verſetzte, daß ich äußerſt vergnügt ſey und ſehr wohl behandelt werde, ſo ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne, und antwortete mir, er werde ſich unmöglich losmachen können. Darauf ſetzte ich hinzu, er würde beſſer thun nach Hauſe in ſein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde, und von einem ſo großen Liebhaber der Künſte, als die Welt niemals geſehen hätte.

Nun hatte er, wie oben geſagt, einen Knaben bei ſich, der von Urbino war; dieſer hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weiſe gedient, welches man ſehr wohl merken konnte, weil der junge Menſch gar nichts von der Kunſt gelernt hatte. Als ich nun den Michel Agnolo mit ſo vielen guten Gründen feſthielt, daß er nicht wußte, was er ſagen ſollte, wendete er ſich ſchnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu ſage. Da rief dieſer Menſch auf ſeine bäuriſche Weiſe und mit lauter Stimme: Ich laſſe nicht von Michel Agnolo, bis ich ihn ſchinde oder er mich. Ueber dieſe dummen Reden mußte ich lachen, und ohne weiter Abſchied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich um und ging.

Da ich nun ſo ſchlecht mein Geſchäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eherne Büſte verlor, und ihm mein Geld noch als Leibrente laſſen mußte, lernte ich einſehen, von was für einer Art der Kaufleute Treu und Glaube ſey, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach Seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Caſtell an der Brücke zu Rifredi war. Im Palaſt zu Florenz fand ich Herrn Peter

Franz Ricci, den Haushofmeiſter, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, ſagte er mit unmäßiger Verwunderung: Wie? du biſt zurück gekommen? Darauf ſchlug er in die Hände und ſagte, noch immer voll Erſtaunen: Der Herzog iſt zu Caſtello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging, und ich konnte nicht begreifen, warum die Beſtie ſich ſo gebärdete. Sogleich ging ich nach Caſtello, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, ſah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verſtehen, daß ich mich wegbegeben ſollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz ſollten mich ſo freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als Sie mich entlaſſen hatten, mußte nun ſo ein wunderliches Betragen ſehen, kehrte ſehr verdrießlich nach Florenz zurück, und ſuchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu ſo einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die übrigen, welche zunächſt um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Luſt an, Herrn Sforza ſelbſt zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten ſollte? Er ſagte darauf lachend zu mir: Benvenuto, bleibe ein wackerer Mann, und bekümmere dich um weiter nichts! Erſt viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verſchaffen, der auf eine trübe Art freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, ſo gut ich nur wußte, meine Erzählung an, ſprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte. Gleichfalls ſagte ich ihm alles wegen Michel Agnolo Buonarotti, worüber er ſich ein wenig verdrießlich zeigte; doch lachte er wieder ſehr über die Worte des Urbino und über die Schinderei, von der dieſer Burſche geſprochen hatte; allein er ſagte zu allem dem nichts weiter, als: Es iſt ſein eigener Schade! Ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeiſter wieder etwas Böſes gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit iſt und mich aus ſo unſäglichen Gefahren bis zu dieſem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch deſſen Mühſeligkeiten ich allein mit Beihülfe ſeiner Kraft muthig hindurchgehe und weder die Wuth des Glücks, noch ungünſtige Sterne befürchte, ſo lange mir Gott ſeine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leſer, einen ſchrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich, mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldſchmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und faſt alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog ſah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu ſprechen; deßwegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach ſeiner Gewohnheit und beſonders da er wußte, daß ich zugegen ſey. Sogleich fing er an mit mir zu ſprechen, und ich hatte ihm dießmal ſo wohl gefallen, daß er ſich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von ſeinen Secretären eilig und ſagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog ſtand auf und ſie gingen zuſammen in ein anderes Zimmer. Indeſſen hatte die Herzogin geſchickt, um zu ſehen, was Seine Excellenz mache. Der Page ſagte zu ihr, er ſpricht und lacht mit Benvenuto, und iſt ſehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin ſelbſt in die Garderobe, und als ſie den Herzog nicht fand, ſetzte ſie ſich zu uns, und als ſie uns eine Weile zugeſehen hatte, wendete ſie ſich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich ſehr ſelten war und fragte mich, was ich davon hielte? Ich lobte ihr ihn. Darauf ſagte ſie: Ich will, daß mir ſie der Herzog kauft, darum, mein Benvenuto, lobe ſie ihm, ſo viel du kannſt! Darauf verſetzte ich mit aller Beſcheidenheit und Aufrichtigkeit: Ich dachte, dieſer Schmuck gehöre ſchon Ew. Excellenz; und da verlangt es die Vernunft von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu ſprechen; jetzt aber muß ich ſagen, daß ich, vermöge meiner Profeſſion, viele Fehler an dieſen Perlen wahrnehme und deßwegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz ſie kaufte. Darauf ſagte ſie: Der Kaufmann giebt mir ſie für 6000 Scudi; wenn ſie ohne Mängel wären, würden ſie 12,000 werth ſeyn. Darauf verſetzte ich: Wäre dieſer Schmuck auch von unendlicher Güte, ſo würde ich doch niemand rathen, mehr als 5000 Scudi dafür zu geben; denn Perlen ſind keine Juwelen, ſie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelſtein altert nicht, und den ſollte man kaufen. Darauf ſagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: Ich will aber dieſe Perlen! Lobe ſie dem Herzog, ich bitte dich darum! Und wenn du ja zu lügen glaubſt, ſo thue es mir zu dienen! es ſoll dein Vortheil ſeyn. Ein ſolcher

Auftrag war mir, als einem beſtändigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchſt beſchwerlich; aber um die Gnade einer ſo großen Prinzeſſin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit verſetzt. Ich ging daher mit dieſen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo ſich der Herzog befand, der, als er mich ſah, zu mir ſagte: Benvenuto, was willſt du? Ich deckte den Schmuck auf und verſetzte: Ich komme, euch einen Schmuck von den ſchönſten Perlen zu zeigen! Und als ich ſie noch ſehr gelobt hatte, ſetzte ich hinzu: Deßhalb ſolltet ihr ſie kaufen! Darauf ſagte der Herzog: Ich kaufe ſie nicht, weil ſie nicht von unendlicher Güte ſind! Ich aber verſetzte: Verzeiht! denn ſie übertreffen andere Perlen ſehr an Schönheit.

Die Herzogin ſtand hinten und mußte gehört haben, was ich ſagte, ſo wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete ſich freundlich zu mir und ſagte: Benvenuto, ich weiß, daß du die Sache recht gut verſtehſt; und wenn die Perlen von ſolcher Schönheit wären, ſo würde ich ſie gern kaufen, ſowohl um die Herzogin zufrieden zu ſtellen als auch um ſie zu beſitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort, und widerſprach allem, was der Herzog ſagte, indem ich mich auf ſeine Gemahlin verließ, daß ſie mir zur rechten Zeit beiſtehen ſollte. Ja, ſie hatte mir ſogar merken laſſen, daß ich 200 Scudi haben ſollte; ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und ſagte, ich verſtünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtſchaffene Mann wäre wie er überzeugt ſey, ſo ſollte ich ihm die Wahrheit ſagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich ſagte: Gnädiger Herr, wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit ſage, ſo wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen, und die Ehre meines Perſeus, die ich unſerer herrlichen Schule verſprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutz Ew. Excellenz. Der Herzog ſah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang gethan hatte, verſetzte: Wenn du mir traust, ſo ſorge für nichts weiter. Darauf ſagte ich: Wie iſt es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte ſeine Zuſicherung und ſagte: Rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkäſtchen vergraben haſt! Darauf ſagte ich ihm, wie ich's verſtand, und daß ſie nicht mehr als 2000 Scudi werth ſeyen.

Als die Herzogin hörte, daß wir still wurden — denn wir redeten ziemlich leise — kam sie hervor und sagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen, denn ich habe große Lust dazu und euer Benvenuto wird euch gesagt haben, daß er nie einen schöneren gesehen hat. Darauf versetzte der Herzog: Ich will ihn nicht kaufen! Sie versetzte: Warum will Ew. Excellenz mir den Gefallen nicht thun, und diese Perlen anschaffen? Er antwortete: Weil ich nicht Lust habe mein Geld wegzuwerfen. Wie? sagte die Herzogin von neuem: warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht so viel Vertrauen habt, mir versichert, daß über 3000 Scudi noch ein wohlfeiler Preis ist. Darauf sagte der Herzog: Signora, mein Benvenuto hat mir gesagt, daß ich, wenn ich sie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn diese Perlen sind weder rund noch gleich, und es sind auch genug alte darunter; und daß das wahr ist, so seht nur diese, seht jene, seht hier, seht da! das ist keine Waare für mich. Auf diese Worte sah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, so daß ich versucht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren; weil aber mein Perseus beinahe geendigt war, so wollte ich doch nicht verfehlen ihn aufzustellen.

Nun bedenke ein jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte seinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, sie sollten mich immer durch die Zimmer lassen, wo sich Seine Excellenz befinde, und die Herzogin hat ebendenselbigen aufgegeben, so oft ich in den Palast käme, sollten sie mich wegjagen. Wenn sie mich nun sahen, verließen sie ihren Posten und jagten mich weg; sie nahmen sich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, so daß, wenn er mich eher als diese Schelme erblickte, er mir entweder zurief oder mir winkte, daß ich hereinkommen sollte.

Indessen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über dessen Feigheit und Schlechtigkeit sie sich gegen mich so sehr beklagt hatte, und empfahl ihm, so wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren! Darauf zeigte sich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, sobald er ihn erblickte, sagte, er solle sich wegheben! Der Schelm sagte darauf, mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch seine Eselsnase klang: O gnädiger Herr, kauft doch den Schmuck der armen Dame, die vor Verlangen

danach ſtirbt und ohne denſelben nicht leben kann! Da er nun noch andere ſeiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Laſt, der zu ihm ſagte: Entweder du gehſt oder du kriegſt Ohrfeigen! Dieſer Lumpenhund wußte ſehr gut was er that: denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverſchämtheiten die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und ſich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Proviſion, erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug, und ſo blies er aus Poſſen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulſchellen, um ihn loszuwerden, und zwar ein bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen, und ſo fing er an Ach, gnädiger Herr, ein treuer Diener, der Gutes zu thun ſucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden geſtellt wird. Hierüber wurde der Menſch dem Herzog äußerſt zur Laſt und ſowohl wegen der Ohrfeigen als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünſchte, ſagte er ſogleich: Hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! Gehe und mache den Handel; ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünſcht.

Da ſehe man nun die Wuth des böſen Glückes gegen einen armen Mann, und die ſchändliche Gunſt des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Perſon! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs, jener dagegen gewann ſich die große Proviſion und ihre Gnade. So iſt es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu ſeyn, wenn das Glück uns übel will.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfaſſer wird mit andern zu Ausbeſſerung der florentiniſchen Feſtungswerke angeſtellt. — Wortſtreit zwiſchen ihm und dem Herzog über die beſte Befeſtigungsart. — Cellini's Händel mit einem lombardiſchen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verſtümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergeſtellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hinderniſſe von Seiten der Herzogin findet. — Seltſamer Auftritt zwiſchen ihm und Ihrer Hoheit. — Er verſagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzuſtellen, wodurch das Verhältniß zwiſchen beiden verſchlimmert wird. — Verdruß mit Bernardone, dem Goldſchmied. — Der Verfaſſer endigt ſeine berühmte Statue des Perſeus; ſie wird auf dem Platze aufgeſtellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog beſonders iſt ſehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienſte nicht verlaſſen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombroſa und Camaldoli.

Zu der Zeit entſtand der Krieg von Siena, und der Herzog, der Florenz befeſtigen wollte, vertheilte die Thore unter geſchickte Bildhauer und Baukünſtler. Mir theilte man des Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen geht, dem Cavalier Bandinelli das Thor bei San Friano; Pasqualino von Ancona ward bei dem Thor San Pier Gattolini angeſtellt; Julian di Baccio d'Agnolo, der Zimmermeiſter, bei San Giorgio; Particino, der Zimmermeiſter, bei San Niccolo; Franz da San Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beim Kreuze, und Johann Baptiſt, Taſſo genannt, bei dem Thore Pinti. Und ſo wurden andere Baſtionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geſchichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die beſten Einſichten zeigte, ging ſelbſt um die Stadt, und da Seine Excellenz alles wohl überlegt und ſich entſchloſſen hatte, rief er Lactanz Gorini, ſeinen Caſſirer, der ſich auch ein wenig mit dieſer Profeſſion abgab, und ließ ihn alle die Art und Weiſe zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befeſtigt werden ſollten, und ſchickte einem jeden ſein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Riſſe betrachtete, die man mir zugeſchickt hatte, ſchien es mir, daß ſie keineswegs nach den Umſtänden eingerichtet, ſondern äußerſt fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich, mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzuſuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieſer Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog ſich ergrimmt zu mir wendete und ſagte: Wenn

die Rede iſt, wie man treffliche Figuren machen ſoll, ſo will ich dir nachgeben, aber in dieſer Kunſt mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe! Auf dieſe kurzen Worte antwortete ich ſo gelind, als ich in der Welt nur wußte, und ſagte: Gnädiger Herr, auch die gute Art Figuren zu machen habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber geſtritten; nun iſt die Rede von der Befeſtigung eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen; deßhalb bitte ich Ew. Excellenz, mich anzuhören, und wenn ich ſo mit Ihnen ſpreche, werden Sie mir die Art und Weiſe zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Dieſe meine gefälligen Worte nahm der Herzog ſehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu disputiren; ich zeigte ſodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art, die man mir vorgeſchrieben hatte, nicht gut ſey. Darauf ſagte der Herzog: Nun gehe und mache ſelbſt eine Zeichnung! und ich will ſehen, ob ſie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befeſtigt werden mußten, und brachte ſie ihm; er unterſchied das Wahre vom Falſchen und ſagte mir ſehr freundlich: Nun gehe und mache es nach deiner Art! ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein lombardiſcher Capitän von ſchrecklicher ſtarker Geſtalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er eingebildet und äußerſt unwiſſend; dieſer fragte mich ſogleich, was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen ſehen, und mit der äußerſten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun ſchüttelte die Beſtie den Kopf, wendete ſich da und dort hin, trat von einem Bein aufs andere, wickelte ſeinen ungeheuern Knebelbart, ſtrich ſich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und ſagte nur immer: Zum Henker, ich verſtehe das alles nicht! Verdrießlich über dieſe Beſtie, ſagte ich: So laßt es mich machen, der ich's verſtehe! Dabei wendete ich ihm den Rücken, was er höchſt übel nahm und ſagte: Du willſt gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten ſoll. Ich wendete mich erzürnt herum und ſagte: Es ſollte mir lieber ſeyn mit dir, als mit der Baſtion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten ſie aber nicht einmal ganz gezogen, als ſich viele wackere Leute von unſern Florentinern und andern Hofleuten dazwiſchen legten. Der große Theil ſchalt ihn aus und ſagte, er habe Unrecht;

ich ſey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, ſollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er ſich um ſeine Geſchäfte, und ich fing meine Baſtion an. Als ich nun die gehörige Anſtalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitän von Ceſena fand, den artigſten Mann, den ich jemals von dieſer Profeſſion gekannt hatte. Aeußerlich zeigte er ſich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravſten und tödtlichſten Menſchen, die man ſich denken kann. Dieſer Edelmann beobachtete mich ſo genau, daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünſchte meine Arbeit zu verſtehen; und ich zeigte ihm alles aufs gefälligſte. Genug, wir wetteiferten, wer ſich gegen den andern freundlicher bezeigen könne, ſo daß ich dieſe Baſtion weit beſſer als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Feſtungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande geſtreift, und das ganze Gebiet von Prato war ſo in Furcht geſetzt, daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen ſie mit allen ihren Karren herbei, und jeder fuhr ſeine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun ſolche Unordnung ſah, ſagte ich zur Thorwache, ſie ſollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne, wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem ſolchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und ſeinen Dienſt nicht leiſten konnte. Als das Ungeheuer von Capitän dieſe meine Worte hörte, wendete er ſich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm ſogleich zurückgab, ſo daß es zwiſchen uns hätte ſchlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Baſtion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perſeus zu vollenden.

In dieſen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter ſich auch die Chimäre befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächſten Zimmern am großen Saal des Palaſtes noch ſehen kann; und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Roſt bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen, ſie ſelbſt mit gewiſſen Grabſticheln rein zu machen, und einſt, als ich mit Seiner Excellenz ſprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meißelchen, die er in der Hand hielt, ſchlug, ſo daß

die Figuren von Erde und Roſt gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herſtellte; und da er ſo viel Vergnügen an dem wenigen Meißeln hatte, ſo ließ er mich auch des Tags arbeiten, und wenn ich mich verſpätete, ſo mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verſtehen, daß ich mich von meinem Perſeus abzöge, und daß daraus gar manches Unangenehme entſtehen könnte. Erſtlich fürchtete ich, daß die lange Zeit, die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geſchah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils ſo wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte ſich der Herzog, daß ich nur beim Einbruche der Nacht in den Palaſt kommen ſollte. Seine Excellenz war äußerſt ſanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend, den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkoſungen zu.

In dieſen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, ſo daß Seine Excellenz, um abgeſondert zu ſeyn, ſich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen, ich ſollte durch ſeine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging und durch gewiſſe Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um dieſe Zugänge, und ließ alle dieſe Thüren verſchließen, ſo daß ich alle Abende, wenn ich in den Palaſt kam, eine Weile warten mußte, weil ſie ſich ſelbſt in dieſen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte, und weil ſie nicht wohl war, ſo kam ich niemals, ohne ſie zu ſtören. Nun warf ſie deßwegen, und wegen der ſchon bekannten Urſache, den äußerſten Groll auf mich, und konnte mich auf keine Weiſe weder ſehen noch leiden. Doch mit aller dieſer großen Noth und dieſem unendlichen Verdruß fuhr ich gelaſſen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thüre pochte, ſogleich aufmachen ſollte; und ſo ließen ſie mich, ohne mir etwas weiter zu ſagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bei ihrer Bequemlichkeit fand, die ſich denn mit einem ſo wüthenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entſetzte. Sie ſagte mir immer: Wann wirſt du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig ſeyn! dein Kommen

wird mir allzu läſtig. Darauf antwortete ich mit der größten Gelaſſenheit: Gnädige Frau und einzige Gönnerin, ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äußerſtem Gehorſam zu dienen. Die Werke, die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen ſoll, ſo werde ich auch nicht kommen, es rufe mich, wer will, und wenn der Herzog zu mir ſchickt, ſo will ich ſagen, daß ich krank bin, und Sie ſollen mich auf keine Weiſe hier wiederſehen. Darauf verſetzte ſie: Ich ſage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen ſollſt, aber mir ſcheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte nun der Herzog hiervon etwas gemerkt haben, oder auf andere Weiſe veranlaßt worden ſeyn, genug, wenn vierundzwanzig Uhr herbeikam, ſo ließ er mich rufen und der Bote ſagte jederzeit: Verfehle nicht zu kommen! der Herzog erwartet dich, und ſo fuhr ich fort, mit eben denſelben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, ſprach der Herzog wahrſcheinlich von geheimen Dingen mit ſeiner Gemahlin, und wendete ſich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaßen erſchreckt eilig zurückgehen wollte; er aber ſagte ſchnell zu mir: Komm herein, mein Benvenuto! gehe an deine Arbeit, und ich werde bald bei dir ſeyn. Indeſſen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Gracia, ein Kind von wenigen Jahren, bei der Jacke, und trieb ſo artige Scherze, als ein ſolches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte ſich darüber und ſagte: Was iſt das für eine anmuthige Freundſchaft, die meine Kinder zu dir haben?

Indeſſen ich nun an dieſen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arnando und Don Gracia den ganzen Abend um mich herum, und ſtachen mich, ohne daß es der Herzog ſah; ich aber bat ſie ruhig zu ſeyn. Sie antworteten: Wir können nicht! Und ich verſetzte: Was man nicht kann, will man auch nicht; darum laßt mich ruhen! Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Baſe des Perſeus angebracht ſind, nämlich Jupiter, Mercur, Minerva und Danae, Mutter des Perſeus, mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich ſie zuſammen in gedachtes Zimmer bringen laſſen, wo ich Abends arbeitete, und ſie in Eine Reihe, ein wenig höher als das Auge, geſtellt, wo ſie ſich wirklich ſehr gut ausnahmen. Der Herzog,

der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Perſon, die ihm die Nachricht brachte, dieſe Arbeiten über Verdienſt gerühmt und geſagt hatte, ſie ſeyen beſſer als die alten, und mehr ſolche Dinge, ſo kam nun der Herzog und die Herzogin, und ſprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber ſtand geſchwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach ſeiner fürſtlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birne hielt, ſo groß und ſchön, als man ſie nur ſehen kann, und ſagte dabei: Nimm hier, mein Benvenuto, und bringe dieſe Birne in den Garten deines Hauſes! Darauf antwortete ich gefällig: O gnädiger Herr, iſt es Ihr Ernſt, daß ich die Birne in den Garten meines Hauſes legen ſoll? Der Herzog ſagte von neuem: In den Garten des Hauſes, das dein iſt! Verſtehſt du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den beſten Ceremonien, die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann ſetzten ſie ſich gegen die Figuren über, und ſprachen über zwei Stunden von nichts als von denſelben, ſo daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen danach empfand und zu mir ſagte: Ich will nicht, daß du dieſe ſchönen Figuren da unten auf dem Platz verſchwendeſt, wo ſie in Gefahr kämen, verdorben zu werden, vielmehr ſollſt du ſie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich ſie aufs beſte will halten laſſen, wie ihre ſeltene Tugend verdient. Gegen dieſe Worte ſetzte ich mich mit unendlichen Gründen; weil ich aber ſah, wie feſt ſie entſchloſſen war, daß ich die Figuren nicht an die Baſe, wo ſie ſich jetzt befinden, aufſtellen ſollte, ſo wartete ich den andern Tag ab, und ging um zweiundzwanzig Uhr in den Palaſt, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinuntertragen, und weil ich an der Baſe ſchon alles zurecht gemacht hatte, ſo löthete ich ſie ſogleich ein, wie ſie bleiben ſollten. Als die Herzogin es hörte, wurde ſie ſo zornig, daß ſie mir, wenn ihr Gemahl nicht geweſen wäre, gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieſer Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen, und ſie wirkte ſo viel, daß der Herzog ſein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam alſo Abends nicht mehr hin; denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palaſt wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perſeus ſchon hingebracht hatte, und arbeitete an ſeiner Vollendung unter allen den Hinderniſſen, deren ich ſchon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter ſo vielen andern

Vorfällen, deren Hälfte ſchon einen Mann von Diamanten zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perſeus ſchon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag, das Werk zu ſehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er ſich zu gewiſſen Herren, die mit ihm waren, und ſagte: Ob uns gleich dieſes Werk ſehr ſchön vorkommt, ſo muß es doch auch dem Volke gefallen; deßwegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegſt, wünſchte ich, daß du mir zu Liebe dieſe vordere Thüre nach meinem Palaſte zu öffneteſt, um zu ſehen, was das Volk dazu ſagt; denn es iſt keine Frage, daß es ein Unterſchied ſeyn muß, es frei oder in einer ſolchen Enge zu ſehen, und es wird ſich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf dieſe Worte ſagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: Es wird gewiß um die Hälfte beſſer ausſehen. Erinnern ſich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauſes geſehen zu haben, wo es ſich ſo gut zeigte. Ja ſogar Bandinelli, der es daſelbſt ſah, war genöthigt, ungeachtet ſeiner böſen Natur, Gutes davon zu reden, er, der ſein ganzes Leben lang von niemand Gutes geſprochen hat; und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel. Darauf ſagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung!

Als er weg war, machte ich mich daran die Statue aufzudecken; weil aber ein wenig Gold fehlte und ein gewiſſer Firniß und andere Kleinigkeiten, die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, ſchalt und betrübte mich und verwünſchte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte nach Florenz zu gehen. Denn ich ſah freilich den großen Verluſt, den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und ſah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten ſollte; denn alles, was ich von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geſchehen. Und ſo, mit größtem Verdruſſe, deckte ich die Bildſäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß ſo bald als ſie geſehen wurde, ſich ein unmäßiges Geſchrei zum Lobe des Werks erhob, wobei ich mich ein wenig getröſtet fühlte. Die Leute hörten nicht auf immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichſam ein feſtliches Anſehen entſtand. Indeſſen ſuchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demſelben

Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und griechiſche Verſe; denn eben waren Ferien auf der Univerſität Piſa, und alle die vortrefflichſten Lehrer und Schüler bemühten ſich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Geſinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunſt, nämlich Maler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiſte Gute davon ſagen könnte; und unter andern der geſchickte Maler Jakob von Pontormo; am höchſten aber ſchätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Malers, dem es nicht genug war verſchiedene Gedichte öffentlich anheften zu laſſen, ſondern der mir derſelben auch noch ins Haus ſchickte, worin er ſo viel Gutes auf ſeine ſeltene und angenehme Weiſe ſagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und ſo hatte ich das Werk wieder bedeckt und ſuchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunſt erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei dieſem kurzen Anblick erzeigt hatte, ſagte er: Ich freue mich, daß Benvenuto dieſe kleine Zufriedenheit gehabt hat, ſo wird er deſto geſchwinder die Arbeit vollenden; aber er denke nur nicht, wenn ſie ganz aufgedeckt iſt, daß die Leute noch immer auf gleiche Weiſe ſprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler, die daran ſind, aufgedeckt ſeyn, und man wird andere, die nicht daran ſind, hinzuthun; ſo mag er ſich mit Geduld waffnen. An dieſen Reden war Bandinelli Schuld, denn er hatte bei dieſer Gelegenheit die Werke des Andreas del Verrocchio angeführt, der den ſchönen Chriſtus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orſanmichele ſieht, und noch andere Werke, ſogar den verwundernswürdigen David des göttlichen Michel Agnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige ſich nur von vorn gut. Dann ſprach er von ſeinem Hercules und ſeinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und ſprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu dieſen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch ſo ablaufen; denn der neidiſche Bandinelli hörte nicht auf Uebels zu reden. So ſagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardone, der Mäkler, nur um dem Bandinelli zu ſchmeicheln: Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen iſt eine andere Kunſt als kleine zu arbeiten! Ich will nicht ſagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet ſehen,

kehren, unter beſtändigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunſch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf ſagte mir der Herzog mit heiterem Geſichte: Gehe und kehre zurück! Wirklich, ſo gefällſt du mir; laſſe mir zwei Verſe zum Andenken und ſey unbeſorgt.

Sogleich machte ich vier Verſe, in welchen ich Seiner Excellenz dankte, und gab ſie Herrn Sforza, der ſie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieſer empfing ſie, gab ſie ſodann zurück und ſagte: Lege ſie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäme und ſeine Sache nicht ausgefertigt fände, ich glaube, er brächte mich um. Auf dieſe ſcherzhafte Weiſe verlangte der Herzog erinnert zu werden. Dieſe beſtimmten Worte ſagte mir Herr Sforza noch ſelbigen Abend, verwunderte ſich über die große Gunſt, und ſagte mir auf eine ſehr gefällige Weiſe: Gehe, Benvenuto, und komme bald wieder! Ich beneide dich.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet auf ſeinem Wege einem alten Alchimiſten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von ſeiner eigenen Hand beſchenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt iſt, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln ſollen. — Der Herzog wünſcht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für den Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltung giebt der Herzog dieſen Vorſatz auf. — Der Autor erbietet ſich, zwei Pulte für den Chor zu machen, und ſie mit halberhobenen Figuren in Erz auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorſchlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Pſalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reiſe ſingend und ausſprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die ſchönſte Sommerzeit und die Ausſicht in ein Land wo ich nie geweſen war, ſchien mir ſo reizend, daß ich erſtaunte und mich ergötzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkſtatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäſar hieß, von deſſen Eltern ich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über ſiebzig Jahre, vom gefälligſten

Weſen, ein Oheim des gedachten Cäſar, eine Art von chirurgiſchem Arzt, der ein wenig nach der Alchymie hinzielte. Dieſer Mann zeigte mir, daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele ſchöne Sachen des Landes ſehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf dieſe Weiſe mit mir bekannt geworden war, ſagte er unter anderem eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was ſehr Nützliches entſtehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli iſt ein ſo verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein ſicher durchkommen, ſondern auch Poppi ohne Widerſtand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Taſche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergeſtalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr ſehr wohl ſehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging ſogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über San Francesco della Vernia, und ſo kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaſte und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaſt des Podeſtà zurückkehrte, bei der Abtei. Als er mich ſah, empfing er mich aufs freundlichſte, doch mit ein wenig Verwunderung, und ſagte: Warum biſt du ſo geſchwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf verſetzte ich: Zum Dienſt Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gerne wäre ich noch mehrere Tage in jenen ſchönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringſt du denn bei deiner ſchnellen Wiederkehr? ſagte der Herzog. Darauf verſetzte ich: Mein Herr, es iſt nöthig, daß ich euch Dinge von großer Bedeutung ſage und vorzeige, und ſo ging ich mit ihm nach dem Palaſt. Daſelbſt führte er mich in ein Zimmer, wo wir allein waren. Ich ſagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung ſehen, und es ſchien ihm angenehm zu ſeyn. Darauf ſagte ich zu Seiner Excellenz, es ſey nöthig einer Sache von ſolcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und ſagte: Wiſſe, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig ſind, der nun ſelbſt dafür ſorgen mag; aber behalte das bei dir. Und ſo kehrte ich mit großen Zeichen ſeiner Gnade wieder nach Hauſe.

Den andern Tag ließ ich mich wieder ſehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig geſprochen hatte, ſagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß ſoll deine Sache ausgefertigt werden: deßwegen ſey gutes Muths!

Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palaſt, und wie es gewöhnlich iſt, daß man böſe Neuigkeiten früher als die guten erfährt, ſo rief mich Herr Jakob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit ſeinem ſchiefen Maule und ſtolzem Ton; dabei zog er ſich auf ſich zurück, ſtand wie angepfählt und wie ein erſtarrter Menſch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: Der Herzog, ſagte er, will von dir wiſſen, was du für deinen Perſeus verlangſt. Ich ſtand erſtaunt und erſchrocken, und antwortete ſogleich, es ſey meine Art nicht, den Preis meiner Arbeiten zu beſtimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwei Tagen ganz was anders verſprochen. Sogleich ſagte mir der Menſch mit noch ſtärkerer Stimme: Ich befehle dir 'ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir ſagſt, was du verlangſt, bei Strafe, völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geſchmeichelt, bei den großen Liebkoſungen, die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht ſowohl etwas zu gewinnen, ſondern ich hoffte nur ſeine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergeſtalt in Wuth, und beſonders, daß mir die Botſchaft durch dieſe giftige Kröte nach ihrer Weiſe vorgetragen wurde, und antwortete ſogleich, wenn der Herzog mir 10,000 Scudi gäbe, ſo würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf ſolche Weiſe behandelt zu werden, ſo wäre ich nie geblieben. Sogleich ſagte mir der verdrießliche Menſch eine Menge ſchimpflicher Worte, und ich that deßgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf ſagte er zornig: Die Städte und großen Paläſte der Fürſten und Könige baut man mit zehntauſend Ducaten. Darauf antwortete ich ſchnell, indem ich das Haupt neigte, Seine Excellenz würde ſehr viele Menſchen finden, die ihr Städte und Paläſte zu vollenden verſtünden, aber Statuen, wie der Perſeus, möchte vielleicht niemand in der Welt ſo zu machen im Stande ſeyn. Sogleich ging ich weg, ohne was weiter zu ſagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und ſagte mir: ich ſolle den Zwiſt, den ich mit dem Herzog habe, ihr überlaſſen; denn ſie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden ſeyn würde. Auf dieſe gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs. Seine

Excellenz habe mir ſie zugeſichert, und ich überlaſſe mich nicht erſt gegenwärtig ihnen beiderſeits gänzlich, da ich es von der erſten Zeit meines Dienſtes an mit aller Freundlichkeit ſchon gethan habe. Dann ſetzte ich hinzu: Wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth ſey, ſo würde ich vergnügt und zufrieden ſeyn, wenn ich mich dabei nur ſeiner Gnade verſichern könnte. Darauf ſagte mir die Herzogin lächelnd: Du würdeſt am beſten thun, wenn du meinem Rathe folgteſt. Sogleich wendete ſie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Beſtes gethan zu haben, indem ich ſo demüthige Worte brauchte; denn ob ſie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, ſo war ihr doch eine gewiſſe gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine ſchlimme Wendung. Ich war zu der Zeit ſehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgeſetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter anderem ſagte: O Benvenuto, es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog haſt, ins gleiche zu bringen. Hätteſt du Vertrauen in mich, ſo glaubte ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich ſage. Wird der Herzog wirklich einmal böſe, ſo wirſt du dich dabei ſehr übel befinden; das ſey dir genug! ich kann dir nicht alles ſagen. Nun hatte mich vorher ſchon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauiſch gemacht; denn er erzählte mir, er habe ſie bei irgend einer Gelegenheit ſagen hören: Er will ja für weniger als zwei Pfennige den Perſeus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt ſeyn.

Wegen dieſes Verdachtes ſagte ich Herrn Albizzi: Ich überlaſſe ihm alles, und ich würde mit dem was er thue, völlig zufrieden ſeyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieſer Ehrenmann, der ſich recht gut auf die Soldatenkunſt verſtand, beſonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menſchen ſind, hatte keine Luſt an der Bildhauerei und verſtand auch deßwegen nicht das mindeſte davon. Als er nun mit dem Herzog ſprach, ſagte er: Benvenuto hat ſich mir ganz überlaſſen und mich gebeten, ich ſolle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf ſagte der Herzog: Auch ich will euch die Entſcheidung übertragen, und mit allem was ihr beſtimmt, zufrieden ſeyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufſatz, der ſehr gut und zu meinen Gunſten geſchrieben war, und beſtimmte, der Herzog ſolle mir 3500 Goldgulden reichen laſſen,

wodurch zwar ein ſolches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt geſorgt ſey, und womit ich zufrieden ſeyn könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die ſich alle auf dieſen Preis bezogen. Dieſen Aufſatz unterſchrieb der Herzog ſo gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, ſagte ſie, es wäre beſſer für den armen Mann geweſen, wenn er ſich auf mich verlaſſen hätte; ich würde ihm wenigſtens 5000 Goldgulden verſchafft haben, und dieſelbigen Worte ſagte ſie mir eines Tages, als ich in den Palaſt kam, in Gegenwart des Herrn Alamanno Salviati; ſie lachte mich aus und ſagte, das Uebel das mir begegne, treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen, mir ſollten 100 Goldgulden monatlich bezahlt werden; nachher fing Herr Antonio de' Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur 50 zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur 25, manchmal auch gar nichts. Da ich nun ſah, daß ich ſo hingehalten ward, wendete ich mich aufs höflichſte an ihn und bat ihn, mir die Urſache zu ſagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir ſo gütig, und es ſchien mir, daß er ſich gar zu weit herausließe: denn er ſagte, er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortſetzen, weil man im Palaſt nicht zum beſten mit Geld verſehen ſey; er verſpreche aber, daß er mich bezahlen wolle, ſobald er Geld erhalte. Dann ſetzte er hinzu: Ich müßte ein großer Schelm ſeyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein ſolches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich ſo bald als möglich befriedigt ſehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich ſo aufziehen ſah, erzürnte ich mich mit ihm und ſagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an ſeine eigenen Ausdrücke. Indeſſen ſtarb er und man blieb mir 500 Goldgulden ſchuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 ſind.

Auch war ein Theil meiner Beſoldung rückſtändig geblieben, und ich dachte nicht, dieſen Reſt jemals zu erhalten; denn es waren ſchon drei Jahre verfloſſen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in achtundvierzig Stunden das Waſſer nicht laſſen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er ſich vielleicht zu Gott und beſchloß, daß jeder ſeinen Rückſtand erhalten ſolle; da wurde ich denn auch bezahlt, aber für meinen Perſeus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Faſt hatte ich mir vorgeſetzt, dem Leſer von meinem unglücklichen Perſeus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umſtand nicht verſchweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin ſprach und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden ſeyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Abſicht, mich wieder allmählig in Gunſt zu ſetzen und bei dieſer Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu beſänftigen; denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte ſich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerſt ſchlechte Behandlung beklagte, die ich von Alphons Quiſtelli, Herrn Jakob Polverini, dem Fiscal, und beſonders von Baptiſt Bandini von Volterra dulden mußte, und mit einiger Leidenſchaft meine Gründe vortrug, ſah ich den Herzog in ſo großen Zorn gerathen, als man ſich denken kann. Er ſagte mir dabei: Das iſt ein Fall, wie mit deinem Perſeus, für den du mir 10,000 Scudi gefordert haſt. Du biſt zu ſehr auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue ſchätzen laſſen, und was man recht findet, ſollſt du haben. Hierauf antwortete ich, ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man ſich gegen große Herren nicht betragen ſoll: Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach ſeinem Werth geſchätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz iſt, der ein gleiches machen kann! Darauf ward der Herzog noch zorniger und ſagte mir viele heftige Worte; unter andern rief er aus: Ja, es iſt gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein ſolches Werk machen könnte, und deßwegen wird er es auch zu beurtheilen wiſſen! Er meinte den Bandinelli, Cavalier von St. Jakob. Darauf verſetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand geſetzt, in der größten Schule der Welt ein großes und ſchweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden iſt als irgend eins, das jemals in dieſer göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meiſten ſchmeichelte, war, daß die trefflichen Männer, die von der Kunſt ſind und ſich darauf verſtehen, wie zum Beiſpiel Bronzino, der Maler, mir allen Beifall gaben. Dieſer treffliche Mann bemühte ſich und machte mir vier Sonette, worin er die edelſten und herrlichſten Worte ſagte, die man nur ausdrücken kann, und eben dieſer wunderſame Mann war Schuld, daß die ganze Stadt ſo ſehr in Bewegung kam. Freilich wenn ſich dieſer Mann ſo gut mit der Bildhauerkunſt als der Malerei abgeben wollte, ſo würde er vielleicht ein ſolches Werk

vollenden können. Auch geſtehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meiſter Michel Agnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anſtrengung als ich ſelbſt; nun aber, da er ſehr alt iſt, wird ihm eine ſolche Arbeit gewiß nicht gelingen, ſo daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unſerer Zeit niemand bekannt ſey, der ſie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, beſonders da Ew. Excellenz ſich davon ſo zufrieden zeigten und mir ſie mehr als ein anderer lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß, Ew. Excellenz konnte mir ſie nicht mit einer herrlichern Münze bezahlen; denn keine Art von Schatz kann ſich mit dieſem vergleichen. So bin ich überflüſſig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen. Darauf antwortete der Herzog: Du denkſt nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen; aber ich ſage dir, du ſollſt mehr haben als ſie werth iſt. Darauf verſetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule ſchon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir ſchenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu ſehen.

Wir waren eben bei San Felice — denn der Herzog ging nach dem Palaſte zurück — und auf meine heftigen Worte wendete er ſich ſchnell in großem Zorne gegen mich und ſagte: Du gehſt nicht weg! Hüte dich wohl wegzugehen! Halb erſchrocken begleitete ich ihn nach dem Palaſt; dort gab er dem Erzbiſchof von Piſa, Bartolini, und Herrn Pandolfo della Stufa den Auftrag, ſie ſollten Baccio Bandinelli von ſeinetwegen ſagen, er möge meinen Perſeus wohl betrachten und das Werk ſchätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Dieſe beiden wackern Männer gingen ſogleich zum Bandinelli und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte ſehr gut was ſie werth war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, ſo wollte er ſich in meine Angelegenheiten auf keine Weiſe miſchen. Darauf fügten die beiden Edelleute hinzu: Der Herzog hat uns geſagt, daß er, bei Strafe ſeiner Ungnade, euch befiehlt, ihm den Preis zu beſtimmen. Wollt ihr zwei, drei Tage, um ſie recht zu betrachten, ſo nehmt euch die Zeit, und dann ſagt uns, was die Arbeit verdiene! Darauf antwortete jener, er habe ſie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen: das Werk

ſey reich und ſchön gerathen, ſo daß es wohl 16,000 Goldgulden und mehr werth ſey. Dieſe Worte hinterbrachten ſogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher ſich ſehr darüber erzürnte. Auch ſagten ſie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weiſe das Lob des Bandinelli annehmen wolle, da er nur Uebels von jedermann ſpreche. Dieſe meine Worte ſagte man dem Herzog wieder, und deßhalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlaſſen ſollte. Das iſt nun alles die reine Wahrheit; genug, ich hätte beſſer gethan, die Herzogin walten zu laſſen, denn ich wäre in kurzem bezahlt geweſen und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Torelli, ſeinen Auditor, ſagen, er verlange daß ich gewiſſe Geſchichten in halberhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen ſolle. Weil aber dieſer Chor ein Unternehmen des Bandinelli war, ſo wollte ich ſein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er ſelbſt die Zeichnung dazu nicht gemacht — denn er verſtand nichts in der Welt von Architektur — vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb; genug, es iſt nicht die mindeſte Kunſt daran. Aus dieſer doppelten Urſache wollte ich das Werk nicht machen; doch hatte ich immer auf das ergebenſte den Herzog verſichert, daß ich alles thun würde, was Seine Excellenz mir beföhle. Nun hatte der Herzog den Werkmeiſtern von Santa Maria del Fiore befohlen, ſie ſollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Beſoldung von 200 Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit ſollten ſie mir aus der Baukaſſe bezahlen. So erſchien ich vor gedachten Werkmeiſtern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen ſicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß ſo viele Geſchichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wäre; dabei führte ich meine Urſachen an, welche ſie alle ſehr wohl begriffen. Die erſte war, die Zeichnung des Chors ſey ganz falſch und ohne die mindeſte Vernunft gemacht; man ſehe weder Kunſt noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweite Urſache war, weil gedachte Geſchichten ſo niedrig zu ſtehen kämen, daß ſie unter dem Auge blieben, von Hunden beſudelt und immer von Staub und allem Unrath voll ſeyn würden; deßwegen wollte ich ſie nicht machen: denn ich möchte nicht gern den Ueberreſt

meiner beſten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch ſo ſehr zu gefallen und zu dienen wünſche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, ſo möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen laſſen; dieſes Werk würde geſehen werden und Seiner Excellenz zu größerem Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß, wenn ich ſie nicht beſſer machte, als die ſchönſte Thüre von St. Johann, ſo verlange ich nichts für meine Arbeit; wenn ich aber ſie nach meinem Verſprechen vollende, ſo wäre ich zufrieden, daß man ſie ſchätzen laſſe, und man ſolle mir alsdann 1000 Scudi weniger geben, als ſie von Kunſtverſtändigen geſchätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorſchlag ſehr wohl, und ſie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das Angenehmſte zu ſagen glaubte; es war aber gerade das Gegentheil, denn dieſer verſetzte, ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und ſo ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entſchieden worden wäre.

Als ich das vernahm, ſuchte ich ſchnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt ſchien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er verſprach mir's. So fing ich umſtändlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit ſo viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen ſeyn, daß ich ihn endlich beſänftigt hatte. Dann ſetzte ich hinzu, wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, ſo gebrauche man in jenem Chor zwei Kanzeln, welches zwei große Werke ſeyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geſchichten in erhobener Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen. Dergeſtalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verſchiedene mit der äußerſten Anſtrengung, unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es ſchien mir viel bequemer zu dem Dienſte, wozu es beſtimmt war. Ich hatte ſie oft in den Palaſt getragen, und der Herzog ließ mir durch ſeinen Kämmerer ſagen, ich ſollte ſie da laſſen. Nachdem ſie der Herzog geſehen, bemerkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das beſte gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Geſpräch über die Modelle zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemſte

zum Dienſt und das ſchönſte zur Anſicht ſey. Der Herzog antwortete mir, daß ihm das zu vier Seiten beſſer gefalle, und daß er es ſo haben wolle, und ſprach lange auf eine freundliche Weiſe mit mir. Ich that alles was mir möglich war, um die Kunſt zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einſah, daß ich wahr redete, und es doch auf ſeine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter geſagt wurde.

Zehntes Capitel.

Streit zwiſchen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptun aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen ſolle. — Die Herzogin begünſtigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorſtellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben ſolle, der das beſte Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli ſtirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunſt der Herzogin erhält Ammanati den Marmor. — Seltſamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieſes Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während ſeiner Krankheit, welche ſechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanati verdrängt.

Zu dieſer Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht; man fuhr ihn ſodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn beſſer auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu beſehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin aus ganz beſonderer Gunſt ihn dem Cavalier Bandinelli zugedacht hatte, ſo jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die beſten Abſichten für ihn. Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der Herrſchaft eines böſen Geſchicks liegt, auf irgend eine Weiſe zu Hülfe zu kommen; denn wenn er ſie auch aus einem offenbaren Uebel gerettet, ſo wird ſie doch in ein viel ſchlimmeres fallen, ſo wie dieſer Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanati kam, wie ich zu ſeiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den ſchönen Marmor geſehen hatte, nahm ich ſogleich ſeine Höhe und ſeine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verſchiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo ſich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen, ihrem Sohn, befanden. Sie waren ſämmtlich bei Tafel, jene aber ſpeisten allein, und ich ſuchte dieſen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile

mit dem Prinzen geſprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer ſaß, und ließ mich mit ſehr günſtigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Geſpräch auf den ſchönen Marmor, den ich geſehen hatte, und ſagte, wie ihre Vorfahren dieſe edelſte Schule nur dadurch ſo vollkommen gemacht hätten, daß ſie den Wetteifer aller Künſtler unter einander zu erregen gewußt; auf dieſe Weiſe ſey die wunderſame Kuppel und die ſchönen Thüren von St. Johann, und ſo viel andere ſchöne Tempel und Statuen fertig, und ihre Stadt durch Talente ſo berühmt geworden, als ſeit den Alten keine bisher geweſen. Sogleich ſagte die Herzogin mit Verdruß, ſie wiſſe recht gut alles was ich ſagen wolle; ich ſolle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor ſprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber verſetzte: Alſo mache ich euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz beſorgt bin, und alles bedenke, damit Sie beſſer bedient ſeyn mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptun machte, wenn ihr auch ſchon entſchloſſen ſeyd, daß Bandinelli denſelben machen ſoll, ſo würde dieſer, um ſeiner Ehre willen, mit größerem Fleiße arbeiten, ein ſchönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitbewerber hat. Auf dieſe Weiſe werdet ihr beſſer bedient ſeyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten ſtrebt, ich meine nach der ſchönen Art dieſer wunderſamen Kunſt; ihr werdet zeigen, daß ihr euch daran ergötzt und ſie verſteht. Darauf ſagte die Herzogin in großem Zorne, meine Worte wären umſonſt; ſie wolle, daß Bandinelli den Marmor haben ſolle. Frage den Herzog, ſetzte ſie hinzu, ob dieß nicht auch ſein Wille ſey? Darauf ſagte der Herzog, der bisher immer ſtill geweſen war: Es ſind zwanzig Jahre, daß ich dieſen ſchönen Marmor ausdrücklich für Bandinelli brechen ließ, und ſo will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten ſoll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und ſagte: Ich bitte Ew. Excellenz, mir die Gnade zu erzeigen, daß ich nur wenige Worte zu Ihrem eigenen Vortheil ſage. Der Herzog verſetzte, ich ſolle ſagen, was ich wolle; er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: Wißt, mein Herr, der Marmor, woraus Bandinelli ſeinen Hercules und Cacus machte, ward für den trefflichen Michel Agnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simſon mit

vier Figuren gemacht hatte, woraus er das ſchönſte Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinelli brachte nur zwei einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt; deßwegen ſchreit die treffliche Schule noch über das große Unrecht, das man jenem Marmor angethan. Ich glaube, daß mehr als tauſend Sonette zur Schmach dieſer ſchlechten Arbeiten angeſchlagen worden, und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieſes Vorfalls ſich ſehr gut erinnert. Deßwegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer, denen das Geſchäft aufgetragen war, ſo unweiſe handelten, dem Michel Agnolo ſeinen ſchönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinelli zu geben, der ihn verdarb, wie man ſieht, könntet ihr jemals ertragen, daß dieſer viel ſchönere Marmor, ob er gleich dem Bandinelli zugedacht iſt, von ihm verdorben werde? Und wolltet ihr ihn nicht lieber einem andern geſchickten Manne geben, der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, laßt ſie vor der Schule ſämmtlich aufſtellen! Ew. Excellenz wird hören was man ſagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beſte wählen. Auf dieſe Weiſe werft ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer ſo trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunſt, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt iſt, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigſt angehört hatte, ſtand er ſogleich von Tafel auf, wendete ſich zu mir und ſagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den ſchönen Marmor, denn du ſagſt mir die Wahrheit, und ich erkenne ſie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt, ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es ſchienen mir tauſend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wiſſen zu laſſen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterſchieden waren. Er lobte ſie, doch ſagte er zu mir, das eine gefalle ihm beſſer als das andere, und dieſes, womit er zufrieden ſey, ſolle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil ſeyn.

Seine Excellenz hatten ſchon dasjenige geſehen, was Bandinelli gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele ſeiner Hofleute ſagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über dieſe Sache iſt aber folgende von großem Werth. Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und

als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn ſehr und fragte, wem er zur Arbeit beſtimmt ſey. Der Herzog antwortete ſogleich: Meinem Benvenuto, der ein ſehr ſchönes Modell dazu gemacht hat. Dieſe Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deßhalb ging ich die Herzogin aufzuſuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunſt, welche ſie ſehr gut aufnahm; dann fragte ſie, was ich arbeite? Darauf verſetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der ſchwerſten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Crucifix von dem weißeſten Marmor auf einem Kreuze von dem ſchwärzeſten, ſo groß als ein lebendiger Menſch. Sogleich fragte ſie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber verſetzte: Wißt, gnädige Frau, daß ich es nicht für 2000 Goldgulden hingäbe: denn ſo hat wohl eine Arbeit niemals einem Menſchen zu ſchaffen gemacht; auch hätte ich mich niemals unterſtanden ſie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen; deßwegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwei Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eiſen, beſonders da der Stein hart iſt, dazu der Arbeitslohn, ſo kommt er mich über 300 Scudi zu ſtehen, ſo daß ich ihn nicht für 2000 Goldgulden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteſte Gnade erzeigen will, ſo mache ich Ihnen gern damit ein reines Geſchenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle, die zum Neptun befohlen ſind, weder Gunſt noch Ungunſt erzeigen. Darauf ſagte ſie zornig: Alſo ſchätzeſt du weder meine Hülfe noch meinen Widerſtand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß ſie zu ſchätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich 2000 Goldgulden werth halte: aber ich verlaſſe mich zugleich auf meine mühſamen und kunſtmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke; und wenn der große Michel Agnolo Buonarotti ſelbſt gegenwärtig wäre, von welchem und von ſonſt niemand ich das was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der ſo viel verſteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wiſſen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meiſter könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen iſt. Als ich ausgeſprochen hatte, ſtand ſie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, ſo gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen ſuchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu beſehen und mit ihm zwei Geſandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel ſehr wohl, und der Herzog ſagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's! Da begünſtigten mich beide gar ſehr, am meiſten der Geſandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit ſie alles ſagen möchten, was ihnen gefiele. Als ich aber vernahm, daß ich begünſtigt wurde, trat ich ſogleich näher, wendete mich zum Herzog und ſagte: Ew. Excellenz ſollte noch eine andere wunderſame Vorſicht brauchen und befehlen, daß jeder ein Modell von Erde, und gerade ſo groß als es der Marmor fordert, verfertigen ſolle. Dadurch würden Sie ſich am beſten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn ſollte der Marmor unrecht zugeſprochen werden, ſo werden Sie nicht dem verdienten Manne, ſondern ſich ſelbſt großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kömmt, werden Sie zuerſt den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einſichtsvolle Perſonen werden ſich überzeugen, daß Sie an der Kunſt Freude haben und ſich darauf verſtehen. Auf dieſe Worte zog der Herzog die Achſeln, und indem er wegging, ſagte der Lucheſiſche Abgeſandte zu ihm: Herr, euer Benvenuto iſt ein ſchrecklicher Menſch! Der Herzog ſagte darauf: Er iſt viel ſchrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht geweſen wäre; denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen ſind. Dieſe ausdrücklichen Worte ſagte mir derſelbe Geſandte, und ſchien mich über meine Handlungsweiſe zu tadeln. Worauf ich verſetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es iſt mir nicht möglich zu ſchmeicheln.

Verſchiedene Wochen hernach ſtarb Bandinelli, und man glaubte, daß, außer ſeiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben wohl die Urſache ſeines Todes geweſen ſey. Denn als er vernommen hatte, daß ich obgedachtes Crucifix in der Arbeit habe, ſo legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung ſieht. Nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella beſtimmt und ſchon die Haken befeſtigt, um es anzuhängen; nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine

Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf ſagten mir die Geiſtlichen, ſie könnten mir das nicht zugeſtehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf ſagte ich: Warum verlangtet ihr nicht erſt die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufſtellen zu laſſen, und ſeht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Deßhalb wollte ich auch dieſer Kirche die Frucht meiner äußerſten Bemühung nicht mehr überlaſſen, wenn gleich nachher die Werkmeiſter zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf ſogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, ſo waren die trefflichen Geiſtlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen und mein Grab auf alle Weiſe, wie es mir gefalle, darin zurichten ſollte. Bandinelli hatte dieſes gemerkt und eilte, ſein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, ſie ſolle ihm die Capelle, welche den Pazzi gehört hatte, verſchaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alſobald ſtellte er ſein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er ſtarb.

Da ſagte die Herzogin, ſie habe ihm im Leben geholfen, ſie wolle ihm im Tode auch noch beiſtehen, und ob er gleich weg ſey, ſollte ich mir doch niemals Hoffnung machen, den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäkler, eines Tages, als ich ihm begegnete, die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinelli wäreſt du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanati wird dir's noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben geſagt, Befehl vom Herzog ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, ſo groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon verſehen laſſen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Perſeus ſtand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken, daß ich ihn von Marmor machen wollte, denn ich wußte wohl, daß die Herzogin ſich vorgeſetzt hatte mir ihn nicht zu überlaſſen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich verſprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt ſehen würde, daß ſie, als eine Perſon von Einſicht, es

ſelbſt bedauern müßte, dem Marmor und ſich ſelbſt einen ſo ungeheuern Schaden zugefügt zu haben.

Noch verſchiedene Künſtler machten ſolche Modelle, Johann Fiammingo, im Kloſter Santa Croce, Vincenz Danti, von Perugia, im Hauſe des Herrn Octavian Medicis; der Sohn des Moſchino zu Piſa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomäus Ammanati in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden, und man ihm ſchon ein wenig die letzte Hand anſah, kam der Herzog vom Palaſte herunter, mit Georg, dem Maler, der ihn in den Raum des Ammanati geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Georg mehrere Tage nebſt Ammanati und allen ſeinen Geſellen gearbeitet hatte. Indeſſen der Herzog das Modell anſah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geſchwätz einnehmen wollte, ſchüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte ſich zu ſeinem Herrn Stephan und ſagte: Gehe und frage den Benvenuto, ob ſein Koloß ſo weit vorwärts iſt, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete ſehr gefällig und gütig den Auftrag des Herzogs aus und ſagte mir dazu, wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne ſehen laſſen, ſo ſolle ich es frei ſagen; denn der Herzog wiſſe wohl, daß ich wenig Hülfe bei einem ſo großen Unternehmen gehabt habe. Ich verſetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts ſey, ſo würde doch der Geiſt Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig ausſehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und ſobald Seine Excellenz in den Verſchlag trat und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er ſich ſehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Anſichten ſtehen, nicht anders als der erfahrenſte Künſtler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beifalls ſehen, wobei er die wenigen Worte ſagte: Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhaut geben. Dann wendete er ſich zu denen, die bei ihm waren, und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern ſprach er: Das kleine Modell, das ich in ſeinem Hauſe geſehen hatte, gefiel mir wohl, aber dieſes Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben

und ehren, zum Beſten gereichen, ſo begegnete mir auch ein ſonderbarer Vorfall. Um dieſe Zeit beſuchte mich ein gewiſſer Schelm von Vicchio, der Peter Maria d' Anterigoli hieß und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzte, der jetzt Aufſeher von Pescia iſt, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir ſein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht beſehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptun zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Beſichtigung des Guts bei dieſem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als ſo viel Scheffel Korn, ſo viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Kaſtanien und was ſonſt noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit, in der wir lebten, mir ſehr zu Statten kamen; denn dieſe Dinge waren wohl 100 Goldgulden werth, und ich gab ihm 160 Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir ſeine Handſchrift, daß er mir, ſo lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es ſchien mir, wie ich ſagte, nicht nöthig das Gut zu beſehen, ſondern ich erkundigte mich nur aufs beſte, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, ſein leiblicher Bruder, dergeſtalt wohlhabend wären, daß ich mich für ſicher halten könnte. Und mehrere Perſonen, welche die beiden Brüder kannten, ſagten mir, ich könne ganz ohne Sorge ſeyn.

Nun erſuchten wir beide Herrn Peter Franz Bartoldi, Notar bei der Kaufmannſchaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß dieſe Schrift im Contract angeführt werden müßte; aber der Notar hörte nur auf zweiundzwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta vorſagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indeſſen als der Notar ſchrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, ſo machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptun. Da nun alſo der Contract geſchloſſen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkoſungen, und ich that ihm ein gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäſe, Capaunen, weichen Käſe und viele Früchte, ſo daß ich anfing mich zu ſchämen und ihn, ſo oft er nach Florenz kam, aus dem Gaſthauſe in meine Wohnung holte, ſo wie auch ſeine Verwandten, die er oft bei ſich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weiſe mir zu ſagen an, es ſey nicht erlaubt, daß ich vor ſo viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entſchließen könne meine Arbeiten, nur auf drei Tage

ruhen zu laſſen; ich ſolle doch ja kommen und es beſehen. Endlich vermochte er ſo viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiste. Mein Neptun war durch vielen Fleiß ſchon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundſätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vorfällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten, ſo dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung ſehen zu laſſen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in ſeinem Hauſe ſo freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkoſungen als er; ſo blieb es eine Weile, bis ſie das ausführen konnten, was er und ſein Bruder Philipp ſich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, ſo daß ich mich eines Mittwochs, da zwei Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühſtück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daſelbſt ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet ſchien, denn er begegnete mir aufs freundlichſte, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich ſein ſchamloſes Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich ſchenkte ihr einen ſehr feinen Strohhut, weil ſie verſicherte keinen ſchöneren geſehen zu haben. Als der Abend herbeikam, ſpeisten wir ſehr vergnügt zuſammen, dann gab er mir ein anſtändiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichſte Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens als ich aufſtand, wieder dieſelbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu beſehen, das mir ſehr wohl gefiel. Man beſtimmte mir ſo viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, ſagte der Prieſter Herr Philipp zu mir: Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht ſo ganz gefunden hättet, wie man es euch beſchrieben hat, ſeyd verſichert, man wird euch über das Verſprochene befriedigen; denn ihr habt es mit rechtſchaffenen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unſern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Menſch iſt. Dieſer Arbeiter nannte ſich Mariano Roſelli, und ſagte mir mehr als einmal: Seht nur zu euern Sachen, es wird ſich zeigen, wer von uns der traurigſte ſeyn wird. Als er dieſe Worte ausſprach, lächelte der Bauer auf eine gewiſſe

unangenehme Weiſe, die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weiſe an das, was mir begegnen ſollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwei Miglien von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geiſtlichen, der mich mit ſeinen gewöhnlichen Liebkoſungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühſtück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt ſchon angegangen war, und alle Einwohner ſahen mich mit Verwunderung, wie einen ſeltenen Gegenſtand an, beſonders aber ein wackerer Mann, der ſich ſchon lange Zeit an dem Ort befindet, deſſen Frau Brod auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern beſitzt, liegt ungefähr eine Miglie weit entfernt, er aber mag ſich gern im Ort aufhalten. Dieſer gute Mann nun wohnte zur Miethe in einem Hauſe, deſſen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewieſen waren, und ſagte zu mir: Ich bin in eurem Hauſe, und ihr ſollt zur rechten Zeit euren Zins erhalten; oder wollt ihr ihn voraus? denn ich wünſchte, daß ihr auf jede Weiſe mit mir zufrieden ſeyn möget. Indeß wir ſo ſprachen, bemerkte ich, daß dieſer Mann mich ganz beſonders betrachtete, ſo daß es mir auffiel und ich zu ihm ſagte: Sagt mir, lieber Johann, warum ihr mich ſo ſtark anſeht? Darauf ſagte der wackere Mann: Ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverläſſig wie ihr ſeyd, verſprecht mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich verſprach's ihm, und er fuhr fort: So wiſſet denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen ſich gerühmt hat, was ſein Bruder Sbietta für ein geſcheidter Mann ſey! Er habe ſein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen eingelaſſen: drum lebt nur ſo lange es gehen will! Thut die Augen auf! denn ihr habt's Urſache; ich ſage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt ſpazieren, und fand Johann Baptiſt Santini, und gedachter Prieſter führte uns beide zu Tiſche. Es war ungefähr zwanzig Uhr, und man ſpeiste meinetwegen ſo früh, weil ich geſagt hatte, ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geſchwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerſt geſchäftig, und unter andern auch ein gewiſſer Cecchino Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte, ſagte der leidige Pfaffe, mit ſo einer gewiſſen vertrakten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht ſpeiſen kann, denn es iſt mir ein Geſchäft von Wichtigkeit, das meinen Bruder betrifft, vorgefallen,

und weil er nicht da iſt, muß ich ſtatt ſeiner eintreten. Durch unſere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er ſich auf keine Weiſe bewegen, und wir fingen an zu ſpeiſen. Als wir die Saläte, die in gewiſſen Schüſſelchen aufgetragen wurden, gegeſſen hatten und man anfing das geſottene Fleiſch zu geben, kam ein Schüſſelchen für Einen Mann. Santini, der mir gegenüber ſaß, ſagte darauf: Habt ihr jemals ſo gute Koſt geſehen? und euch geben ſie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, verſetzte ich darauf. Dann ſagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tiſche rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beide ganz außerordentlich beſchäftigt. Endlich bat ich das Weib ſo ſehr, daß ſie zu uns kam, aber ſie beklagte ſich, und ſagte: Meine Speiſen ſchmecken euch nicht; denn ihr eßt ſo wenig. Ich lobte aber ihr Gaſtmahl über die Maßen und ſagte, daß ich hinreichend gegeſſen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Urſache dieſes Weib mich ſo außerordentlich nöthigte. Als wir aufſtanden, waren ſchon die einundzwanzig vorbei, und ich wünſchte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiste fort. Ich war nicht drei Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entſetzlich, und mir ſchienen es tauſend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daſelbſt an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen: es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geſchah, ging ich, als es Tag ward, nachzuſehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müſſe etwas Giftiges gegeſſen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speiſen und Tellerchen ein, die mir das Weib beſonders vorgeſetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir ſo viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tiſche bleiben wollte, ja daß er ſollte geſagt haben, ſein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr ſchwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß ſie mir in einem Schüſſelchen Brühe, die ſehr gut gemacht und angenehm zu eſſen war, eine Doſis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleiſch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, ſondern mit bloßem Salze genieße, ſo aß ich auch nur ein paar Biſſen

hiervon, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergestalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte, daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanati frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ, ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinelli betragen, der in Reden ausbrach, die einem Künstler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten, ich habe es immer vermuthet; er solle nur dankbar gegen das Glück seyn, da es ihm nach Würden eine solche Gunst erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franz da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts mehr bei mir behalten konnte; aber der geschickte Meister Franz sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine starke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tages: Benvenuto, danke Gott! du hast gewonnen, zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdrusse der Schelme, welche dir zu Schaden gedachten, durchbringen. Darauf versetzte Meister Raphael, das wird eine von den besten und schwersten Curen seyn; denn du mußt wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast. Sogleich unterbrach ihn Meister Franz, und sagte: Es war vielleicht ein giftiges Insect. Da versetzte ich: Ich weiß recht wohl, daß es Gift ist, und wer mir es gegeben hat. Sie curirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach ſeiner Geneſung, wird beſonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünſtigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht, das er von dem Magiſtrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt ſich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm ſeine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anſtatt ihn zu zerſtören, reinigt ſeinen Körper und ſtärkt ſeine Leibesbeſchaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er in ſeinem Rechtsſtreite mit Sbietta durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin beſuchen ihn, als ſie von Piſa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieſer Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin verſöhnen ſich mit ihm und verſprechen ihm alle Art von Beiſtand und Aufmunterung. — Da er ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht findet, iſt er geneigt einem Vorſchlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen, und ihrem Gemahl, Heinrich II, ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm ſey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal Medicis ſtirbt, worüber am florentiniſchen Hof große Trauer entſteht. — Cellini reist nach Piſa.

Um dieſe Zeit war der Herzog verreist, um ſeinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanati ſchon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptun, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco, dem Sohn des Herzogs, zu beſchweren, der mir ſonſt einiges Wohlwollen bezeigte. Ich ſagte, ſie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen ſey; wenn ſie fertig wäre, ſo hätte es mir gleichgültig ſeyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit unzufriedener Miene: Benvenuto, bekümmert euch nicht, daß ſie aufgedeckt iſt, denn ſie haben es zu ihrem eigenen Schaden gethan; wollt ihr aber, daß ich ſie ſoll bedecken laſſen, ſo ſoll es gleich geſchehen. Außer dieſen Worten ſagte Seine Excellenz noch manches zu meinen Gunſten in Gegenwart vieler Herren; ich aber verſetzte, er möge doch die Gnade haben, und mir Gelegenheit verſchaffen, daß ich das Modell endigen könnte; denn ich wünſchte, ſowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geſchenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich ſolle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Dieſe geringe Gunſt richtete mich wieder auf und war Urſache, daß ich wieder nach und nach geſund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergeſtalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu ſchöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmischereien und anderen Schelmstreichen bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Sbietta selbst noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir vor Zeugen die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räthen, welche der Zeit Everhard Serristori und Friedrich Ricci waren. Alphons Quistelli war Fiscal und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Alessandri darunter; genug, alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben. Der einzige Friedrich Ricci widersprach; denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte, und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Everhard Serristori und die andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunciata, und sagte ohne Rücksicht mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat so viel über uns andere vermocht, daß du wider unsern Willen bist verletzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen, denn der oberste Gewalthaber der Regierung müßte darüber unruhig werden; genug, mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintan zu setzen. Mit diesen Entschließungen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich aufs beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gerne, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tages, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria d'Anterigoli, zu sprechen, und sagte: Ich will Ew. Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptun, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs genaueste und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an das Gift kam, so sagte ich: Wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten Sie den Sbietta oder diejenigen, welche mir das Gift gegeben, eher belohnen als bestrafen, weil das Gift, indem es nicht so stark gewesen mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drei bis vier Jahren umgebracht hätte; durch diese sonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel, das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwei Miglien Wegs mit Aufmerksamkeit zu, und sagte nur: O die bösen Menschen! Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sey, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tages trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umständlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr schien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Concino, einer von den ersten Secretären des Herzogs, und sagte mir halb trotzig: Der Herzog meint, wenn du Urlaub willst, so wird er dir ihn geben; willst du aber arbeiten, so sollst du auch zu thun finden, mehr als du gedenkst. Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche, als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papst, Kaiser oder König seyn. Ja, viel lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Ducaten. Dann sagte er: Wenn du so denkst, so seyd ihr einig ohne weiteres.

Drum gehet nach Florenz zurück und ſeyd gutes Muthes, denn der Herzog will euch wohl. Und ſo ging ich nach Florenz.

In dieſer Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Contract einging, ſondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geſchah im December 1566. Doch ich will weiter dieſer Sache nicht gedenken, und alles Gott überlaſſen, der mich ſo oft aus manchen Gefahren geriſſen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es ſich viel beſſer als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden ſehen, der kommen wollte. Nun geſchah es nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon ſagte, ſo daß ſie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Piſa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix zu ſehen. Es gefiel ſo ſehr, daß beide Herrſchaften ſowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun ſah, daß ihre Excellenzen ſo wohl zufrieden mit dem Werke waren und es ſo ſehr lobten, auch ich niemand gewußt hätte, der würdiger geweſen wäre es zu beſitzen, ſo machte ich ihnen gern ein Geſchenk damit, und bat nur, daß ſie mit mir in das Erdgeſchoß gehen möchten. Auf dieſe Worte ſtanden ſie gefällig auf, und gingen aus der Werkſtatt in das Haus. Dort ſah die Herzogin mein Modell des Neptun und des Brunnens zum erſtenmal, und es fiel ihr ſo ſehr in die Augen, daß ſie ſich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und ſagte: Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht, daß dieſes Werk den zehnten Theil ſo ſchön ſeyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verſchiedenemal: Hab' ich's euch nicht geſagt? So ſprachen ſie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit, und ſchienen mich gleichſam um Vergebung zu bitten. Darauf ſagte der Herzog, ich ſolle mir einen Marmor nach Belieben ausſuchen und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf dieſe gütigen Worte verſetzte ich: wenn Sie mir dazu die Bequemlichkeit verſchaffen wollen, ſo würde ich Ihnen zu Liebe gern ein ſo ſchweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog ſchnell: Du ſollſt alle Bequemlichkeit haben, die du verlangſt, und was ich dir von ſelbſt geben werde, ſoll noch viel mehr werth ſeyn. Mit ſo gefälligen

Worten gingen ſie weg, und ließen mich höchſt vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl ſah, daß man zu nichts Anſtalt machte, gerieth ich beinahe in Verzweiflung.

In dieſer Zeit ſchickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unſern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man ſagt. Gedachter Abgeſandter war mein genauer Freund, und wir ſahen uns oft. Als er mir nun die Gunſt erzählte, die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber ſagte mir im Namen der Königin: Ihro Majeſtät wünſche ſehr, das Grab Heinrichs (II.) ihres Gemahls geendigt zu ſehen; Daniel da Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, ſein Termin aber ſey verlaufen, und überhaupt ſollten an das Grab die herrlichſten Zierrathen kommen; wollte ich nun nach Frankreich in mein Caſtell zurückkehren, ſo wolle ſie mir alle Bequemlichkeit verſchaffen, wenn ich nur Luſt hätte ihr zu dienen. Darauf verſetzte ich gedachtem Baccio, er ſolle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden ſey, ſo würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf ſagte Herr Baccio fröhlich: So gehen wir zuſammen! und nahm die Sache als ſchon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog ſprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn ſagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, ſo würde ſich die Königin meiner bedienen. Darauf verſetzte der Herzog ſogleich: Benvenuto iſt der geſchickte Mann, wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten, worauf er ſogleich das Geſpräch veränderte. Den andern Tag ſagte mir Herr Baccio alles wieder; ich aber konnte mich nicht halten und ſagte: Wenn ich, ſeitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der ſchwerſten Werke vollendet habe, das mich mehr als 200 Scudi von meiner Armuth koſtet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beſchäftigt hätte! Ich ſage, man thut mir ſehr Unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder; dieſer aber ſagte, das ſey nur Scherz; er wolle mich behalten. Auf dieſe Weiſe ſtand ich verſchiedene Tage an, und wollte mit Gott davongehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen laſſen, weil es ihm unangenehm zu ſeyn ſchien.

Zu dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, außer dem Prinzen, der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Piſa. Das Gift jener böſen Ausdünſtungen ergriff den Cardinal zuerſt; er verfiel in ein peſtilenzialiſches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete; er war des Herzogs rechtes Auge, ſchön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verſchiedene Tage vorbeigehen, bis ich glaubte daß die Thränen getrocknet ſeyen; dann ging ich nach Piſa.

Anhang

zur

Lebensbeſchreibung des Benvenuto Cellini,

bezüglich auf

Sitten, Kunſt und Technik.

Inhalt.

I. Vorwort.
II. Gleichzeitige Künstler.
III. Näherer Einfluß.
IV. Cartone.
    1. Des Michel Angelo.
    2. Des Leonardo da Vinci.
V. Antike Zierrathen.
VI. Vorzügliches technisches Talent.
VII. Tractate über den technischen Theil der Goldschmiedekunst und Sculptur.
VIII. Goldschmiedegeschäft.
    1. Kenntniß der Edelsteine.
    2. Fassen derselben.
       Folien.
       Tinten.
       Spiegel.
    3. Niello.
    4. Filigran.
    5. Email.
    6. Getriebene Arbeit.
    7. Große Spiegel.
    8. Münzen und Medaillen.
    9. Grosserie.
       Gefäße.
       Statuen.
IX. Sculptur.
    1. Erzguß.
    2. Marmorarbeit.
       Steine.

Statuen.
Koloſſen.
X. Flüchtige Schilderung florentiniſcher Zuſtände.
XI. Stammtafel der Medicis.
XII. Schilderung Cellini's.
XIII. Letzte Lebensjahre.
XIV. Hinterlaſſene Werke.
1. Goldſchmiedearbeit.
2. Plaſtiſche.
Perſeus.
Crucifix.
Ganymed.
Cosmus' I. Büſte.
Bronzen von Fontainebleau.
Reſtaurirter Camée.
3. Zeichnungen.
XV. Hinterlaſſene Schriften.
1. Lebensbeſchreibung.
Ueberſetzung derſelben.
2. Zwei Discurſe.
Ueber Goldſchmiedekunſt.
Ueber Sculptur.
3. Kleine Aufſätze.
4. Poetiſche Verſuche.
5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.
XVI. Ueber die Grundſätze, wonach man das Zeichnen lernen ſoll.
XVII. Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Malerei.

I.

Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhaftern Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber, dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir für dießmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

II.

Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten und andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammengefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen; wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist. Deßhalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung, dem Leser vor und überlassen ihm sich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zusammenwirkens selbst auszubilden.

Hierbei drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten im fünfzehnten Jahrhundert geborenen Künstler auch das sechzehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genossen; durch welches Zusammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunsterscheinungen jener Zeiten mochten

bewirkt werden, um ſo mehr, als man die Anfänge, deren ſich ſchon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigſten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellini,
Johann Bellini,
Lucas Signorelli,
Leonhard da Vinci,
Peter Perugino,
Andreas Mantegna,
Sanſovino,
Fra Bartolommeo,
Franz Ruſtici,
Albrecht Dürer,
Michel Angelo,
Balthaſar Peruzzi,
Tizian,
Giorgione,
Raphael,
Andreas del Sarto,
Primaticcio,
Franz Penni,
Julius Romano,
Correggio,
Polidoro von Caravaggio,
Roſſo,
Holbein,

der erſte in einem Alter von einundachtzig, der letzte von zwei Jahren. Ferner wurden in dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,
Parmegianino,
Daniel da Volterra,
Jacob Baſſano,
Bronzino,
Franz Salviati,
Georg Vaſari,

Andreas Sciavone und
Tintoretto.

In einer ſo reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem ſolchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leſer rufe ſich die Eigenſchaften dieſer Männer ſummariſch in Gedanken zurück, und er wird über das Gedränge von Verdienſten erſtaunen, welches jene Epoche verſchwenderiſch hervorbrachte.

III.

Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unſern Blick auf die Vaterſtadt des Künſtlers, ſo finden wir in derſelben eine höchſt lebendige Kunſtwelt.

Ohne umſtändlich zu wiederholen, was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der florentiniſchen Schule von mehreren, beſonders auch von unſern Freunden, in dem erſten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Maſaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier, eine ſummariſche Ueberſicht zu geben.

Cimabue ahmt die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen ſey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur, verſucht ſich alſo hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerei von ſeinem Meiſter, iſt aber ein außerordentlicher Menſch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunſt.

Seine Nachfolger, Gaddi und andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt ſich höher und ſchließt ſich an die Poeſie, beſonders an die Geſtalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drei große Männer, ergreifen dem Geiſt und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunſt vor. Der erſte erfand vielleicht die Geſetze der Perſpective, wenigſtens benutzt er ſie früh und befördert dieſen Theil der Kunſt, worauf denn aber leider eine Art techniſcher Raſerei, das Eine Gefundene durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, faſt hundert Jahre dauert und das ächte Kunſtſtudium ſehr zurückſetzt.

Maſaccio ſteht groß und einzig in ſeiner Zeit, und rückt die

Malerei ver. Alles drängt ſich nun, in der von ihm gemachten Capelle zu ſtudiren, weil die Menſchen, wenn ſie auch das Rechte nicht deutlich verſtehen, es doch allgemein empfinden.

Maſaccio wird nachgeahmt, in ſofern er ſich der Natur in Geſtalt und Wahrheit der Darſtellung nähert, ja ſogar an Kunſtfertigkeit übertreffen von Aelteren, Lippi, Botticelli, Ghirlandajo; welche aber alle in der Naturnachahmung ſtecken bleiben.

Endlich treten die großen Meiſter auf, Leonardo da Vinci, Fra Bartolommeo, Michel Angelo und Raphael.

IV.

Cartone.

So ſtark auch die Eindrücke dieſer frühern meiſterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künſtlers mögen geweſen ſeyn, wie er ſelbſt hie und da zu bezeugen nicht unterläßt, ſo war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwei gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten, Cartone des Leonardo da Vinci und des Michel Angelo, die ſogleich bei ihrer Entſtehung die Aufmerkſamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunſtwelt erregten.

Von jeher hatten ſowohl die Vorſteher des florentiniſchen Staats als einzelne Gilden und Geſellſchaften ſich zur Ehre gereichet, durch Architektur, Sculptur und Malerei die Zeiten ihrer Adminiſtrationen zu verherrlichen und beſonders geiſtlichen Gebäuden durch bildende Kunſt einen lebendigen Schmuck zu verſchaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben, und das ſchöne Kunſtcapital, das Lorenz, beſonders in ſeinem Stadtgarten, geſammelt hatte, woſelbſt er eine Bildhauerſchule unter der Aufſicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution durch das leidenſchaftliche Ungeſtüm der Menge zerſtreut und vergeudet. Eine neue republicaniſche Verfaſſung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, deſſen Wände durch Veranſtaltung Peter Soderini's, des Gonfaloniere's und ſeiner Regimentsgenoſſen, von den würdigſten Künſtlern jener Zeit belebt werden ſollten.

Leonardo da Vinci, ungefähr im ſiebenunddreißigſten Jahre, hatte ſich von Mailand, nach dem Einmarſch der Franzoſen, auf Florenz

zurückgezogen, woselbst Michel Angelo, ungefähr im sechsundzwanzigsten, mit größter Anstrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künstlern Cartone zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Cartonen vorgestellten Thaten und Ereignisse in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Pisaner führten, der sich mit der Eroberung von Pisa endigte. Die Gründe warum wir von dieser Meinung abgehen, werden wir zunächst anzeigen, wenn wir vorher eine Darstellung jener Kunstwerke mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuerer Nachrichten im allgemeinen versucht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einen Theil von Tuscien weggenommen und stand gegen die päpstlichen und florentinischen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle im obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den Ihrigen sorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Piccinini, um bei seinem Abzug ehrenvoll zu erscheinen, sehr geneigt war.

1.

Carton des Michel Angelo.

Die florentinischen Anführer standen nicht genugsam auf ihrer Hut, so wie überhaupt die lose Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Insubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten zum großen Theil, um sich zu erfrischen oder zu ergötzen, das Lager verlassen.

Unter diesen Umständen kommt Piccinini herangezogen. Ein Florentiner, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerst den Feind und ruft die zerstreuten Krieger zusammen. Wir glauben ihn in dem Manne zu sehen, der fest im Centrum des Bildes steht und, indem er vorschreitet, mit seiner kriegerischen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern scheint.

Mag nun der Künstler den Umstand, daß die Krieger sich eben im Flußbad erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geschichte vorgefunden oder aus seinem Geiste geschöpft haben, wir finden dieses

gehörigſte Motiv hier angewendet. Das Baden ſteht, als das höchſte Symbol der Abſpannung, entgegengeſetzt der höchſten Kraftäußerung im Kampfe, zu der ſie aufgefordert werden.

„In dieſer, durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge iſt beinahe jede Behendigkeit des menſchlichen Alters, jede Bewegung, jeder Geſichtszug, jede Pantomime von Beſtürzung, Schreck, Haß, Angſt, Eile und Eifer dargeſtellt. Wie Funken aus einem glühenden Eiſen unter dem Hammer, gehen alle dieſe Gemüthszuſtände aus ihrem Mittelpunkte heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere ſind im raſchen Fortſchritt dazu begriffen, noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felſenſprung; hier tauchen zwei Arme aus dem Waſſer auf, die dem Felſen zutappen, dort flehen ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen ſich über, Gefährten zu retten, andere ſtürzen ſich vorwärts zum Beiſtand. Oft nachgeahmt iſt das gluthvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Sehne in ungeheurer Anſtrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt über die träufelnden Glieder zu ziehen, indem er zärnend widerwillig mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurchfährt.

Mit dieſer kriegeriſchen Haſt, mit dieſem edlen Unmuth, hat der ſinnvolle Künſtler die langſam bedächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jünglings, der eifrig bemüht iſt ſich die Buckeln ſeiner Rüſtung unterwärts der Knöchel zuzuſchnallen, in den ſprechendſten Contraſt geſetzt. Hier iſt auch ein Eilen, aber es iſt Methode darin. Ein dritter ſchwingt ſeinen Küraß auf die Schulter, indeß ein vierter, der ein Anführer zu ſeyn ſcheint, unbekümmert um Schmuck, kampffertig mit geſchwungenem Speer einen Vormann über den Haufen rennt, der ſich eben gebückt hat eine Waffe aufzuſammeln. Ein Soldat, der ſelbſt ganz nackt iſt, ſchnallt an dem Harniſch ſeines Kriegskameraden herum, und dieſer, gegen den Feind gekehrt, ſcheint ungeduldig den Grund zu ſtampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend oder in ſich zurückgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausbrüchen. Nur Ein Motiv beſeelt dieſe ganze Scene des Tumults, Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anſtrengung die verſchuldete Fahrläſſigkeit wieder abzubüßen.“

Dieſes gelang denn auch, wie uns die Geſchichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinini das verbündete Heer der

päpſtlich-florentiniſchen Truppen zu wiederholtenmalen an: hartnäckig widerſtanden dieſe und ſchlugen zuletzt, begünſtigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, deſſen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2.

Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michel Angelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Compoſition dargeſtellt, ſo wählte Leonardo da Vinci den letzten ſchwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn in einer künſtlichen gedrängten Gruppe vor, die wir, in ſofern ſie ſich aus der Beſchreibung des Vaſari und anderer entwickeln läßt, unſern Leſern darzuſtellen ſuchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrſcheinlich ein Paar von jedem Heere, ſind mit einander in Conflict geſetzt; ſie kämpfen um eine Standarte, deren Stab ſie alle angefaßt haben. Zwei widerſtreben einander von beiden Seiten, ſie heben die Schwerter empor, ſich zu verwunden oder, wie es auch ſcheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrſcheinlich im Vordergrunde, wendet ſein Pferd gleichſam zur Flucht, indem er mit umgewendetem Körper und ausgeſtrecktem Arm die Stange feſthält und durch dieſe gewaltſame Bewegung das Siegeszeichen den übrigen zu entreißen ſtrebt, indeſſen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervorwärts dringt und, indem er die Stange ſelbſt gefaßt hat, mit aufgehobenem Schwert die Hände derer, die ſie ihm ſtreitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieſes letzten, als eines entſchieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erſcheint, wird beſonders gerühmt, ſo wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier in Gebärden und Mienen der übrigen, zu denen die Streitluſt der Pferde ſich geſellt; deren zwei mit verſchränkten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürlichen Waffen, wie ihre Reiter mit künſtlichen, ſich bekämpfen. Wobei der Meiſter, welcher dieſe edle Thiergattung beſonders ſtudirt hatte, mit einem ſeltenen Talente glänzen konnte.

So zeigte dieſe geſchloſſene, in allen ihren Theilen aufs künſtlichſte angeordnete Handlung den dringenden letzten Moment eines unaufhaltſamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwei Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menschen und Thiere waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft darstellten.

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künstlerischen Zeitgenossen erregten, und höher als andere Arbeiten dieser großen Meister geschätzt wurden, sind leider verloren gegangen. Wahrscheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen so groß gefaßten Gedanken ausführen zu lassen, und schwerlich fühlten sich die Medicis geneigt, als sie bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten, andere Sorgen, sowohl für Künstler als für Oberhäupter! Und sehen wir nicht in unsern Tagen das mit großem Sinne und Enthusiasmus entworfene, mit schätzbarem Kunstverdienst begonnene revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhause vorstellend, unvollendet? Und wer weiß, was von diesem Werke in drei Jahrhunderten übrig seyn wird?

Doch was überhaupt so manche Kunstunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johanns von Medicis zum römischen Papste. Ihm, der unter dem Namen Leo X so große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog alles nach, was unter einem solchen Gestirn zu gedeihen werth war oder werth zu seyn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen, in welchen sie aufgehängt gewesen, unversehrt geblieben, ob sie abgenommen, versteckt, vertheilt, versendet oder zerstört worden, ist nicht ganz gewiß.

Indessen trägt der Ritter Bandinelli wenigstens den Verdacht, daß er den Carton des Michel Angelo in den ersten unruhigen Zeiten des Regimentswechsels zerschnitten habe, wodurch uns der Verlust eines solchen Werks noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand

des Zufalls zuſchreiben müßten. Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente ſcheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung, einen Originalzug wieder davon zu erblicken, iſt für Liebhaber verloren. Der Carton des Leonardo da Vinci ſoll erhalten und nach Frankreich geſchafft worden ſeyn, wo er denn aber auch verſchwunden iſt.

Deſto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieſer Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, ſondern auch noch in nachgebildeten Kunſtwerken übrig iſt.

Von der Leonardiſchen Gruppe findet ſich eine nicht allzu große Copie im Poggio Imperiale, wahrſcheinlich von Bronzin. Ferner iſt ſie in dem Gemälde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorſtellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch ſoll davon ein Kupfer von Gerhard Edelinck, jedoch nach einer ſchlechten manierirten Zeichnung eines Niederländers, in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michel Angelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßli, ein würdiger Bewunderer des großen Michel Angelo, eine Beſchreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche ſich zu Holkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unſere obige Beſchreibung daher entlehnt, und wünſchen nichts mehr, als daß Füßli in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer beſorgen und befördern mögen. Sie würden ſich um die Kunſtgeſchichte ein großes Verdienſt erwerben, ſo wie ſolches von dem letzten durch den Stich des Mailändiſchen Abendmahls bereits geſchehen iſt.

Möge doch die Kupferſtecherkunſt, die ſo oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchſten Pflicht gedenken und uns die würdigſten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltſam zu zerſtören in Bewegung ſind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten ſuchen!

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Compoſition des Michel Angelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht dargeſtellt, mit der Compoſition des jüngſten Gerichtes große Aehnlichkeit habe, indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Perſon augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deßhalb dereinſt höchſt intereſſant werden, und die Huldigung, die wir dem großen Geiſte des Verfaſſers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit wenigem, daß wir in Darſtellung der hiſtoriſchen Gegenſtände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone ſolche Kriegsbegebenheiten vorſtellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Piſa, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vaſari hingegen deutet nur den Einen Gegenſtand, welchen Michel Angelo behandelt, dorthin, erzählt aber daß Leonardo auf dem ſeinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwiſchen den verbundenen florentiniſch-päpſtlichen Truppen gegen Nicolaus Piccinini, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann dieſe Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Macchiavell im fünften Buche ſeiner florentiniſchen Geſchichte mit folgenden Worten umſtändlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, alles entfernt vom Lager, wie nur ein jeder, entweder Luft zu ſchöpfen — denn die Hitze war groß — oder ſonſt zum Vergnügen ſich verlieren mochte.“

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michel Angelo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchſten Symbols einer völligen Auflöſung kriegeriſcher Thätigkeit und Aufmerkſamkeit zukommen dürfte.

Wir werden in dieſer Meinung um ſo mehr beſtärkt, als in einer ſehr ausführlichen Beſchreibung der Belagerung und Eroberung von Piſa von Palmerius, ſo wie in den Piſaniſchen Annalen des Tronci, welcher ſonſt die ganze Geſchichte nicht zu Gunſten der Florentiner darſtellt, keine Spur eines ſolchen Ueberfalls zu finden iſt.

Bedenkt man zunächſt, daß es nicht wohl ſchicklich für eine Regierung geweſen wäre durch Kunſtwerke den alten Groll gegen die Piſaner, welche nun ſchon ſeit hundert Jahren die Ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, ſo läßt ſich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenſchaftlicher Florentiner überall, wo er Krieg und Streit ſah, ſich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Piſaner erinnerte, anſtatt daß von dem ſo bedeutenden Sieg über Piccinini keine ſinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denſelben ſchärfte.

Was hierbei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerkſamkeit bald ſeine Auflöſung.

V.

Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menſchliche Geſtalt und ihre Darſtellung im höchſten Sinne geführt worden, ſo zog ihn doch ſein Metier und vielleicht auch eine gewiſſe ſubalterne Neigung zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten und ſonſt ſehr häufig vor ſich fand und ſtudirte.

Er gedenkt ſeines Fleißes auf dem Campo Santo zu Piſa und an einer nachgelaſſenen, unüberſehlichen Sammlung des Philipp Lippi, welcher dergleichen Gegenſtände ſorgfältig nachahmte, um ſie in ſeinen Gemälden anzubringen.

VI.

Vorzügliches techniſches Talent.

Das allgemeine techniſche Talent, das unſerm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldſchmiedezunft, die ſich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und ſehr viel Geſchicklichkeit und Anſtrengung von ihren Geſellen forderte, genugſamen Anlaß zur Thätigkeit finden und ſich ſtufenweiſe, durch vielfältige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter ſeinen Zeitgenoſſen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwei Abhandlungen über Goldſchmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in ſeiner Lebensbeſchreibung nächſt ſeinen Schickſalen auch ſeine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, ſo hat er in ein paar Abhandlungen uns das einzelne Techniſche dergeſtalt beſchrieben, daß ihm unſere Einbildungskraft auch in die Werkſtatt folgen kann.

Aus dieſen Schriften machen wir einen ſummariſchen Auszug, durch welchen der Leſer, der ſich bisher am Leben und an der Kunſt ergötzt, ſich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und ſo zu einem vollſtändigern Anſchauen, wenn ihm darum zu thun iſt, gelangen kann.

VII.

Goldſchmiedegeſchäft.

1.

Kenntniß der Edelſteine.

Die Ariſtoteliſche Lehre beherrſchte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretiſch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und ſo wollte man auch nur vier Edelſteine haben. Der Rubin ſtellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Sapphir das Waſſer, und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals ſelten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So ſtand auch der Smaragd in hohem Preiſe. Die übrigen Edelſteine kannte man wohl, doch ſchloß man ſie entweder an die vier genannten an, oder man verſagte ihnen das Recht Edelſteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt: man ſchrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem ſie dieſes Leuchten abgewonnen hatten, ſondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte ſie Karfunkel.

2.

Faſſen der Edelſteine.

Bei dem Faſſen der Edelſteine behandelte man die Folien mit der äußerſten Sorgfalt. Es ſind dieſes gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienſt, wie zum Beiſpiel Cellini durch feingeſchnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkaſten gefüttert, einen Rubin beſonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er ſich auf die Geſchicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu gute. Er tadelt bei gefärbten Steinen die allzu dunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erſcheint, wenn nicht Licht durch ſie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinſten Lampenruß bereitet; ſchwächern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3.

Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen oder Figuren in Kupfer oder Silber wurden mit einer ſchwarzen Maſſe ausgefüllt. Dieſe Art zu

arbeiten war schon zu Cellini's Zeiten abgekommen, wahrscheinlich weil sie durch die Kupferstecherkunst, die sich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder der sich bemüht hatte kunstreiche Striche ins Metall zu graben, mochte sie lieber durch Abdruck vervielfacht sehen, als sie ein=für allemal mit einer schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus einem Theil Silber, zwei Theilen Kupfer und drei Theilen Blei, welche zusammengeschmolzen und nachher in einem verschlossenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zusammengeschüttelt worden, wodurch eine schwarze körnige Masse entsteht, welche sodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird. Zum Gebrauch wurde sie gestoßen, und die eingegrabene Metallplatte damit überschmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam und endlich die Fläche dergestalt polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguera war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zeigt in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen noch nicht mit Niello eingeschmolzenen Platten.

4.

Filigran.

Aus Gold= und Silberdrähten von verschiedener Stärke, so wie aus dergleichen Körnern wurden Zierathen zusammengelegt, mit Drachant verbunden und die Löthe gehörig angebracht, sodann auf einer eisernen Platte einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

Email.

In Gold und Silber wurden flach erhobene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese alsdann mit wohlgeriebenen Emailfarben gemalt und mit großer Vorsicht ins Feuer gelegt, da denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas zusammenschmolzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu — eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halb erhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meister, unter denen Caradosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Urbild von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zusätzten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine, ringsum gearbeitete Crucifixe gefertigt.

7.

Große Siegel.

wurden besonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gyps aus und drückte in diese Form eine feine, im Feuer nicht schmelzende Erde. Dieses letzte Modell ward zum Grund einer zweiten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorschein kam, welches, mit dem Grabstichel und stählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inschriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff versehen ward.

8.

Münzen und Medaillen.

Zuerst wurden Figuren, Zierrathen, Buchstaben theilweise wie es sich zum Zweck am besten schickt erhöht in Stahl geschnitten, gehärtet, und sodann mit diesen erhobenen Punzen der Münzstempel nach und nach eingeschlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geschwind hervorzubringen. Die Medaillenstempel wurden nachher noch mit dem Grabstichel ausgearbeitet, und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man schon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9.

Grosserie.

Hierunter begriff man alle große getriebene Arbeit, besonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerſt gegoſſen, und zwar bediente man ſich dabei eines Ofens mit einem Blaſebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eiſernen Platten, zwiſchen die man eiſerne Stäbe legte, zuſammengeſetzt und mit eiſernen Fäden zuſammengehalten. Inwendig wurden dieſe Formen mit Oel und auswendig mit Thon beſtrichen.

Die alſo gegoſſene Platte wird im allgemeinen gereinigt, dann geſchabt, ſodann erhitzt, und mit dem dünnen Theile des Hammers aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus, bis ſie rund wird, geſchlagen. In der Mitte bleibt ſie am ſtärkſten. Im Centrum wird ein Punkt gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wonach ſich die Form des Gefäßes beſtimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punkt aus in einer Schneckenlinie geſchlagen, wodurch ſie ſich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefäß ſeine beſtimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger iſt als der Körper, werden auf beſondern Amboſen, die man von ihrer Form Kuhzungen nennt, ausgetrieben, ſo wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man ſchlägt und womit man ſchlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit ſchwarzem Pech gefüllt und die Zierrathen, welche darauf kommen ſollen, erſt gezeichnet und leicht eingeſtochen, und die Umriſſe mit verſchieden geformten Meißeln leicht eingeſchlagen, das Pech herausgeſchmolzen und auf langen, an dem Ende beſonders geformten Amboſen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgeſotten, die Hohlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meißeln die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Ausſchmelzen des Pechs und das Ausſieden des Gefäßes wird ſo oft wiederholt, bis es beinahe vollendet iſt.

Sodann, um den Kranz und die Handhaben zu erlangen, werden ſie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeſchmolzen, da ſich denn die Form vom Gefäße ablöst, welche von der Hinterſeite zugeſchloſſen, wohl getrocknet und ausgegoſſen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erſtenmal mit Blei aus, arbeitet noch feiner in dieſes Metall und macht darüber eine neue Form, um ſolche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunſt kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem vorigen bekannt iſt, hoch gebracht, man verweilte nicht lange bei dieſem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße ſteigerte. Franz I beſtellte einen ſolchen Hercules, der die Himmelskugel trug, um Carl V, als er durch Paris ging, ein Geſchenk zu machen; allein, obſchon in Frankreich die Groſſerie ſehr häufig und gut gearbeitet wurde, ſo konnten doch die Meiſter mit einer ſolchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zuſammenlöthen der Glieder äußerſt ſchwierig bleibt. Die Art ſolche Werke zu verfertigen iſt verſchieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künſtlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe wie das Werk werden ſoll; dieſe wird in mehrere Theile getheilt und theilweiſe geformt, ſodann einzeln in Erz gegoſſen, die Platten drüber gezogen und die Geſtalt nach und nach herausgeſchlagen, wobei vorzüglich auf die Stellen zu ſehen iſt, welche künftig zuſammentreffen ſollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, ſo wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil beſteht, ſo werden dieſe erſt zuſammengelöthet, ſo daß das Ganze nunmehr in ſechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit ſehr gewandt war und ſich auf ſeine Einbildungskraft ſo wie auf ſeine Hand verlaſſen konnte, goß das Modell nicht in Erz, ſondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene obgenannten ſechs Theile der Statue werden nun erſt mit Pech ausgegoſſen und mit Meißeln, ſo wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgeſotten und wieder mit Pech gefüllt und ſo mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich iſt. Dann werden jene Theile mit Silberfäden an einander befeſtigt, die löthende Materie aufgeſtrichen und über einem eigens dazu bereiteten Herde gelöthet.

Das Weißſieden hat auch bei ſo großen Werken ſeine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei ſeinem Jupiter in einem Färbekeſſel.

Hierauf giebt Cellini noch Rechenſchaft von verſchiedenen Arbeiten, die hierher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewaſſers und dergleichen.

IX.

Sculptur.

1.

Erzguß.

Um in Erz zu gießen, macht man zweierlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausbossirt, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält. Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Hohlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende.

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieß geschieht deßhalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gypsform gemacht wird. Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Haupttheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Drähten zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eingedrückte Oberhaut berührt; weßhalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegossen. Nun wird die Gypsform wieder abgenommen, und das neue wächserne Grund- und Musterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu circuliren hat, indem alles was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese also zubereitete wächserne Gestalt wird eine feuerbeständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Iſt alles Wachs aus der Form gefloſſen, ſo wird dieſe nochmals auf das ſorgfältigſte getrocknet, und iſt alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erſte Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meiſter und den Geſellen bei künftiger Ausarbeitung des Guſſes, welcher folgendermaßen veranſtaltet wird.

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen weit und tief genug. In dieſe wird die Form mit Flaſchenzügen hineingelaſſen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgefloſſen, werden thönerne Röhren angeſetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit feſtgeſtampft wird.

Wie man damit weiter heraufkommt, werden an die obern in der Form gelaſſenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und ſolche nach den Forderungen der Kunſt mit einander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu ſtehen kommt. Alsdann wird ein Canal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflaſtert und das im Ofen geſchmolzene Erz in die Form gelaſſen, wobei es denn ſehr viel auf das Glück ankommt, ob ſie ſich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unſern Zwecken entfernt; wie denn überhaupt die techniſchen Kunſtgriffe in dieſem Fache in den neueren Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon ſich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

2.

Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem gröbſten Korn bis zum feinſten. Er ſpricht alsdann von härteren Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von den weichen, als einer Art Kalkſtein, welche, indem ſie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln iſt, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der florentiniſchen grauen Sandſteine, welche ſehr fein und mit Glimmer gemiſcht, beſonders in der Gegend von Fieſole, brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke.

Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete, theils aus Ungeduld, theils im Gefühl ſeiner Meiſterſchaft, öfters gleich nach dieſem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus. Doch wurden auch nach gedachtem kleinem große Modelle verfertigt und dieſe bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtſinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptanſicht der Statue mit Kohle aufzeichnete, und ſofort dieſelbe nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten her zuerſt ins Runde zu bringen; er mißbilligt ſie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maß bei beiden Arten Fehler entſtehen, die man bei der erſten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbeſſern konnte.

Ein Fehler ſolcher Art iſt der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Hercules und Cacus die Waden der beiden Streitenden ſo zuſammenſchmelzen, daß, wenn ſie die Füße auseinanderthäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michel Angelo ſelbſt iſt von ſolchen Zufällen nicht frei geblieben.

Die Art alſo nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maße hineinwärts zu nehmen, ſcheint zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts unbekannt geweſen zu ſeyn. Wenigſtens will Cellini ſie ſelbſt erfunden haben, als er in Frankreich nach kleineren Modellen einen ungeheuern Koloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erſt machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, ſodann ein größeres von drei Ellen. Um ſolches ſchlug er einen wage- und ſenkrechten Kaſten, in welchem das Maß der vierzig Ellen, als ſo groß der Koloß werden ſollte, in verjüngtem Maßſtab aufgezeichnet war. Um ſich nun zu verſichern, daß auf dieſem Wege die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden ſeines Saals ein Profil des Koloſſes, indem er jemand die Maße innerhalb des Kaſtens nehmen und ausſprechen ließ. Als auf dieſe Weiſe eine Silhouette gut gelang, ſchritt er weiter fort und verfertigte zuerſt ein Gerippe in der Größe des eingekaſteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe ging, aufſtellte und an dieſen, wie ihm ſein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befeſtigte.

Er ließ darauf einen Baumſtamm, vierzig Ellen hoch im Hofe

aufrichten und vier gleiche Stämme ins Gevierte um ihn her; dieſe letzten wurden mit Brettern verſchlagen, woraus ein ungeheurer Kaſten entſtand. Nun ward, nach dem kleinen Modell des Gerippes, das große Gerippe innerhalb des Kaſtens ausgemeſſen und aufgebaut. Die Figur ſtand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß ſetzte ſie auf einen Helm, welcher ſo eingerichtet war, daß man in denſelben hineingehen und ſodann die ganze Figur hinaufſteigen konnte.

Als nun das Gerippe auf dieſe Weiſe zu Stande war, überzog man ſolches mit Gyps, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kaſtens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch gemeine Arbeiter dieſes ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und ſodann die vordere Brettwand weggenommen, um das Werk überſehen zu können.

Daß der Kopf dieſes Koloſſes völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeſchreibung unſeres Verfaſſers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen von außen und die Leidenſchaften des Künſtlers von innen ſich ſolchen Unternehmungen entgegenſetzten.

X.

Flüchtige Schilderung florentiniſcher Zuſtände.

Können wir uns nun von dem ſonderbaren Manne ſchon eine lebhaftere Vorſtellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denſelben in ſeine Werkſtatt begleitet, ſo werden diejenigen ſeinen Charakter in einem weit helleren Lichte ſehen, die mit der Geſchichte überhaupt und beſonders mit der florentiniſchen bekannt ſind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menſchen als einen Theil eines Ganzen ſeiner Zeit oder ſeines Geburts- und Wohnorts betrachtet, ſo laſſen ſich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche ſonſt ewig ein Räthſel bleiben würden. Daher entſteht bei jedem Leſer ſolcher frühern eigenen Lebensbeſchreibungen ein unwiderſtehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es iſt ein großes Verdienſt lebhaft geſchriebener Memoiren, daß ſie uns durch ihre

zudringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinern Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg wenigstens einigermaßen hinzudeuten, wagen wir eine flüchtige Schilderung florentinischer Zustände, die, je nachdem sie Lesern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz wurden wahrscheinlich in frühen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Kräften mochten zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbuhlerin Fiesole, und versetzen mit altrömischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bürgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufällig über den Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verstößt, in zwei Parteien und kann drei volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie, durch äußere Macht genöthigt, sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amideer, Donati und Uberti wegen verletzter Familienehre streiten, gegenseitig bei Kaiser und Papst Hülfe suchen und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen, oder schnell reich gewordene, derbgrobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich verunreinigen und so die Cerci und Donati und daraus die Schwarzen und Weißen entstehen, späterhin die Ricci und Albizzi

einander entgegen arbeiten: durchaus erblickt man nur ein hin und wieder ſchwankendes, unzulängliches, parteiiſches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Perſönlichkeit gegen Menge oder Ariſtokratie findet man in beſtändigem Conflict. Hier zeigen ſich dem aufmerkſamen Beobachter die ſeltſamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterſpaltungen, alle Arten von Coalitionen und Neutraliſationen, wodurch man die Herrſchaft zu erlangen und zu erhalten ſucht. Ja ſogar werden Verſuche gemacht die oberſte Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meiſten Städte, ſagt Macchiavelli, beſonders aber ſolche, die weniger gut eingerichtet ſind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich nicht weil Freiheit und Knechtſchaft, wie viele meinen, ſondern weil Knechtſchaft und Geſetzloſigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei ſo mannichfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteigewalten entſteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren ſolche Veränderungen ohne Zerſtreuung, Zerſtörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein ſeine eigene Verirrung zu büßen, ſondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortſchaften, woſelbſt ähnliche politiſche Unruhen durch florentiniſche Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Piſa, Lucca, Piſtoja, Prato beunruhigen auf mehrerlei Weiſe Florenz lange Zeit, und müſſen dagegen gar viel von der Hab- und Herrſchſucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden, bis ſie alle zuletzt, außer Lucca, welches ſich ſelbſtſtändig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechſelſeitig ein unauslöſchlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindſchaft auf dieſen oder jenen wälzen will, ſo bedarf es nur, daß dieſer von Piſtoja oder Prato geweſen. Ja, bis auf dieſen Tag pflanzt ſich eine leidenſchaftliche Abneigung zwiſchen Florentinern und Luccheſern fort.

Wie bei ihrer erſten Entſtehung, ſo auch in den ſpätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schickſal des übrigen Italiens, in ſofern es durch in- oder ausländiſche große Mächte beſtimmt wird.

Der Papſt und die Herrſcher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden machen ihr auf mancherlei Weiſe zu ſchaffen und wirken auf ihre politiſchen und kriegeriſchen Anſtalten mächtig ein, und dieß um ſo mehr und ſo ſchlimmer, als kein Verhältniß, groß oder klein, Feſtigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles, was ſich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünſchte, Päpſte, Könige, Fürſten, Republiken, Geiſtlichkeit, Barone, Kriegshelden, Uſurpatoren, Baſtarde, alle ſchwirren in fortwährendem Streite durch einander. Hier iſt an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Intereſſe des Augenblicks, perſönliche Gewalt oder Unmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung beſtimmen das Schickſal ganzer Staaten, wie vorzüglicher Menſchen, und nur ſelten blickt bei Einzelnen oder Gemeinheiten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein deutſcher Kaiſer oder ein anderer Prätendent an der Spitze von ſchlecht beſoldeten Truppen durch Italien und verwirrt durch ſeine Gegenwart das Verworrene aufs höchſte, ohne für ſich ſelbſt etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwieſpalt die Kirche, und geſellen ſich zu dieſen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Peſtilenz, ſo werden die Gebrechen eines übel regierten und ſchlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Lieſt man nun in den florentiniſchen Geſchichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur ſolche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil ſie das breite Fundament bürgerlicher Exiſtenz, wodurch alles getragen wird, als bekannt vorausſetzen, ſo begreift man kaum, wie eine ſolche Stadt entſtehen, zunehmen und dauern könne. Wirft man aber einen Blick auf die ſchöne Lage, in einem reichen und geſunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen, ſo überzeugt man ſich, wie ein ſolches Local, von einer Geſellſchaft Menſchen einmal in Beſitz genommen, nie wieder verlaſſen werden konnte.

Man denke ſich dieſe Stadt zu Anfang des eilften Jahrhunderts hergeſtellt, und ihre genugſame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fieſole anſehnlich vermehrt; man vergegenwärtige ſich, was

jede wachſende bürgerliche Geſellſchaft, nur um ihren eigenen nächſten Bedürfniſſen genug zu thun, für techniſche Thätigkeiten ausüben müſſe, wodurch neue Thätigkeiten aufgeregt, neue Menſchen herbeigezogen und beſchäftigt werden.

So finden wir denn ſchon die Zünfte in früherer Zeit an dieſe oder jene Partei angeſchloſſen, bald ſelbſt als Partei, nach dem Regimente ſtrebend oder an dem Regimente theilnehmend. Die Zunft der Wollwirker treffen wir ſchnell in vorzüglicher Aufnahme und beſonderem Anſehen, und erblicken alle Handwerker, die ſich mit Bauen beſchäftigen, in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerſtört, muß durch den gewerbſamen Bürger hergeſtellt werden; was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker leiſten. Welche Nahrung, und man kann ſagen, welchen Zuwachs von Bevölkerung gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit, ungeſchickt angelegte Feſtungswerke zu verbeſſern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuſer, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöſter und Paläſte! Ja das Stadtpflaſter, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, deſſen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geſchichte von Florenz in dieſen Punkten mit den Geſchichten anderer Städte zuſammentrifft, ſo erſcheint doch hier der ſeltenere Vorzug, daß ſich aus den Handwerken die Künſte früher und allmählig entwickelten. Der Baumeiſter dirigirte den Maurer, der Tüncher arbeitete dem Maler vor, der Glockengießer ſah mit Verwunderung ſein tönendes Erz in bedeutende Geſtalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelſten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentſtandene Kunſt, die ſich an Religion feſthielt, verweilte in den höheren Gegenden, in denen ſie allein gedeiht.

Erregte und begünſtigte nun die Kunſt hohe Gefühle, ſo mußte das Handwerk, in Geſellſchaft des Handels, mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen ſchmeicheln. Wir finden daher ſchon frühe Geſetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf dieſe Weiſe erſcheint uns der Bürger, mitten in fortdauernden Kriegsunruhen, friedlich und geſchäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff, und gelegentlich bei dieſer oder jener

Expedition ſich hervorzuthun und Beute zu machen ſuchte, ſo ward der Krieg zu gewiſſen Epochen doch eigentlich durch eine beſondere Zunft geführt, die, in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hauſe, um einen mäßigen Sold bald da, bald dort Hülfe leiſtete oder ſchadete. Sie ſuchten mit der wenigſten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenſchaft, waren vorzüglich aufs Plündern geſtellt und ſchonten ſowohl ſich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort daſſelbige Schauſpiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten ſie gut; nur wurden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil ſie von den Abſichten der Krieger gewöhnlich verſchieden waren, und die Heerführer mehrerer zuſammenberufenen Banden ſich ſelten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieſes waren die Florentiner klug und thätig genug geweſen, an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob ſie gleich in der Mitte des Landes eingeſchloſſen lagen, ſich an der Küſte Gelegenheit zu verſchaffen. Sie nahmen ferner durch mercantiliſche Colonien, die ſie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geiſt der Italiäner über andere Nationen zu jener Zeit davontrug. Genaue Haushaltungsregiſter, die Zauberſprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechſelgeſchäftes, alles finden wir ſowohl in der Mutterſtadt thätig und ausgeübt als in den europäiſchen Reichen durch unternehmende Männer und Geſellſchaften verbreitet. Immer aber brachte über dieſe rührige und unzerſtörliche Welt die dem Menſchen angeborene Ungeſchicklichkeit, zu herrſchen oder ſich beherrſchen zu laſſen, neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechſel und die ſeltſamen, mitunter beinahe lächerlichen Verſuche, eine Conſtitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuklügeln, möchte ſich wohl kaum ein Einheimiſcher, dem die Geſchichte ſeines Vaterlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern ins Gedächtniß zurückrufen; wir eilen um ſo mehr, nach unſern Zwecken, darüber hin, und kommen zu dem Punkte, wo, bei innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmaſſe, aus dieſer Maſſe ſelbſt Männer entſtanden, die mit großem Vater- und Bürgerſinn nach innen und mit klarem Handels- und Weltſinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieſer Art hatten die

Aufmerkſamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Mediceer verdunkelt.

Dieſe Familie gewährt uns die höchſte Erſcheinung deſſen, was Bürgerſinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann. Die Glieder dieſer Familie, beſonders in den erſten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewaltſamen Trieb nach dem Regiment, welcher ſonſt manchen Individuen ſowohl als Parteien den Untergang beſchleunigt; man bemerkt nur ein Feſthalten im großen Sinne am hohen Zwecke, ſein Haus wie die Stadt, die Stadt wie ſein Haus zu behandeln, wodurch ſich von innen und außen das Regiment ſelbſt anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen gehen gleichen Schrittes, und in dieſem lebendigen Ebenmaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre ſchönſten Wirkungen ſehen.

Den Johann Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlſtandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen ſind bei ihm Natur. Niemand zu ſchaden, jedem zu nutzen! bleibt ſein Wahlſpruch; unaufgefordert eilt er den Bedürfniſſen anderer zu Hülfe, ſeine Milde, ſeine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundſchaft; ſogar aufgefordert miſcht er ſich nicht in die brauſenden Parteihändel, nur dann tritt er ſtandhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und ſo erhält er ſich ſein Leben durch, bei wachſenden Glücksgütern, ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus ſteht ſchon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Perſon wird angefochten, Gefangenſchaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn; er bedarf hoher Klugheit zu ſeiner Rettung und Erhaltung.

Schon ſehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt ſich in Freigebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende, die an Beſtechung gränzt; ſo wächst ſein Anhang, ſeine Partei, deren leidenſchaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt dieſe ſelbſtſüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann iſt an und für ſich ein Staatsmann, und ſo wie der Finanzminiſter doch eigentlich die erſte Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch andere an Rang vorgehen, ſo verhält ſich der

Wechsler zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine größere Uebersicht der politischen Lagen zu, als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literarische Bildung, sein großer, derber Haus- und Weltsinn, bei einer ausgebreiteten Uebung in Geschäften, diente ihm statt aller andern Beihülfe. Selbst vieles, was er für Literatur und Kunst gethan, scheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu seyn, der köstliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beste davon selbst zu besitzen sich zur Ehre rechnet.

Bediente er sich nun der entstehenden bessern Architektur, um öffentlichen und Privatbedürfnissen auf eine vollständige und herrliche Weise genugzuthun, so hoffte seine tiefe Natur in der auflebenden Platonischen Philosophie den Aufschluß manches Räthsels, über welches er, im Laufe seines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens, mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Ganzen wär ihm das Glück, als Genosse einer nach der höchsten Bildung strebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen, anstatt daß wohl andere in ähnlichen Lagen das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug, sich einbilden zu lassen, daß er allein bestehen könne, ohne die Welt um sich her auf eine oder die andere Weise zu bestechen. Er fordert auf Antrieb eines falschen Freundes die Darlehen, welche der Vater freiwillig selbst Wohlhabenden aufdrang, und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partei seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt; er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er bereist die Höfe, und wird mit allem Weltwesen früh bekannt. Nach seines Vaters Tode erscheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partei.

Die Ermordung ſeines Bruders durch die Pazzi und ſeine eigene Lebensgefahr erhöhen das Intereſſe an ihm, und er gelangt ſtufenweiſe zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterſtadt erduldet viel um ſeinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf ſeine Perſon gerichtet iſt; dagegen wendet er große Gefahren durch Perſönlichkeit von ſeinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen; ja man erwartet einigemal, daß er ſich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er ſich des Soldatenhandwerks mit ſehr richtigem Sinne.

Durch die Vorſteher ſeiner auswärtigen Handelsverhältniſſe bevortheilt und beſchädigt, zieht er nach und nach ſeine Gelder zurück, und legt durch Ankauf größerer Landbeſitzungen den Grund des fürſtlichen Daſeyns. Schon ſteht er mit den Großen ſeiner Zeit auf Einer Stufe des Anſehens und der Bedeutung. Er ſieht ſeinen zweiten Sohn im dreizehnten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum päpſtlichen Thron, und hat dadurch ſeinem Hauſe für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherſtellung von Unglücksfällen zugeſichert.

So wie er ſich in körperlich-ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergötzte, ſo war er früh zu literariſchen Neigungen und poetiſchen Verſuchen gebildet. Seine zärtlichen enthuſiaſtiſchen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil ſie nur an höhere Arbeiten dieſer Art erinnern; aber unter ſeinen Scherzen giebt es Stücke, in denen man eine geiſtreiche Darſtellung geſelliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert; wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde ſich einem ausgelaſſenen luſtigen Weſen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philoſophen, Dichtern häuslich umgeben, ſieht man ihn ſehr hoch über den dunkeln Zuſtand mancher ſeiner Zeitgenoſſen erhaben. Ja, man könnte eine der katholiſchen Kirche, dem Papſtthume drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnen.

Dieſem großen, ſchönen, heitern Leben ſetzt ſich ein fratzenhaftes, phantaſtiſches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, ſtörriſch, fürchterlich entgegen, und trübt pfäffiſch die in dem Mediceiſchen Hauſe erbliche Heiterkeit der Todesſtunde.

Eben dieſer unreine Enthuſiaſt erſchüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die deſſen Sohn, der ſo unfähige als unglückliche Peter, verlaſſen und die großen Mediceiſchen Beſitzthümer mit dem Rücken anſehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortſchreitende ſtufenhafte Ausbildung des gegründeten Zuſtandes ſtatt haben können, ſo würde die Geſchichte von Florenz eins der ſchönſten Phänomene darſtellen; allein wir ſollen wohl im Lauf der irdiſchen Dinge die Erfüllung des ſchönen Möglichen nur ſelten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweiter Sohn Johann, nachmals Leo X, im Regimente ſeinem Vater gefolgt, ſo hätte wahrſcheinlich alles ein anderes Anſehen gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geiſt konnte die verworrenen Verhältniſſe auffaſſen und die gefährlichen beherrſchen; allein leider ward zum zweitenmal der Mediceiſchen Familie der Name Peter verderblich, als dieſer Erſtgeborene bald nach des Vaters Tod von der ſchwärmeriſch aufgeregten Menge ſich überwältigt und mit ſo manchen ſchönen ahnherrlichen Beſitzungen das aufgeſpeicherte Capital der Künſte und Wiſſenſchaften zerſtreut ſah.

Eine neueingerichtete, republicaniſche Regierung dauerte etwa ſechzehn Jahre. Peter kehrte nie in ſeine Vaterſtadt zurück und die nach ſeinem Tode überbliebenen Glieder des Hauſes Medicis hatten nach wieder erlangter Herrſchaft mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterſtadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leo's X zur päpſtlichen Würde manchen bedeutenden Maun von Florenz und ſchwächt auf mehr als Eine Weiſe die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, ſo wird doch durch ihn und ſeinen Nachfolger Clemens VII die Herrſchaft der Mediceer nach einigem abermaligen Glückswechſel entſchieden.

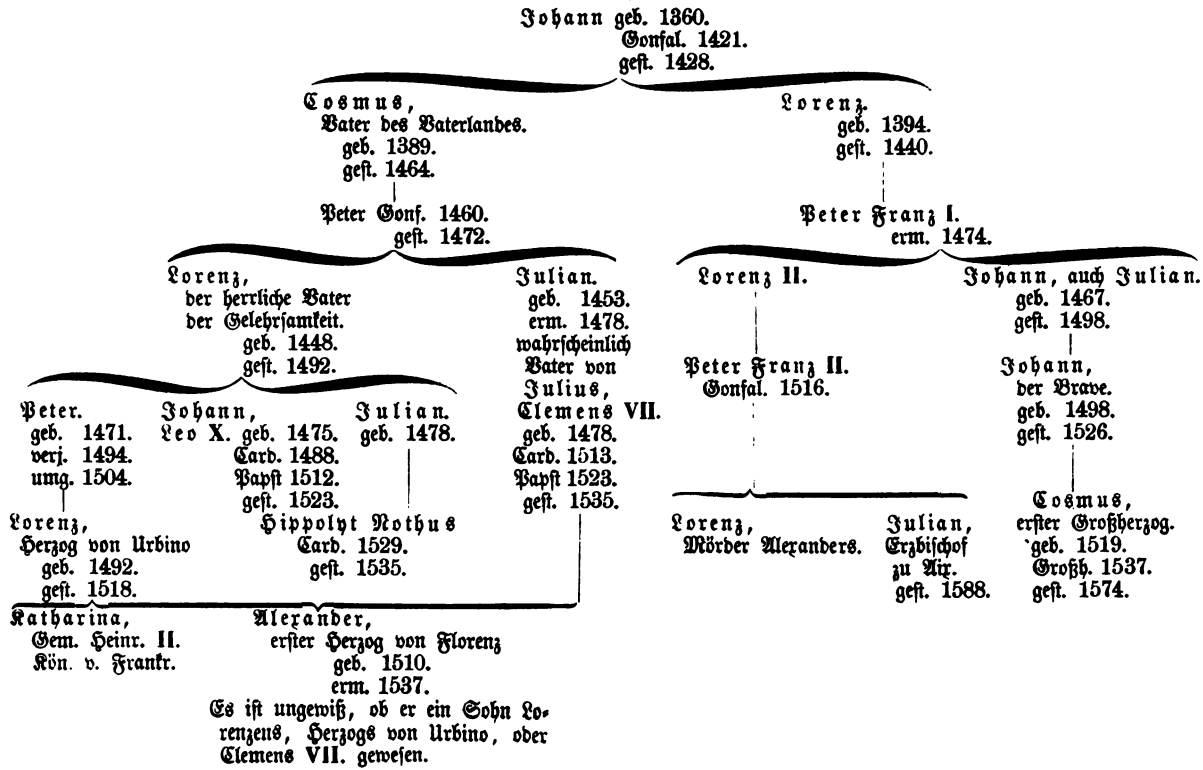
Schließen ſie ſich ferner durch Heirath an das öſterreichiſche, an das franzöſiſche Haus, ſo bleibt Cosmus, dem erſten Großherzog, wenig für die Sicherheit ſeines Regiments zu ſorgen übrig; obgleich auch noch zu ſeiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volkspartei in mehreren Städten Italiens einen ohnmächtigen Haß verkochen.

Und ſo wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unſern Cellini finden, deſſen Charakter und Handlungsweiſe uns durchaus den Florentiner, im fertigen techniſchen Künſtler ſowohl als im ſchwer zu regierenden Parteigänger darſtellt.

Kann ſich der Leſer nunmehr einen ſolchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären, ſo wird er dieſe flüchtig entworfene Schilderung florentiniſcher Begebenheiten und Zuſtände mit Nachſicht aufnehmen.

XI.

Stammtafel des Hauses Medicis.



XII.

Schilderung Cellini's.

In einer ſo regſamen Stadt zu einer ſo bedeutenden Zeit erſchien ein Mann, der als Repräſentant ſeines Jahrhunderts und vielleicht als Repräſentant ſämmtlicher Menſchheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geiſtige Flügelmänner angeſehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit ſchwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menſchlichen Buſen eingeſchrieben iſt.

Beſtimmter jedoch zeigt er ſich als Repräſentanten der Künſtlerklaſſe durch die Allgemeinheit ſeines Talents. Muſik und bildende Kunſt ſtreiten ſich um ihn, und die erſte, ob er ſie gleich anfangs verabſcheut, behauptet in fröhlichen und gefühlvollen Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend iſt ſeine Fähigkeit zu allem Mechaniſchen. Er beſtimmt ſich frühe zum Goldſchmied und trifft glücklicherweiſe den Punkt, von wo er auszugehen hatte, um mit techniſchen handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgeſtattet ſich dem Höchſten der Kunſt zu nähern. Ein Geiſt wie der ſeinige mußte bald gewahr werden, wie ſehr die Einſicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen ſubalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichſten florentiniſchen Bildhauer und Baumeiſter, Donatello, Brunelleschi, Ghiberti, Verocchio, Pollajuolo, aus der Werkſtatt der Goldſchmiede ausgegangen, hatten unſterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein ſolches Handwerk, indem es ächte und große Kunſt zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer ſolchen Verbindung genießt, ſo läßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit anderer, ſo wie der eigene baare Nutzen zu erzwecken iſt, gar oft Willkür und Frechheit des Geſchmacks vorwalten.

Dieſe Betrachtung veranlaſſen Cellini und ſeine ſpätern Zeitgenoſſen; ſie producirten leicht ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunſt als Helferin, nicht als Meiſterin.

Cellini ſchätzte durchaus die Natur, er ſchätzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr wie es ſcheint, mit techniſcher Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernſtem, zuſammenfaſſendem Kunſtgefühl.

Jedes Handwerk nährt bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitsſinn. Von Werkſtatt zu Werkſtatt, von Land zu Land zu wandern und

das gültigſte Zeugniß ohne große Umſtände augenblicklich durch That und Arbeit ſelbſt ablegen zu können, iſt wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigenſinn und Ungeduld bald aus dieſer, bald aus jener Lage treiben, ehe er einſehen lernt, daß der Menſch, um frei zu ſeyn, ſich ſelbſt beherrſchen müſſe.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldſchmied vor vielen, ja man möchte wohl ſagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Koſtbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannichfaltigkeit der Arbeiten, das beſtändige Verkehr mit Großen und Reichen, alles verſetzte die Genoſſen dieſer Halbkunſt in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines ſolchen Zuſtandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entſpringen, den man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird, ſogleich wieder zum Vorſchein kommt, ſobald nur das heftige Streben, ſobald flammende Leidenſchaften einigermaßen wieder Pauſe machen.

Auch konnte es ihm an Selbſtgefälligkeit bei einem immer producibeln, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um ſo weniger, als er ſich ſchon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne ſich um Natur oder Idee ängſtlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig iſt, mit Bequemlichkeit ausführt.

Deſſenungeachtet war er doch keineswegs der Mann, ſich zu beſchränken, vielmehr reizten ihn günſtige äußere Umſtände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er ſich innerhalb eines kleinern Maßſtabs beſchäftigt; jedoch ſich bald von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenſtänden, ja zu einem Gott Vater ſelbſt erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beſchreibung wohl ſieht, die Geſtalten des Michel Agnolo als Muſter vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten ſogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantaſie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Koloſſes aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erſtaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von ſolchen ausſchweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbariſche Sinn einer nördlicher gelegenen, damals nur einigermaßen cultivirten

Nation, verführte, ward er als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog ſich wieder in das rechte Maß zuſammen, wendete ſich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte, auf dem Platze von Florenz, im Angeſicht der Arbeiten des Michel Angelo und Bandinelli aufgeſtellt, neben jenen geſchätzt und dieſen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er ſich nun durchaus genöthigt die Natur fleißig zu ſtudiren; denn nach je größerem Maßſtabe der Künſtler arbeitet, deſto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er beſonders die ſchöne weibliche Natur immer in ſeiner Nähe zu beſitzen geſucht, und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Geſtalten an ſeiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in ſeine Wirthſchaft, und eine Menge ſo abenteuerlicher als gefährlicher Romane entſpringen aus dieſem Verhältniſſe.

Wenn nun von der einen Seite die Kunſt ſo nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt iſt, ſo leitet ſie auf der entgegengeſetzten ihre Jünger zu den höchſten, zarteſten Gefühlen. Nicht leicht giebt es ein ſo hohes, heiteres, geiſtreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi, und kein ſanfteres, liebevolleres, leiſeres, als das zu der Tochter des Goldſchmieds Raphael del Moro.

Bei dieſer Empfänglichkeit für ſinnliche und ſittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter allem was alte und neue Kunſt Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr, es ſind die anmuthigſten Stellen ſeines Werks, wenn er hierüber ſeine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poeſie und Proſa viele ſo reizende Situationen dargeſtellt, als wir an dem Gaſtmahl finden, wo die Künſtler ſich mit ihren Mädchen, unter dem Vorſitz des Michel Angelo von Siena, vereinigen, und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt? Aber auch hiervon iſt die natürliche Folge, daß er ſich dem Verdacht roher Sinnlichkeit ausſetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus ſeiner ganzen Geſchichte am lebhafteſten entgegenſpringt, iſt die entſchieden ausgeſprochene allgemeine Eigenſchaft des Menſchencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn ſich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegenſetzt. Dieſe Reizbarkeit

einer ſo gewaltigen Natur verurſacht ſchreckliche Exploſionen, und erregt alle Stürme, die ſeine Tage beunruhigen.

Durch den geringſten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeſte Verletzung ſeines Beſitzes oder ſeiner Würde zieht eine blutige Rache nach ſich.

Furchtbar ausgebreitet war dieſe Weiſe zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft durch Umſtände ſchon wieder loſer geworden, und jeder tüchtige Menſch bei mancher Gelegenheit ſich durch Selbſthülfe zu retten genöthigt war. So ſtand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Geſetz und gegen deſſen Pfleger und Diener. Die Kriege ſelbſt erſcheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht ſchon das unglückliche Verhältniß Carls V und Franz I, das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuern Zweikampf angeſehen?

Wie gewaltſam zeigt ſich in ſolchen Fällen der italiäniſche Charakter! Der Beleidigte, wenn er ſich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine phyſiſche Krankheit verfolgt, bis er ſich durch das Blut ſeines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papſt und Cardinäle einem, der ſich auf dieſe Weiſe geholfen, zu ſeiner Geneſung Glück wünſchen.

In ſolchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine ſo techniſch gewandte Natur zuverſichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchſe, ſo wie mit der Kanone ſich zu vertheidigen und andern zu ſchaden. Jede Reiſe iſt Krieg, und jeder Reiſender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menſchliche Natur ſich immer ganz herzuſtellen und darzuſtellen genöthigt iſt, ſo erſcheint in dieſen wüſten, ſinnlichen Welträumen an unſerm Helden ſo wie an ſeinen Umgebungen ein ſittliches und religiöſes Streben, das erſte im größten Widerſpruch mit der leidenſchaftlichen Natur, das andere zu Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unſerm Helden ſchwebt das Bild ſittlicher Vollkommenheit, als ein unerreichbares, beſtändig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von andern fordert, eben ſo verlangt er die innere von ſich ſelbſt, um ſo lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Läßlichkeit menſchlicher Fehler und Laſter immer aufmerkſam erhalten wird. Sehr

merkwürdig ist es, wie er in der Besonnenheit, mit welcher er sein Leben schreibt, sich durchgehends zu rechtfertigen sucht, und seine Handlungen mit den Maßstäben der äußern Sitte, des Gewissens, des bürgerlichen Gesetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre seiner Kirche, so wie die drang- und ahnungsvolle Zeit zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er sich in seiner Gefangenschaft, weil er sich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er sich auf die künstlichste und kühnste Weise; zuletzt, da er sich hülflos eingekerkert sieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere seiner Natur zurück. Empfindung, Leidenschaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunstsinn, Sittlichkeit, Religiosität wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankenden Bewegung, und bringen bei großen körperlichen Leiden die seltsamsten Erscheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben sich Visionen, geistigsinnliche Gegenwarten treten auf, wie man sie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erscheint die Gewalt, sich innere Bilder zu wirklich gewissen Gegenständen zu realisiren, mehrmals in ihrer völligen Stärke, und tritt manchmal sehr anmuthig an die Stelle gehinderter Kunstausübung. Wie er sich zum Beispiel gegen die ihm als Vision erscheinende Sonne völlig als ein plastischer Metallarbeiter verhält.

Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares Verhältniß zu einer göttlichen und geistigen Welt, in welchem wir das Künftige vorauszuempfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren, in denen das sonst so stumme Weltall bei Schicksalen außerordentlicher Menschen seine Theilnahme zu äußern scheint. Ja, damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, so legte er den Limbus, der bei aufgehender Sonne einem Wanderer um den Schatten seines Haupts auf feuchten Wiesen sichtbar wird, mit demüthigem Stolz als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er von Angesicht zu Angesicht in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß; Leidenschaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geistern der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberei, so hoch sie verpönt seyn mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten, noch heut zu Tage heißen sie die Sibyllenberge. Aeltere Romanschreiber bedienten sich dieses Locals, um ihre Helden durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen und vermehrten den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein italiänisches Mährchen, Guerino Meschino, und ein altes französisches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht gefunden; und Meister Cecco von Ascoli, der wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch den Antheil, den Chronikschreiber, Maler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken. Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unseres Helden gerichtet, als ihm ein sicilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht.

Kaum sollte man glauben, daß, aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend, ein Mann sich wieder so gut ins Leben finden würde; allein er bewegt sich mit großer Leichtigkeit zwischen mehreren Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet, was zu seiner Zeit hervortritt, und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Parteilichkeit er diesen oder jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leidenschaftlich-selbstische Mann an allem Theil, was sich ihm als außerordentliche Gabe oder Geschicklichkeit aufdringt; und so beurtheilt er Verdienste in verschiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach, obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke, den gefaßten Anstand eines Weltmanns; wie er sich denn gegen Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf das beste zu betragen weiß.

Der Versuch sich bei Hofe zu erhalten will ihm desto weniger gelingen, wobei er, besonders in älteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch seine Eigenheiten, die er in solchen Verhältnissen

ausübt, den Obern läſtig wird, und bequemeren, obgleich an Talent und Charakter viel geringeren Menſchen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erſcheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er ſich wegen entwendeter Juwelen angeklagt ſieht, iſt eines Meiſters werth; und ſeine Gedichte, obgleich ohne ſonderliches poetiſches Verdienſt, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, deſſen Andenken ſich ſo vollſtändig erhalten hat, auch durch ſolche Aeußerungen genauer kennen lernen!

So wie er nun in Abſicht auf bildende Kunſt wohl unſtreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er in dem unſchätzbaren florentiniſchen Kunſtkreiſe geboren worden, ſo konnte er als Florentiner, ohne eben auf Sprache und Schreibart zu ſtudiren, vor vielen andern zu der Fähigkeit gelangen, durch die Feder ſeinem Leben und ſeiner Kunſt faſt mehr als durch Grabſtichel und Meißel dauerhafte Denkmale zu ſetzen.

XIII.

Letzte Lebensjahre.

Nach dieſem Ueberblick ſeines Charakters, den wir ſeiner Lebensbeſchreibung verdanken, welche ſich bis 1562 erſtreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen, was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet ſey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden ſtand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu ſchaffen machte.

Wir haben, bei ſeinem ungebändigten Naturweſen, durchaus einen Hinblick auf moraliſche Forderungen, eine Ehrfurcht für ſittliche Grundſätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß ſich ſein Geiſt in Zeiten der Noth zu religiöſen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da ſich nun eine ſolche Sinnesweiſe bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu beſtärken und den Menſchen ausſchließlicher zu beherrſchen pflegt, ſo ſtand es ſeiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geiſtige, wornach er ſich ſehnte, recht gewiß und vollſtändig zu beſitzen, endlich den zerſtreuten und gefährlichen Laienſtand verließ, und in geiſtlicher

Beſchränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete. Er nahm auch wirklich die Tonſur an, wodurch er den Entſchluß, ſeine Leidenſchaften völlig zu bändigen und ſich höheren Regionen anzunähern, entſchieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher ſtärker in ihm, als eine jede beſondere Richtung und Bildung geherrſcht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückſchritt in die Welt.

Bei ſeinem mannichfaltigen lebhaften Verhältniß zu dem andern Geſchlecht, woraus er uns in ſeiner Geſchichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen ernſten Vorſatz gefaßt habe ſich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweier natürlichen Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und ſich verliert, das andere ihm auf eine ungeſchickte Weiſe durch einen gewaltſamen Tod entriſſen wird.

Nun aber, in einem Alter von mehr als ſechzig Jahren, wird es ihm erſt klar, daß es löblich ſey, eheliche Kinder um ſich zu ſehen; alſobald thut er auf ſeine geiſtlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 ſtirbt, zwei Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch exiſtirte ein geſchickter, geiſtreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schuſter kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen ſeiner trefflichen Arbeit von allen Elegants höchlich geſchätzt wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künſtler ſtand.

Von ſeinem letzten Willen iſt auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV.

Hinterlaſſene Werke.

1.

Goldſchmiedearbeit.

Von ſeinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben ſeyn, wenigſtens wüßten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht iſt auch noch gar in dieſen letzten Zeiten manches, was ſich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war ſein Ruf ſo groß, daß ein jedes Kunſtſtück dieſer Art ihm von den Auffehern der Kloſter- und Familienſchätze gewöhnlich zugeſchrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harniſch von vergoldetem Eiſen an, der aus ſeiner Werkſtatt ausgegangen ſeyn ſoll. (**Journal de Francfort No. 259. 1802.**)

Indeſſen findet ſich in Albertolli's drittem Bande, auf der zwanzigſten Tafel, der Kopf eines zum Opfer geſchmückten Widders, an welchem die thieriſche Natur, das ſtrenge Fell, die friſchen Blätter, das gewundene Horn, die geknüpfte Binde mit einer zwar modernen, jedoch bedeutenden, kräftigen, geiſtreichen, geſchmackvollen Methode ſowohl im Ganzen dargeſtellt, als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird ſich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Baſe des großen Hornes, das der Papſt dem König in Frankreich zu ſchenken gedachte, vorſchlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerkſamen reiſenden Kunſtliebhaber, daß jenes goldene Salzfaß, welches in Cellini's Leben eine ſo große Rolle geſpielt, noch vorhanden ſey, und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belvedere's, nebſt andern Schätzen, welche von dem Schloſſe Ambras dahin verſetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieſes wunderſamen Kunſtwerkes, welches den Charakter des Künſtlers vollkommen ausſpricht, befinden ſich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwei Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, beſonders aber auch um die unendlichen bis ins Kleinſte ausgeführten Nebenwerke dem Beſchauer vors Geſicht zu bringen. Ebenſo verfuhr man mit den halberhobenen Arbeiten der ovalen Baſe, welche erſt im Zuſammenhang mit dem Aufſatz, ſodann aber flach und ſtreifenweiſe vorgeſtellt ſind.

So viel bekannt, war dieſes Werk für Franz I beſtimmt, und kam als Geſchenk Carls IX an den Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, und wurde nebſt andern unüberſehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neueſten Zeiten bewahrt. Nun können Kunſtfreunde ſich glücklich ſchätzen, daß dieſes Werk, welches die Verdienſte und Seltſamkeiten des ſechzehnten Jahrhunderts in ſich ſchließt, vollkommen erhalten und jedem zugänglich iſt.

2.

Plastische Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er sich in der Sculptur als Meister bewiesen, sind noch übrig und bestätigen das Gute, das er von sich selbst, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An seinem Perseus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz steht, läßt sich manches erinnern, wenn man ihn mit den höheren Kunstwerken, welche uns die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit, und ist den Werken des Bandinelli und Ammanati vorzuziehen.

Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße, auf einem schwarzen Kreuze, ist das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnt. Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeit lang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es sich aber gegenwärtig befinde, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen, welche die Merkwürdigkeiten des Escurial beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar gesehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor stehe. Die Figur, sagt er, ist in Lebensgröße, und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II. zum Geschenk gesandt. Der Name des Künstlers ist auf dem Kreuz bezeichnet, nämlich: **Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.**

Ferner bemerkt Pater Siguenza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demselben Jahre der Ort zum Bau bestimmt, und mit dem Bau des Escurials der Anfang gemacht worden, und daß in eben denselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausschiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdieß nimmt Paolo Mini in seinem **Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593** als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Crucifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen dieſe Nachrichten ſtreiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldſchmiedekunſt und Sculptur, indem ſie behaupten, daß Cellini's Crucifix, welches erſt für die kleine Kirche im Palaſte Pitti beſtimmt geweſen, nachher in die unterirdiſche Capelle der Kirche St. Lorenz gebracht worden, wo es ſich auch noch zu ihrer Zeit (1731) befinde.

Die neueſten Nachrichten aus Florenz melden, es ſey ein ſolches Crucifix aus gedachter unterirdiſcher Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche St. Lorenz gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet ſtehe. Es ſey weſentlich von dem ſpaniſchen verſchieden, und keins als eine Copie des andern anzuſehen.

Das ſpaniſche ſey durchaus mit ſich ſelbſt übereinſtimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der ſterbende oder vielmehr geſtorbene Chriſtus trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der florentiniſche hingegen ſey viel menſchlicher gebildet. Der ganze Körper zeige ſichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch ſey der Kopf voll Ausdruck einer ſchönen Ruhe. Arme, Bruſt und Leib bis zur Hüfte ſind ſorgſam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künſtler, der es verfertigt, iſt man in Florenz ſelbſt nicht einig. Die meiſten ſchreiben es dem Michel Angelo zu, dem es gar nicht angehören kann, einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt ſich künftig durch Vergleichung mit dem Perſeus, einer beinahe gleichzeitigen Arbeit unſeres Künſtlers, eine Auflöſung dieſer Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed reſtaurirter vortrefflicher Apoll befand ſich zu Florenz, an welchem freilich die neuen ins Manierirte und Vielfache ſich neigenden Theile von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Bruſtbild in Bronze von Cosmus I ſteht wahrſcheinlich auch noch zu Florenz, deſſen ſehr gezierter Harniſch als ein Beiſpiel der großen Liebhaberei unſeres Künſtlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in

Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte, wohin nur wenige Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuilerien stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freie Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien, welche in den Gehren über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des französischen Museums bei den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweispänniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Gemmensammlung zu Florenz.

3.

Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfasses, das in der Lebensbeschreibung eine so wichtige Rolle spielt, war in der florentinischen Zeichnungsammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangene Bildhauerarbeiten, so wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

XV.

Hinterlassene Schriften.

1.

Lebensbeschreibung.

Indem wir zu bewundern Ursache haben, daß eine allgemeinere Ausbildung, als gewöhnlich dem Künstler zu Theil zu werden pflegt, aus einer so gewaltsamen Natur durch Uebung eines mannichfaltigen Talents hervorgegangen, so bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini seinen Nachruhm

faſt mehr ſeinen Schriften, als ſeinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeſchreibung, ob ſie gleich beinahe zweihundert Jahre im Manuſcript verweilte, ward von ſeinen Landsleuten höchlich geſchätzt, und im Original, wovon er den Anfang ſelbſt geſchrieben, das Ende aber dictirt hatte, ſo wie in vielfältigen Abſchriften aufbewahrt.

Und gewiß iſt dieſes Werk, das der deutſche Herausgeber genugſam kennt, um es völlig zu ſchätzen, das er aber nicht nach ſeiner Ueberzeugung preiſen darf, weil man ihm Parteilichkeit vorwerfen könnte, ein ſehr ſchätzbares Document, worin ſich ein bedeutendes und gleichſam unbegränztes Individuum und in demſelben der gleichzeitige ſonderbare Zuſtand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen, die ſich um dieſes Werk bekümmerten, ging die engliſche voran. Ihrer Liebe zu biographiſchen Nachrichten, ihrer Neigung, ſeltſame Schickſale merkwürdiger, talentreicher Menſchen zu kennen, verdankt man, wie es ſcheint, die erſte und, ſo viel ich weiß, einzige Ausgabe der Cellini'ſchen Lebensbeſchreibung. Sie iſt, unter dem Schild eines geheuchelten Druckorts, Köln, ohne Jahrzahl, wahrſcheinlich in Florenz um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angeſehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeſchrieben und dadurch ſeinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Ueberſetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieſer Ueberſetzer bediente ſich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch beſitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um ſchwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie er denn auch, zu Schonung mancher Leſer, das Derbe, Charakteriſtiſche meiſtens verſchwächt und abrundet.

Von einer ältern deutſchen Ueberſetzung hat man mir erzählt, ohne ſie vorweiſen zu können. Leſſing ſoll ſich auch mit dem Gedanken einer ſolchen Unternehmung beſchäftigt haben; doch iſt mir von einem ernſtern Vorſatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez ſagt in ſeiner Lebensbeſchreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 überſetzt; aber niemals Zeit gehabt habe ſeine Arbeit herauszugeben. Leider ſcheint es, nach ſeinen Ausdrücken, daß das Manuſcript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu ſehen, wie ein geiſtreicher Franzoſe in ſeiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

2.

Zwei Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldſchmiede- und Bildhauerkunſt, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geſchrieben und 1568, alſo noch bei ſeinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert ſein Leben zum erſtenmal herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder und veranſtaltete, da die erſte Ausgabe längſt vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei ſich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unſern Arbeiten zu nutzen geſucht haben.

3.

Kleine Aufſätze.

Ein Mann, der mit ſo entſchiedenem Hange zur Reflexion von ſich ſelbſt in einer Lebensbeſchreibung, von ſeinem Handwerk in einigen Tractaten Rechenſchaft gegeben, mußte ſich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln ſeiner Kunſt, in ſofern er ſie einſehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorgänger, deſſen fragmentariſcher Tractat im Manuſcript circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedener man mit der Methode iſt, durch die man gebildet worden, deſto lebhafter entſteht in uns der Wunſch, einer Folgewelt den nach unſerer Einſicht beſſern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein ſolches Werk, das aber bald ins Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen iſt. Es enthält eine Anleitung, wie man ſich das Skelett bekannt machen ſoll, mit ſo vieler Liebe zum Gegenſtand geſchrieben, daß der Leſer den Knochenbau von unten herauf entſtehen und wachſen ſieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen, ſich hervorthut.

Wir haben dieſe wenigen Blätter unſern Leſern in der Ueberſetzung vorlegen wollen, damit diejenigen, die dem Verfaſſer günſtig ſind, ihn auch in dem ſonderbaren Zuſtand erblicken, wo er ſich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig ſeine leidenſchaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatiſches Talent zuläßt, erſcheint ſo auffallend als begreiflich, und wie er ſich aus dem didaktiſchen Schritt durch dieſen und jenen

Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken läßt, giebt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Malerei und Sculptur; wie denn beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der italiänischen Sprache höchlich begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Versepunks bei jeder Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu seyn, ein Gedicht hervorzubringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anzuschließen wagen durfte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den ernsten tiefen, nachsinnenden, weder mit sich noch der Welt völlig zufriedenen Mann. Wenige findet der Leser durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes übersetzt, andere sind weggeblieben, so wie ein langes, sogenanntes Capitolo in Terzinen zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine Uebersetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen schien. Es enthält die Umstände seiner Gefangenschaft, welche dem Leser schon bekannt geworden, auf eine bizarre Weise dargestellt, ohne daß dadurch eine neue Ansicht der Begebenheiten oder des Charakters entstehen kann.

5.

Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verschiedene seiner Landsleute bewahrten sorgfältig andere Manuscripte, davon sich in Florenz noch manches, besonders in der Bibliothek Riccardi, finden soll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geschätzt, welche über die Lebensweise jener Zeiten besondere Aufschlüsse geben. Vielleicht bemüht sich darum einmal ein deutscher Reisender,

aufgefordert durch das Intereſſe, das denn auch wohl endlich unſere Nation an einem ſo bedeutenden Menſchen und durch ihn aufs neue an ſeinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI.

Ueber die Grundſätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen ſoll.

Unter andern wunderſamen Kunſtfertigkeiten, welche in dieſer unſerer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin ſie nicht allein die alten erreicht, ſondern gar übertroffen hat, kann man die edelſten Künſte der Sculptur, Malerei und Baukunſt nennen, wie ſich künftig an ſeinem Ort wird beweiſen laſſen.

Aber weil mein Hauptvorſatz iſt über die Kunſt, ihre wahren Grundſätze und wie man ſie erlernen ſoll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, ſich aber nicht entſchließen können einem ſo nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben, ſo will ich, obgleich der geringere von ſo vielen und vortrefflichen Geiſtern, damit ein ſolcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beſte Weiſe wie die Natur mir es reichen wird, dieſes Geſchäft übernehmen und mit aller Anſtrengung, doch ſo faßlich als es ſich nur thun läßt, dieſen ruhmwerthen Vorſatz durchzuführen ſuchen.

Es iſt wahr, daß manche zu Anfang eines ſolchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung ſchreiben würden, weil ſo eine ungeheure Maſchine zu bewegen man ſehr viele Inſtrumente nöthig hat. Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen, und deßhalb wollen wir den Weg einſchlagen, der uns beſſer dünkt, daß wir von den Künſten reden, welche andern zum Grunde liegen und ſo nach und nach eine jede in Thätigkeit ſetzen, wie ſie eingreift. Auf dieſe Weiſe wird man alles in einem beſſern Zuſammenhang im Gedächtniß behalten. Deßhalb wir auch ohne weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürſten und Herren, die ihr euch an ſolchen Künſten vergnügt, ihr vortrefflichen Meiſter und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erſt unterrichten wollt, wißt für gewiß, daß das ſchönſte Thier, das die Natur hervorgebracht, der Menſch ſey, daß das Haupt ſein ſchönſter Theil und der ſchönſte und wunderſamſte Theil des Hauptes das Auge ſey.

Will nun jemand eben deßhalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb scheint mir die Gewohnheit, die man bis auf den heutigen Tag beibehält, sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Dasselbe ist mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird andern auch so gegangen seyn.

Aus oben angeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keineswegs gut sey, und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige stöckische Pedanten oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeister seinen Schülern zu Anfang die schwersten Waffen in die Hände giebt, damit ihnen die gewöhnlichen desto leichter scheinen, so könnte ich gar vieles dagegen auf das schönste versetzen; allein das wäre doch in den Wind gesprochen, und ich, der ich ein Liebhaber von Resultaten bin, begnüge mich, ihnen mit diesen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das Wichtigste eines solchen Talentes immer die Darstellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, so muß derjenige, der so etwas gut machen und die Gestalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen sind. Hast du dieses Gebäude gut im Gedächtniß, so wirst du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel gesagt ist. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder mindere Anmuth deinen Figuren verschaffst; es ist hier die Rede sie ohne Fehler zu machen, und dieses, kann ich dich versichern, wirst du auf meinem Weg erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter sey einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hierbei verlange ich, daß du zuerst den Hauptknochen des Beines zeichnest; denn wenn man einen solchen dem Schüler von dem zartesten Alter vorlegt, so wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr, in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig seyn, das ein solches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erste, doch auf das zweitemal nachzuahmen sich verspräche, wie

ſolches bei einem Auge nicht der Fall ſeyn würde. Alsdann wirſt du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner iſt als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zuſammenfügen und alſo nachzeichnen laſſen. Ueber dieſe beiden ſetzeſt du den Schenkelknochen, welcher einzeln und ſtärker iſt als die beiden vorhergehenden.

Dann fügſt du die Knieſcheibe zwiſchen ein und läſſeſt den Schüler dieſe vier Knochen ſich recht ins Gedächtniß faſſen, indem er ſie von allen Seiten zeichnet, ſowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirſt du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er ſey, zählen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird ſich ergeben, daß wenn ſich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kömmt, ihm alle andern Knochen leicht ſcheinen werden, und ſo wird er nach und nach das ſchönſte Inſtrument zuſammen ſetzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unſerer Kunſt beruht.

Laſſe nachher den Schüler einen der ſchönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt ſind und ſich genau mit dem Schenkelknochen verbinden, da wo deſſen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befeſtigt iſt. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen ſich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur geſorgt hat, daß er nicht über gewiſſe Gränzen hinausſchreite, in welchen ſie ihn mit Sehnen und andern ſchönen Einrichtungen zurückhält.

Iſt nun dieſes gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, ſo kommt die Reihe an einen ſehr ſchönen Knochen, welcher zwiſchen den beiden Hüftknochen befeſtigt iſt. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meiſterin Natur mit Sehnen und andern Vorrichtungen das ganze Knochenwerk zuſammenhält. Am Ende von gedachtem Bein iſt der Schluß des Rückgrates, welcher als ein Schwänzchen erſcheint, wie er es denn auch wirklich iſt.

Dieſes Schwänzchen wendet ſich in unſern warmen Gegenden nach innen; aber in den kälteſten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen, und ich habe es vier Finger breit bei einer Menſchenart geſehen, die ſich Iberni nennen und als Monſtra erſcheinen; es verhält ſich aber damit nicht anders, als wie ich geſagt habe.

Sodann läſſeſt du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vierundzwanzig Knochen beſteht. Sechzehn zählt man bis dahin, wo die Schultern anfangen, und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf ſich trefflich bewegt.

Von dieſem Knochen mußt du einige mit Vergnügen zeichnen, denn ſie ſind ſehr ſchön; ſie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieſes Knochenwerk des Rückens ſchließen ſich vierundzwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, ſo daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu ſehen glaubt. Dieſes Rippenweſen mußt du oft zeichnen und dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirſt finden, daß ſie ſich am ſechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzuſetzen anfangen. Die vier erſten ſtehen frei. Von dieſen ſind die beiden erſten klein und ganz knöchern: die erſte iſt klein, die zweite größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte iſt auch noch nicht mit dem Bruſtknochen verbunden, wie die übrigen ſieben. Dieſer Knochen iſt porös wie ein Bimsſtein, und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieſer ſieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel, und dieſer Knorpel iſt nichts anderes als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weiſe läßt er ſich mehr einem Knochen als einer Sehne vergleichen; denn der Knochen iſt zerbrechlich, der Knorpel auch, die Sehne aber nicht.

Nun verſtehe wohl! Wenn du dieſes Rippenweſen gut im Gedächtniß haſt, und dazu kommſt Fleiſch und Haut darüber zu ziehen, ſo wiſſe, daß die fünf unterſten freien Rippen, wenn ſich der Körper dreht, oder vor- und rückwärts biegt, unter der Haut viele ſchöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die ſchönen Dinge ſind, welche an dem Körper des Menſchen unfern des Nabels erſcheinen.

Diejenigen, welche nun dieſe Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildiſche Maler, ja Schmierer vorgekommen ſind, die ſich auf ihr Gedächtnißlein verlaſſen und ohne ander Studium als ſchlechter und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, verrichten nichts Gutes und gewöhnen ſich dergeſtalt, daß ſie, wenn ſie auch wollten, nichts

Tüchtiges leiſten können. Mit dieſem Handwerkswesen, wobei ſie noch der Geiz bethört, ſchaden ſie denen, die auf dem guten Wege der Studien ſind, und machen den Fürſten Schande, die, indem ſie ſich von ſolcher Behendigkeit bethören laſſen, der Welt zeigen, daß ſie nichts verſtehen. Die trefflichen Bildhauer und Maler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre, zum Ruhme der Fürſten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da ſolche Werke nun ein ſo langes Leben haben ſollen, ſo erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürſt, daß man ſie geſchwind vollbringe. Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwei oder drei Jahre mehr als die ſchlechte. Nun bedenke, ob ſie nicht, da ſie ſo viele Jahre leben ſoll, dieſen Aufſchub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, ſo kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber dieſem Rippenbau befinden ſich noch zwei Knochen außer der Ordnung, die ſich beide auf den Bruſtknochen auflegen und, mit einiger Wendung, ſich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchſt ſie nicht beſonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, ſondern zugleich mit dem Rippenkaſten mußt du dir ſie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es ſind dieſes die Schlüſſelbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen ſie ſich hinterwärts verbinden, haben die Form zweier Schaufeln. Es ſind ſehr ſchöne Knochen, die, weil ſie gewiſſe Erhöhungen haben, unter der Haut erſcheinen und daher von deinem Schüler anſtatt des Auges zu zeichnen ſind. Es kömmt viel darauf an, daß er ſie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, ſo macht dieſer Knochen verſchiedene ſchöne Bewegungen, welche der, der es verſteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil ſich dieſe Knochen ſehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt ſie Schulterblätter.

An dieſen ſind die Armknochen befeſtigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner ſind. Wenn du dich mit dieſen beſchäftigſt, ſo brauchſt du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten haſt. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt biſt, ſo kannſt du dieſe alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künſtliche und ſchöne Sache iſt. Auch dieſe Theile mußt du genugſam, nach allen Seiten hin, zeichnen, und zwar ſowohl die rechte als die linke.

Bist du so weit gelangt, so kannst du dich gleichsam zum Vergnügen an dem wundersamen Knochen des Schädels versuchen, den du alsdann, wenn du fleißig und anhaltend die untern Theile studirt hast, mit Ernst vornehmen magst.

Hast du ihn nun von irgend einer Seite gezeichnet, und deine Arbeit gefällt dir, so mußt du suchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieses von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er sey von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das Beste wäre, daß du während der Zeit, wenn du das menschliche Knochengerüste zeichnest, nichts weiter vornähmest, um dein Gedächtniß nicht zu beschweren. Nun mußt du noch dieses wissen, daß du auch das Maß aller dieser Theile dir bekannt zu machen hast, auf daß du mit mehr Sicherheit Sehnen und Muskeln darüber ziehen könnest, womit die göttliche Natur mit so vieler Kunst das schöne Instrument verbindet.

Wenn du nun diese Knochen messen willst, so mußt du sie so aufstellen, als wenn es ein lebendiger Mensch wäre, zum Beispiel der Fuß muß sich in seiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannst du daher kühnlich zurecht rücken, daß er auf zwei Beinen stehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannst du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magst du das Gerippe, hoch oder niedrig, sitzen lassen und ihm verschiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirst du dir ein wundersames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unserer göttlichen Kunst erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beispiel zeige und den größten Meister anführe, so betrachte die Werke des Michel Agnolo Buonarotti, dessen hohe Weise, die von allen andern und von allem, was man bisher gesehen, so sehr verschieden ist, nur darum so wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hiervon zu überzeugen betrachte alle seine Werke, sowohl der Sculptur als Malerei, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum so viel Ehre machen, als die sichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sehnen, wodurch das künstliche Gebäude des Menschen erst entschieden Gestalt, Maß und Verbindung erhält.

XVII.

Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Malerei.

Man zeichnet mit verſchiedenen Materien und auf verſchiedene Weiſe, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchſchneidet und mehr Linien auffetzt, wo man die Schatten verſtärken will; ſoll er ſchwächer ſeyn, ſo läßt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art iſt ſehr ſchwer, und nur wenige Künſtler haben ſie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf dieſem Wege ſind die Kupferſtiche erfunden worden, in welchen ſich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meiſter bewieſen hat, ſowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weiſe, indem man, nach vollendetem Umriß mit der Feder, den Pinſel nimmt und mit mehr oder weniger in Waſſer aufgelösster und verdünnter Tuſche nach Bedürfniß helleren und dunkleren Schatten anbringt. Dieſe Art nennt man Aquarell.

Ferner färbt man mit verſchiedenen Farben das Papier, und bedient ſich der ſchwarzen Kreide, den Schatten, und des Bleiweißes, das Licht anzugeben. Dieſes Weiß wird auch gerieben, mit etwas arabiſchem Gummi vermiſcht und in Stäbchen, ſo ſtark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothſtein und ſchwarzer Kreide. Mit dieſen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm, und beſſer als auf die vorige Weiſe. Alle guten Zeichner bedienen ſich derſelben, wenn ſie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn ſie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf dieſe oder jene Weiſe geſtellt haben, und ſie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück, ſo können ſie es leicht thun, weil ſich mit ein wenig Brodkrume die Striche leicht wegwiſchen laſſen, und deßwegen wird dieſe Weiſe für die beſte gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, ſo ſage ich nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung ſey nichts anders, als der Schatten des Runden, und ſo kann man ſagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung ſey;

die Malerei aber ist eine Zeichnung mit Farben gefärbt, wie sie uns die Natur zeigt.

Man malt auf zweierlei Weise, einmal daß man die sämmtlichen Farben nachahmt, wie wir sie in der Natur vorfinden; sodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unsern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polidoro und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrians und Clemens', unendliche Werke darin verfertigt haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art wie man zeichnet, zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will, so erzähle ich, daß wenn wir, mehrere Künstler, zusammen studirten, ließen wir einen Mann von guter Gestalt und frischem Alter in einer geweißten Kammer, entweder sitzend oder stehend, verschiedene Stellungen machen, wobei man die schwersten Verkürzungen beobachten konnte. Dann setzten wir ein Licht an die Rückseite, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur, und befestigten es, sobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde denn alsobald umgezogen, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriß hinein, als: die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen, und so an andern Theilen des Körpers.

Dieses ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Maler wird, wie es unserm außerordentlichen Michel Agnolo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Malerei so viel geleistet hat, als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als niemand anders zu unsern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer schönen Malerei geben, als wenn man sagt, sie trete dergestalt hervor, daß sie als erhoben erscheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Malerei, einer angenehmen und reizenden Tochter angesehen werden müsse.

Der Maler stellt nur eine der acht vornehmsten Ansichten dar, welche der Bildhauer sämmtlich leisten muß. Daher wenn dieser eine Figur, besonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und stellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vorderen Ansichten

anfängt. Da findet er nun manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Iſt er nun mit der vordern Anſicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptanſichten, ſo findet er oft, daß ſie weniger gefällig erſcheint; deßwegen er die erſte Anſicht, die er bei ſich ſchon feſtgeſetzt hatte, wieder verderben muß, um ſie mit der zweiten in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegenſetzt. Ja, man kann ſagen, daß es nicht etwa nur acht, ſondern mehr als vierzig Anſichten gibt; denn wie er nur ſeine Figur im geringſten wendet, ſo zeigt ſich eine Muskel entweder zu ſehr oder zu wenig, und es kommen die größten Verſchiedenheiten vor. Daher muß der Künſtler von der Anmuth der erſten Anſicht gar manches aufopfern, um die Uebereinſtimmung rings um die ganze Figur zu leiſten; welche Schwierigkeit ſo groß iſt, daß man niemals eine Figur geſehen hat, welche ſich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunſt ſich recht vorſtellen, ſo kann man die Arbeiten des Michel Agnolo zum Maßſtabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei ſeinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, ſo endigte er es gewöhnlich in ſieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein ſolches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunſtfleiß vollenden ſehen; dieſes leiſtete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wunderſamer wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im allgemeinen ſieben Tage annehmen. Wollte er aber eine ſolche Statue in Marmor ausführen, ſo brauchte er ſechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michel Agnolo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunſt dienen: denn für Eine Figur in Marmor brachte er hundert gemalte zu Stande, und bloß deßwegen, weil die Malerei nicht an der Schwierigkeit ſo vieler Anſichten haftet. Wir dürfen daher wohl ſchließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerei nicht bloß von der Materie herkomme, ſondern die Urſache in den größeren Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leiſten, welches bei der Malerei nicht der Fall iſt. Daher glaube ich mit aller Beſcheidenheit behaupten zu können, daß die Bildhauerkunſt der Malerei weit vorzuziehen ſey.

Da mich nun aber dieſe Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenſtand betrifft, ſo halte ich für ſchicklich, auch dieſelbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künſtler, welche durch Uebung der Bildhauerkunſt den menſchlichen Körper mit ſeinen Proportionen und Maßen am beſten verſtehen, auch die beſſern Architekten ſeyn werden, vorausgeſetzt, daß ſie die andern Studien dieſer nöthigen und trefflichen Kunſt nicht verſäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menſchlichen Körper, ſondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Urſprung, und wer eine Statue mit ihren übereinſtimmenden Maßen und Theilen zu machen verſteht, dem wird es auch in der Baukunſt gelingen, weil er gewohnt iſt, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit beſonderem Fleiß zu arbeiten; daher er denn auch ein beſonderes Urtheil ſich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeiſter ſeyn könne; denn Bramante, Raphael und viele andere Maler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth ſich in der Baukunſt bewieſen, doch ſind ſie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher ſich unſer Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er beſſer als jeder andere eine Statue zu machen verſtand. Deßwegen finden wir ſo viel Zierlichkeit und Anmuth in ſeinen architektoniſchen Werken, daß unſere Augen ſich an ihrem Anſchauen niemals genug ſättigen können. Dieſes habe ich nicht ſowohl um des Streites der Bildhauerkunſt und der Malerei willen hier anführen wollen, ſondern weil es viele giebt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunſt geſchienen und die, als völlige Idioten, ſich unterſtehen, Werke der Baukunſt zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meiſter Terzo, einem ferrareſiſchen Krämer, der mit einer gewiſſen Neigung zur Baukunſt und mit Hülfe einiger Bücher, die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er ward ſo kühn, daß er ſein erſtes Gewerb verließ und ſich der Baukunſt ganz ergab. Er pflegte zu ſagen, die vollkommenſten Meiſter dieſer Kunſt ſeyen Bramante und Anton da San Gallo geweſen; außer dieſen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er ſich den Spitznamen Terzo (der dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunelleschi der erſte geweſen, der die Baukunſt nach ſo vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem ſie unter den Händen barbariſcher Handwerker völlig erloſchen! Wohl haben ſich nachher Bramante, Anton da San Gallo und Balthaſar Peruzzi hervorgethan, aber zuletzt iſt ſie auf den höchſten Grad der Vortrefflichkeit durch Michel Agnolo gelangt, welcher, da er die lebhafteſte Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunſt erlangt, vieles an dem Tempel von St. Peter in Rom veränderte, was jene angegeben hatten, wobei er ſich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu ſprechen, da ich denn auch die Perſpective abhandeln und nächſt dem, was ich aus mir ſelbſt mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer ſchönen Schrift deſſelben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger ſäumen und dasjenige, was ich bisher geſagt habe, denen übergeben, die mit größern und beſſern Gründen ohne Leidenſchaft dieſe Dinge abzuhandeln werden im Stande ſeyn.

Rameau's Neffe.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuſcript überſetzt.

Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis.

HORAT. *Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 14.*

Es mag ſchön oder häßlich Wetter ſeyn, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal ſpazieren zu gehen. Mich ſieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenſon. Ich unterhalte mich mit mir ſelbſt von Politik, von Liebe, von Geſchmack oder Philoſophie, und überlaſſe meinen Geiſt ſeiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erſte Idee verfolgen, die ſich zeigt, ſie ſey weiſe oder thöricht! So ſieht man in der Allée de Foi unſere jungen Liederlichen einer Courtiſane auf den Ferſen folgen, die mit unverſchämtem Weſen, lachendem Geſicht, lebhaften Augen, ſtumpfer Naſe dahingeht; aber gleich verlaſſen ſie dieſe um eine andere, necken ſich ſämmtlich und binden ſich an keine. Meine Gedanken ſind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht iſt, flüchte ich mich in den Café de la Régence und ſehe zu meiner Unterhaltung den Schachſpielern zu. Paris iſt der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am beſten ſpielt. Da, bei Rey, verſuchen ſich gegen einander der profunde Légal, der ſubtile Philidor, der gründliche Mayot. Da ſieht man die bedeutendſten Züge; da hört man die gemeinſten Reden. Denn, kann man ſchon ein geiſtreicher Mann und ein großer Schachſpieler zugleich ſeyn, wie Légal, ſo kann man auch ein großer Schachſpieler und albern zugleich ſeyn, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, ſprach wenig und hörte ſo wenig als möglich, als eine der wunderlichſten Perſonnagen zu mir trat, die nur jemals dieſes Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es iſt eine Zuſammenſetzung von Hochſinn und Niederträchtigkeit, von Menſchenverſtand und Unſinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müſſen ganz wunderbar in ſeinem Kopf durch einander gehen, denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenſchaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was ſie ihm an ſchlechten

gab, ohne Scham. Uebrigens iſt er von einem feſten Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenſtärke. Wenn ihr ihm jemals begegnet, und ſeine Originalität hält euch nicht feſt, ſo verſtopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern oder ihr entflieht. Gott, was für ſchreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger als er ſelbſt. Manchmal iſt er mager und zuſammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindſucht; man würde ſeine Zähne durch ſeine Backen zählen; man ſollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegeſſen oder er käme aus la Trappe. Den nächſten Monat iſt er feiſt und völlig, als hätte er die Tafel eines Finanziers nicht verlaſſen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Koſt gegeben. Heute, mit ſchmutziger Wäſche, mit zerriſſenen Hoſen, in Lumpen gekleidet und faſt ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht ſich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Almoſen zu geben. Morgen, gepudert, chauſſirt, friſirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch, er zeigt ſich und ihr würdet ihn beinahe für einen ordentlichen Menſchen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umſtänden. Seine erſte Sorge des Morgens, wenn er aufſteht, iſt ſich zu bekümmern wo er zu Mittag ſpeiſen wird. Nach Tiſche denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachteſſen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachſtübchen, ſeine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüſſel ſchon abgefordert hat. Bald wirft er ſich in eine Schenke der Vorſtadt, wo er den Tag zwiſchen einem Stück Brod und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die ſechs Sous Schlafgeld nicht in der Taſche, was ihm wohl manchmal begegnet, ſo wendet er ſich an einen Miethkutſcher, ſeinen Freund, oder an den Kutſcher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben ſeinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil ſeiner Matraze in den Haaren. Iſt die Jahreszeit gelind, ſo ſpaziert er die ganze Nacht auf dem Cours oder den elyſeiſchen Feldern hin und wieder; mit dem Tag erſcheint er ſogleich in der Stadt, gekleidet von geſtern für heute, und von heute manchmal für den Ueberreſt der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht ſchätzen; andere machen ſie zu ihren nächſten Bekannten, ſogar zu Freunden. Des Jahrs können ſie

mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absticht und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsere Erziehung, unsere gesellschaftlichen Conventionen, unsere hergebrachten Anständigkeiten eingeführt haben. Kommt ein solcher eine Gesellschaft, so ist er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt, und jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurückgiebt. Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannte ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Diese zuckten die Achseln, lachten ihm ins Gesicht und versicherten ihm, er sey närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Couvert bereit stand, aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da schwieg er nun und aß vor Bosheit; es war lustig, ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte den Tractat zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Rameau! Dann funkelte die Wuth in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr waret neugierig den Namen des Mannes zu wissen; da habt ihr ihn. Es ist der Vetter des berühmten Tonkünstlers, der uns von Lulli's Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodiren, ein Vetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat, in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Gesangs, unzusammenhängende Ideen, Lärm, Aufflüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Victorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch italiänische Virtuosen wird begraben werden, wie er vorausfühlte, und deßhalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward; denn niemand hat bösere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf

der Nase gewahr wird, als ein Autor, der sich bedroht sieht seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, beweisen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philosoph, treffe ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtsen? verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich. Nein, aber wenn ich nichts besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, denen zuzusehen die gut schieben.

Er. Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus, die übrigen verstehen nichts.

Ich. Und Herr de Bussi, was sagt Ihr zu dem?

Er. Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist; beide wissen von diesem Spiele alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr seyd schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

Er. Ja im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

Ich. Beinahe gebe ich Euch Recht. Aber doch müssen sich viele auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der Eine in der Menge. Aber lassen wir das gut seyn! Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das was Ihr, und ich und alle die andern machen, Gutes, Böses und Nichts. Dann habe ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatte ich Durst und manchmal habe ich getrunken; indessen ist mir der Bart gewachsen, und da habe ich mich rasiren lassen.

Ich. Daran habt Ihr übel gethan; denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

Er. Freilich, meine Stirn ist groß und runzelig, mein Auge blitzt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbraunen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen, und das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wohl, dieses ungeheure Kinn, wäre es

von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich. Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

Er. Nein, ich stünde lieber zwischen Diogenes und Phryne. Unverschämt bin ich wie der eine, und die andere besuche ich gern.

Ich Ihr befindet Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

Ich. Und wie, mit Eurem Silenenbauch, mit einem Gesicht —

Er. Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel ausdorrt, wahrscheinlich seinen Neffen fett macht?

Ich. A propos! den Onkel, seht Ihr ihn manchmal?

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehen.

Ich. Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Thut er jemand Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasebalgsnagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wenn sie wollen; nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Septdecime nachklingen, so ist alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu Einer Sache gut sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu seyn. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsere Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlekins Rock! . . . Nein! die Weisheit des Mönchs in Rabelais, das ist die wahre Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehen will, vom Herrn Prior immer Gutes reden und die Welt gehen lassen, wie sie Lust hat: sie geht ja gut; denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wollt' ich Euch zeigen, das Uebel hierunten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber

ich weiß keine Geſchichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht ſchlechter deßhalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Miniſters, der Verſtand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, ſo klar wie zweimal zwei vier iſt, daß nichts den Völkern nützlicher ſey als die Lüge, nichts aber ſchädlicher als die Wahrheit. Ich beſinne mich nicht mehr auf ſeine Beweiſe, aber es folgte ſonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abſcheulich ſind, und daß man ein Kind, wenn es bei ſeiner Geburt ein Charakterzeichen dieſes gefährlichen Naturgeſchenks an der Stirn trüge, ſogleich erſticken oder ins Waſſer werfen ſollte.

Ich. Und doch, dieſe Perſonen, die vom Genie ſo übel ſprechen, behaupten alle Genie zu haben.

Er. Im ſtillen ſchreibt ſich's wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß ſie ſich unterſtünden es zu bekennen.

Ich. Das geſchieht aus Beſcheidenheit. Und alſo habt Ihr einen ſchrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Menſch zu ſeyn. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das eine wie das andere quält. Man ſollte ſeine Partei ergreifen und daran feſthalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialiſchen Menſchen gewöhnlich ein wenig ſonderbar ſind, oder, wie das Sprichwort ſagt, kein großer Geiſt ſich findet ohne einen Gran von Narrheit, ſo läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks ſeyn, bei dem ſie lebten. Früh oder ſpät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet ſie als Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Miniſter, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nutzen kann, ſo ſchadet ſie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn ſie auch im Augenblick ſchadet. Daher käme ich in Verſuchung den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verſcheut, oder einer großen Wahrheit Eingang verſchafft, immer ein Weſen iſt das unſere Verehrung verdient. Es kann geſchehen, daß dieſes Weſen ein Opfer des Vorurtheils und der Geſetze wird, aber es giebt zwei Arten Geſetze: die einen ſind unbedingt

billig und allgemein, die andern wunderlich; nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden ist nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was Rechts! Ist er deßwegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und seyd Ihr nicht ganz nah an einem Geständniß, das den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ich. Hört mich, lieber Mann! Eine Gesellschaft sollte keine schlechten Gesetze haben. Hätte sie nur gute, sie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der Bosheit verbunden sey, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Bösewicht, als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Bösewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn ersäufen sollte.

Ich. Sachte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun ich will nicht Euern Onkel zum Beispiel nehmen: das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit; geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er ein Mann von Genie sey, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine? der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drängt mich nicht, denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comptoir, wie Briasson, oder mit seiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßig Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter; oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra und Athalia?

Er. Hätte er zu der erſten Art gehört, das möchte für ihn das Beſte geweſen ſeyn.

Ich. Das iſt ſogar unendlich wahrer, als Ihr ſelbſt empfindet.

Er. Ja, ſo ſeyd ihr andern! Wenn wir etwas Gutes ſagen, ſo ſoll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr andern nur verſteht euch ſelbſt. Ja, Herr Philoſoph, ich verſtehe mich, und verſtehe mich eben ſo gut, als Ihr Euch verſteht.

Ich. Nun, ſo laßt ſehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die ſchönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht 20,000 Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré geweſen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein beſuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zuſammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genoſſen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Luſtigmacher, wie mir, ein Goldſtück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübſches Mädchen verſchafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei ſeiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegeſſen, großes Spiel geſpielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Kaffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr ſeht doch, daß ich mich darauf verſtehe. Ihr lacht? Schon gut! Nun werdet Ihr doch zugeben, ſo wäre es auch beſſer für ſeine Umgebungen geweſen.

Ich. Ganz gewiß! Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine ſchlechte Weiſe verwenden. Alle die Spieler mußte er von ſeinem Hauſe entfernen, alle dieſe Schmarotzer, alle dieſe ſüßlichen Jaherren, alle dieſe Windbeutel, dieſe unnützen, verkehrten Menſchen. Mit Stockprügeln mußte er durch ſeine Lehrburſchen den dienſtbaren Gefälligen todtſchlagen laſſen, der durch eine ſaubere Mannichfaltigkeit den Ehemann von dem Abgeſchmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten ſucht.

Er. Todtſchlagen? Herr, todtſchlagen? Niemand ſchlägt man todt in einer wohl policirten Stadt. Es iſt eine ehrbare Beſchäftigung; viele Perſonen, ſogar mit Titeln, ſchämen ſich ihrer nicht. Und wozu ins Teufels Namen! ſoll man denn ſein Geld verwenden, als auf einen guten Tiſch, gute Geſellſchaft, gute Weine, ſchöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben ſo gern möchte ich ein

Bettler ſeyn, als ein großes Vermögen ohne dieſe Genüſſe beſitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieſer Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böſe! In tauſend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menſchlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war? woher gebürtig? man wird Frankreich beneiden. Einige Weſen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr ſind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von ſeinen Laſtern noch von ſeinen Fehlern. Beſſer wäre es freilich geweſen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Geſinnungen des Rechtſchaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in ſeiner Nachbarſchaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erſtickte, die zu ſeinen Füßen wuchſen; aber ſeinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, ſeine Aeſte ſind weit verbreitet, ſeinen Schatten hat er denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an ſeinem majeſtätiſchen Thron zu ruhen; Früchte des feinſten Geſchmacks hat er hervorgebracht und die ſich immer erneuern. Freilich könnte man wünſchen, auch Voltaire wäre ſo ſanft wie Duclos, ſo offen wie der Abbé Trublet, ſo gerade wie der Abbé d'Olivet; aber, da das nun einmal nicht ſeyn kann, ſo laßt uns die Sache von der wahrhaft intereſſanten Seite betrachten, laßt uns einen Augenblick den Punkt vergeſſen, wo wir im Raum und in der Zeit ſtehen. Verbreiten wir unſern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker, denken wir an das Wohl unſerer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug ſind, verzeihen wir wenigſtens der Natur, daß ſie weiſer war als wir! Gießt auf Greuzens Kopf kaltes Waſſer, vielleicht löſcht ihr ſein Talent mit ſeiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Meropens hinabzuſteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur ſo mächtig als weiſe war, warum machte ſie dieſe Männer nicht eben ſo gut als groß?

Ich. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit ſolchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft; denn wäre hier unten alles vortrefflich, ſo gäbe es nichts Vortreffliches.

Er. Ihr habt Recht! denn darauf kommt es doch hauptſächlich an,

daß wir beide da ſeyen, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich ſeyen; das andere mag gehen, wie es kann! Die beſte Ordnung der Dinge, ſcheint mir, iſt immer die, worein ich auch gehöre, und hole der Henker die beſte Welt, wenn ich nicht dabei ſeyn ſollte! Lieber will ich ſeyn, und ſelbſt ein impertinenter Schwätzer ſeyn, als nicht ſeyn.

Ich. Jeder denkt wie Ihr, und doch will jeder an der Ordnung der Dinge, wie ſie ſind, etwas ausſetzen, ohne zu merken, daß er auf ſein eigen Daſeyn Verzicht thut.

Er. Das iſt wahr!

Ich. Nehmen wir darum die Sachen wie ſie ſind, bedenken wir, was ſie uns koſten und was ſie uns eintragen, und laſſen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böſe noch gut iſt, wenn es nothwendig iſt, wie viele Leute ſich einbilden!

Er. Von allem, was Ihr da vorbringt, verſtehe ich nicht viel. Wahrſcheinlich iſt es Philoſophie, und ich muß Euch ſagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein anderer ſeyn, ſelbſt auf die Gefahr ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja, geſtehe ichs nur, hier iſt etwas, das mir es ſagt! Ich habe niemals einen dergleichen loben hören, daß mich dieſes Lob nicht heimlich raſend gemacht hätte. Neidiſch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das ſie herunterſetzt, das höre ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich ſage mir: Freilich du hätteſt niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupeou ſchreiben können. Und ſo war, ſo bin ich voller Verdruß mittelmäßig zu ſeyn. Ja, ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouvertüre der galanten Indien ſpielen hören, niemals ſingen hören: **Profonds abîmes du Ténare, Nuit, éternelle nuit,** ohne mir mit Schmerzen zu ſagen, dergleichen wirſt du nun niemals machen. Und ſo war ich denn eiferſüchtig auf meinen Onkel, und fänden ſich bei ſeinem Tod einige gute Clavierſtücke in ſeinem Portefeuille, ſo würde ich mich nicht bedenken Ich zu bleiben und Er zu ſeyn.

Ich. Iſt's weiter nichts als das, was Euch verdrießt, das iſt doch nicht ſehr der Mühe werth.

Er. Nichts, nichts! das ſind die Augenblicke die vorübergehen.

(Dann ſang er die Oper der galanten Indien, die Arie: Profonds abîmes, und fuhr fort:) Da ſeht! das Etwas, das hier an mich ſpricht, ſagt mir: Rameau, du möchteſt gerne die beiden Stücke gemacht haben; hätteſt du die beiden Stücke gemacht, du machteſt mehr dergleichen. Hätteſt du eine gewiſſe Anzahl gemacht, ſo ſpielte man dich, ſo ſänge man dich überall. Du könnteſt mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewiſſen würde von deinem eigenen Verdienſte zeugen. Die andern wieſen mit Fingern auf dich. Das iſt der, ſagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. (Nun ſang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude ſchwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er ſich die Hände und ſprach:) Du hätteſt ein gutes Haus (er ſtreckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen), ein gutes Bett (er ſank nachläſſig darauf hin), gute Weine (er ſchien ſie zu koſten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatſchte), Kutſch' und Pferde (er hob den Fuß auf, hineinzuſteigen), hübſche Weiber (er umfaßte ſie ſchon und blickte ſie wollüſtig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich mich zu beräuchern. (Er glaubte ſie um ſich zu ſehen. Er ſah Paliſſot, Poinſinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte; er hörte ſie an, brüſtete ſich, billigte, lächelte, verſchmähte, verachtete ſie, jagte ſie fort und rief ſie zurück. Dann ſprach er weiter:) So ſagte man dir Morgens, daß du ein großer Mann biſt, ſo läſeſt du in der Geſchichte der drei Jahrhunderte, daß du ein großer Mann biſt: du wärſt Abends überzeugt, daß du ein großer Mann biſt, und der große Mann Rameau, der Vetter, ſchliefe bei dem ſanften Geräuſch des Lobes ein, das um ſein Ohr ſäuſelte. Selbſt ſchlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, ſeine Bruſt erweiterte ſich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er ſchnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das ſagte, ließ er ſich weichlich auf einen Sitz nieder, ſchloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er ſich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines ſolchen ſüßen Ruhegenuſſes wachte er auf, ſtreckte die Arme, gähnte, rieb ſich die Augen, und ſuchte ſeine abgeſchmackten Schmeichler noch um ſich her.)

Ich. So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig ſchläft?

Er. Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Dachſtübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zuſammengeſchroben bin, dann iſt meine Bruſt enge, das Athemholen ſchwach; es iſt eine Art von leiſer Klage, die man

kaum vernimmt, anſtatt daß ein Finanzier ſein Schlafgemach erſchüttert und die ganze Straße in Erſtaunen ſetzt. Aber was mich heute betrübt, iſt nicht, daß ich nur kümmerlich ſchlafe und ſchnarche.

Ich. Traurig iſt's immer.

Er. Was mir begegnet, iſt noch viel trauriger.

Ich. Und was?

Er. Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich. Das iſt wahr.

Er. So laßt Euch ſagen! (Ehe er anfängt, ſeufzt er tief, bringt ſeine beiden Hände vor die Stirn, dann beruhigt er ſeine Geſichtszüge und ſagt:) Ihr wißt, ich bin unwiſſend, thöricht, närriſch, unverſchämt, gaunerisch, gefräßig.

Ich. Welche Lobrede!

Er. Sie iſt durchaus wahr. Kein Wort iſt abzudingen; keinen Widerſpruch deßhalb, ich bitt' Euch! Niemand kennt mich beſſer als ich ſelbſt, und ich ſage nicht alles.

Ich. Euch nicht zu erzürnen, ſtimme ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Perſonen, die mich eben ſehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad dieſe Eigenſchaften ſämmtlich beſaß.

Ich. Das iſt doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbärge ſie vor ſich ſelbſt, oder man verziehe ſie ſich, aber man verachte ſie an andern.

Er. Sie ſich verbergen, könnte man das? Seyd gewiß, wenn Paliſſot allein iſt und ſich ſelbſt betrachtet, ſagt er ſich ganz andere Sachen! Seyd gewiß, ſein College und er, einander gegenüber, bekennen ſich offenherzig, daß ſie zwei gewaltige Schurken ſind. An andern dieſe Eigenſchaften verachten? Meine Leute waren viel billiger und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abweſend ward ich gleich vermißt; man hätſchelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverſchämte, der Unwiſſende, der Faule, der Freſſer, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieſer Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkoſung, einen kleinen Schlag auf die Achſel, eine Ohrfeige; einen Fußtritt, bei

Tafel einen guten Biſſen, den man mir auf den Teller warf, nach Tiſche eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete; denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir alles was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geſchenke, die mir zuregneten — Dummer Hund, der ich bin! das habe ich alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menſchenverſtand hatte, ein einzigesmal in meinem Leben. Ach, wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau! hatte man dich deßhalb aufgenommen? welche Narrheit, ein bischen Geiſt, ein bischen Vernunft zu haben! Rameau, mein Freund, das wird dich lehren das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat und wie deine Beſchützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und geſagt: Fort, Schuft! laß' dich nicht wieder ſehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Dergleichen haben wir übrig! Nun gingſt du und biſſeſt in die Finger. In die verfluchte Zunge hätteſt du vorher beißen ſollen. Warum warſt du nicht klüger? Nun biſt du auf der Gaſſe ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warſt genährt; Mund, was begehrſt du? Und nun halte dich wieder an die Höken. Gut logirt und überglücklich wirſt du nun ſeyn, wenn man dich wieder ins Dachſtäbchen läßt: wohl gebettet warſt du, und Stroh erwartet dich wieder zwiſchen dem Kutſcher des Herrn von Soubiſe und Freund Robbé. Statt eines ſanften und ruhigen Schlafs hörſt du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tauſendmal unerträglichere Geräuſch trockener, harter, barbariſcher Verſe. Unglücklich, übelberathen, von tauſend Teufeln beſeſſen!

Ich. Aber gäb' es denn kein Mittel Euch wieder zurückzuführen? Iſt denn Euer Fehler ſo groß, ſo unverzeihlich? An Euerm Platz ſuchte ich meine Leute wieder auf. Ihr ſeyd ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt, da ich ſie nicht lachen mache, haben ſie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So ging' ich wieder hin. Ich ließ ihnen keine Zeit mich entbehren zu lernen, ſich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen; denn wer weiß, was geſchehen kann.

Er. Das fürchte ich nicht; das kann nicht geſchehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch ſeyn mögt, ein anderer kann Euch erſetzen.

Er. Schwerlich!

Ich. Das ſey! Aber ich ginge doch mit dieſem entſtellten Geſicht, dieſem verirrten Blick, dieſem loſen Hals, dieſen zerzausten Haaren, in dieſem wahrhaft tragiſchen Zuſtand, wie Ihr da ſteht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt ſagte ich mit leiſer, ſchluchzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick: denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals Menſchenverſtand zu haben, und ich verſpreche Euch, es ſoll in meinem ganzen Leben nicht wieder geſchehen. (Luſtig war es anzuſehen, wie er, unterdeſſen ich ſo ſprach, die Pantomime dazu ſpielte. Er hatte ſich niedergeworfen, ſein Geſicht an die Erde gedrückt; er ſchien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten; er weinte, er ſchluchzte, er ſagte: Ja, meine kleine Königin, ja das verſpreche ich, in meinem ganzen Leben ſoll mir's nicht wieder begegnen. Dann ſprang er auf und ſagte mit ernſtem und bedächtigem Ton:)

Er. Ja, Ihr habt recht! das iſt wohl das Beſte. Herr Vieillard ſagt, ſie ſey ſo gut; ich weiß wohl, daß ſie es iſt; aber ſich vor einer ſolchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzuflehen, eine Creatur, die dem Pfeifen des Parterre's nicht ausweichen kann! — Ich Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend jemand gebeugt hat, ich Rameau, der Vetter deſſen, den man den großen Rameau nennt, deſſen, der nun gerade und ſtrack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal ſpazieren geht, ſeitdem ihn Herr Carmontel gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockſchößen, ſonſt einherſchlich, ich, der ich Stücke fürs Clavier geſetzt habe, die niemand ſpielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die ſie ſpielen wird, ich, genug ich! Gehen ſollte ich? Nein, Herr, das geſchieht nicht! (Nun legte er ſeine rechte Hand auf die Bruſt und fuhr fort:) Hier fühle ich etwas, das ſich regt, das mir ſagt: Rameau, das thuſt du nicht! Es muß doch eine gewiſſe Würde mit der menſchlichen Natur innig verknüpft ſeyn, die niemand erſticken kann. Das wacht nun einmal auf, um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts:

denn es giebt andere Tage, da mich's gar nichts koſtete ſo niederträchtig zu ſeyn, als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H..... geküßt hätte.

Ich. Ei, mein Freund! ſie iſt weiß, niedlich, jung, fettlich. Zu ſo einer Demuthshandlung könnte ſich wohl einer entſchließen, der delicater wäre als Ihr.

Er. Verſtehen wir uns! Es iſt ein Unterſchied zwiſchen H..... küſſen. Es giebt ein eigentliches und ein figürliches. Fragt nur den dicken Bergier! er küßt Madame de la M — den H..... im eigentlichen und figürlichen Sinne; und wahrhaftig das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich ſchlecht gefallen.

Ich. Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, ſo habt doch den Muth ein Bettler zu ſeyn!

Er. Es iſt hart ein Bettler ſeyn, indeſſen es ſo viel reiche Thoren giebt, auf deren Unkoſten man leben kann; und dann ſich ſelbſt verachten zu müſſen, iſt doch auch unerträglich.

Ich. Und kennt Ihr denn dieſes Gefühl?

Er. Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir geſagt: Wie, Rameau, Es giebt zehntauſend gute Tafeln zu Paris, zu fünfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede; und von allen dieſen Gedecken iſt keines für dich? Tauſend kleine Schöngeiſter ohne Talent, ohne Verdienſt, tauſend kleine Creaturen ohne Reize, tauſend platte Intrigants ſind gut gekleidet; und du liefeſt nackend herum, ſo unfähig wärſt du? Wie? du ſollteſt nicht ſchmeicheln können wie ein anderer, nicht lügen, ſchwören, falſch ſchwören, verſprechen, halten oder nicht halten wie ein anderer? Sollteſt du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein anderer? Sollteſt du nicht den Liebeshandel der Frau begünſtigen und das Briefchen des Mannes beſtellen können wie ein anderer? Sollteſt du nicht einem hübſchen Bürgermädchen begreiflich machen, daß ſie übel angezogen iſt, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, Spitzen und ein Kleid nach polniſchem Schnitt ſie zum Entzücken kleiden würden? daß dieſe kleinen Füßchen nicht gemacht ſind über die Straße zu gehen, daß ein hübſcher Mann jung und reich ſich finde, mit galonirtem Kleid, prächtiger Equipage, ſechs großen Lakaien, der ſie im Vorbeigehen geſehen habe, der ſie liebenswürdig finde, der ſeit dem Tage weder eſſen noch trinken könne, der nicht mehr ſchlafe, der daran ſterben werde? — Aber mein Vater? — Nun

nun, euer Vater, der wird anfangs ein wenig böse seyn — Und meine Mutter? die mir so sehr empfiehlt ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt! — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen! — Und mein Beichtvater? — Den seht ihr nicht mehr, oder wenn ihr auf der Grille besteht ihm die Geschichte eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es euch einige Pfund Zucker und Kaffee. — Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liedchens: „Komm in meine Zelle" die Absolution verweigert hat. — Nur weil ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn ihr vor ihm in Spitzen erscheint... — Spitzen also soll ich haben? — Gewiß und von aller Art! ... — mit brillantenen Ohrgehängen... — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft? — Völlig so!... in einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr hintendrauf und ein Laufer voraus, Schminke, Schönpflästerchen und die Schleppe vom Diener getragen... — Zum Ball? ... — zum Ball, zur Oper, zur Komödie. Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun spiele ich mit einem Papier zwischen den Fingern. Was ist das? — Nichts, gar nichts! — Ich dächte doch! — Ein Billet. — Und für wen? — Für euch, wenn ihr ein bischen neugierig seyd. — Neugierig? ich bin es gar sehr! Laßt sehen (Sie liest.) Eine Zusammenkunft? Das geht nicht! — Wenn ihr in die Messe geht... — Mama begleitet mich immer. Aber wenn er ein bischen früh käme! ich stehe immer zuerst auf, und bin von allen zuerst im Comptoir. — Er kommt, er gefällt, und ehe man sich's versieht, zwischen Licht und Dunkel verschwindet die Kleine; man bezahlt mir meine zwei tausend Thaler. Und ein solch Talent besitzest du eben so gut! und dir fehlt's an Brod? Schämst du dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Haufens Schelme, die mir nicht an den Knorren reichten, strotzend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Baracan; sie waren mit Sammet bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, sie haben Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? Die elendesten Lumpenhunde; jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geist subtil und fähig zu allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange; denn bis jetzt habe ich keinen besondern Weg machen können. Dem sey wie ihm wolle, dieß ist der Text zu meinen öfteren

Selbſtgeſprächen. Paraphraſirt ſie nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner ſelbſt kenne, dieſe Qual des Gewiſſens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel ſchenkte, unbenutzt ruhen laſſen! Es wäre faſt eben ſo gut nicht geboren zu ſeyn. (Ich hörte ihm zu, und als er dieſe Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengeſetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Luſt zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben ſollte? Ich litt: ich war betroffen von ſo viel Geſchick und ſo viel Niedrigkeit, von ſo richtigen und wieder falſchen Ideen, von einer ſo völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer ſo vollkommenen Schändlichkeit und einer ſo ſeltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging, und fragte:) Was habt Ihr?

Ich. Nichts.

Er. Ihr ſcheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas anderem zu reden. Unglücklicher! zu welchem verworfenen Zuſtand ſeyd Ihr geboren oder verleitet!

Er. Ich geſteh's. Aber laßt Euch meinen Zuſtand nicht allzu ſehr zu Herzen gehen: indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Abſicht nicht, Euch weh zu thun! Ich habe mir bei dieſen Leuten etwas geſpart. Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch ſo viel zulegte....

Hier findet ſich im Manuſcript eine Lücke. Die Scene iſt verändert, und die Sprechenden ſind in eins der Häuſer bei dem Palais Royal gegangen.

(Da fing er an die Stirne ſich mit der Fauſt zu ſchlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzuſehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache iſt richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht; die Zeit iſt vergangen, und das iſt ſo viel gewonnen.

Ich. Verloren wollt Ihr ſagen.

Er. Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben oder ein Thaler mehr iſt ganz eins. Der Hauptpunkt im Leben iſt doch nur, frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtſtuhl zu gehen. O stercus pretiosum! das iſt das große Reſultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Augenblick hat einer ſo viel als der andere, Samuel Bernard, der mit Rauben,

Plündern, Bankerottmachen, ſiebenundzwanzig Millionen in Gold zuſammenbringt und zurückläßt, ſo gut als Rameau, der nichts zurückläßt; Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch ſchaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umſonſt ſingen ſich hundert Pfaffen heiſer um deinetwillen; umſonſt ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinterher; ſeine Seele ſchreitet nicht neben dem Ceremonienmeiſter. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde iſt immer faulen. Um ſeinen Sarg rothe und blaue Kinder oder niemand haben, was iſt daran gelegen? Und dann ſeht dieſe Fauſt an — ſie war ſtrack wie ein Teufel — dieſe zehn Finger, zehn Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befeſtigt, dieſe Sehnen, alte Darmſaiten, trockener, ſtraffer, unbiegſamer als die an einem Drechslersrad gedient haben! Aber ich habe ſie ſo gequält, ſo geknickt, ſo gebrochen. Du willſt nicht gehen, und ich, bei Gott! ich ſage dir, gehen ſollſt du, und ſo ſoll's werden. (Und wie er das ſagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der linken gefaßt; er riß ſie herauf und herunter, die Fingerſpitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten und ich fürchtete, er würde ſich die Knochen verrenken.)

Ich. Nehmt Euch in Acht! Ihr thut Euch Schaden.

Er. Fürchtet nichts! das ſind ſie gewohnt. Seit zehn Jahren hab' ich ihnen ſchon anderes aufzurathen gegeben. So wenig ſie dran wollten, haben die Schufte ſich doch gewöhnen müſſen, ſie haben lernen müſſen, die Taſten zu treffen und auf den Saiten herumzuſpringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's. (Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinſpielers an. Er ſummt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; ſein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger ſeiner linken Hand ſcheinen ſich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falſchen Ton hält er inne, ſtimmt die Saite und kneipt ſie mit dem Nagel, um gewiß zu ſeyn, daß der Ton rein iſt; dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelaſſen hat. Er tritt den Tact, zerarbeitet ſich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari oder Chiabran oder einen andern Virtuoſen in ſolchen Zuckungen geſehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorſtellend und uns ungefähr denſelben Schmerz mittheilend. Denn iſt es nicht eine ſchmerzliche Sache, an demjenigen nur die Marter zu ſchauen, der bemüht iſt, uns das

Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank gebärden muß! Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschreis veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er behorchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Accorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte:) Nun was denkt Ihr davon?

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den andern. (Alsobald kauerte er, wie ein Tonkünstler, der sich vors Clavier setzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, sagte ich.)

Er. Nein, nein! weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man giebt, ohne zu wissen, warum? Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen Schüler mehr.

Ich. Ich habe so wenig Bekanntschaft, und Ihr ermüdet Euch ganz umsonst.

Er. Ich ermüde niemals! (Da ich sah, daß mich der Mann vergebens dauerte — denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt — so ließ ich ihn eben gewähren. Da sitzt er nun vor dem Claviere, mit gebogenen Knieen, das Gesicht gegen die Decke gewendet; man hätte geglaubt, da oben sähe er eine Partitur. Nun fang er, präludirte, executirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht von welchem? Seine Stimme ging wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte, man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal tastete, sich schalt, als wenn er

gefehlt hätte, ſich ärgerte, das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben. Endlich ſagte er:) Nun ſeht Ihr (und wandte ſich um, und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen herunterlief), Ihr ſeht, daß wir auch mit Diſſonanzen umzuſpringen wiſſen, mit überflüſſigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig iſt. Dieſe enharmoniſchen Paſſagen, von denen der liebe Onkel ſo viel Lärm macht, ſind eben keine Hexerei. Wir wiſſen uns auch herauszuziehen.

Ich. Ihr habt Euch viele Mühe gegeben, mir zu zeigen, daß Ihr ſehr geſchickt ſeyd. Ich war der Mann, Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geſchickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das verſteh' ich ungefähr, und das iſt mehr als nöthig; denn iſt man denn in dieſem Lande verbunden das zu wiſſen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als das zu wiſſen, was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philoſoph, die Hand auf's Gewiſſen, redlich geſprochen, es war eine Zeit, wo Ihr nicht ſo gefüttert wart, wie jetzt.

Ich. Noch bin ich's nicht ſonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Luxembourg gehen — erinnert Ihr Euch? — im...

Ich. Laßt das gut ſeyn! Ja, ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Plüſch...

Ich. Ja doch!

Er. Verſchabt an der einen Seite, mit zerriſſenen Manſchetten und ſchwarzwollenen Strümpfen, hinten mit weißen Fäden geflickt.

Ich. Ja doch, ja! alles, wie's Euch gefällt!

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich. Eine ſehr traurige Geſtalt.

Er. Und von da ging's über's Pflaſter.

Ich. Ganz recht!

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verſtehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich andere unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das iſt möglich. Aber es geht nicht mit der Muſik wie mit

der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein ſtattlicher Herr ſeyd ...

Ich. Nicht ſo gar ſtattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt...

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeiſter.

Ich. Noch nicht; denn ihre Mutter beſorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hauſe haben.

Er. Frieden im Hauſe, beim Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr iſt, und Herr muß man ſeyn. Ich hatte eine Frau, Gott ſey ihrer Seele gnädig! aber wenn ſie manchmal ſtöckiſch wurde, ſetzte ich mich auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und ſagte wie Gott: Es werde Licht! und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unſere Stimmen erhoben. Wie alt iſt Euer Kind?

Ich. Das thut nichts zur Sache.

Er. Wie alt iſt euer Kind?

Ich. Ins Teufels Namen, laßt mein Kind und ſein Alter! Reden wir von den Lehrmeiſtern, die ſie haben wird.

Er. Bei Gott! ſo iſt doch nichts ſtörriger als ein Philoſoph! Wenn man Euch nun ganz gehorſamſt bäte, könnte man von dem Herrn Philoſophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiſelle ſeine Tochter iſt?

Ich. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre ſollte ſie die Finger auf den Taſten haben.

Ich. Aber vielleicht iſt mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein ſolches Studium einzuflechten, das ſo lange beſchäftigt und ſo wenig nutzt.

Er. Und was ſoll ſie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich. Vernünftig denken, wenn's möglich iſt — eine ſeltene Sache bei Männern und noch ſeltener bei Weibern!

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt ſie hübſch, unterhaltend, kokett ſeyn.

Ich. Keineswegs! Die Natur war ſtiefmütterlich genug gegen ſie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele; und ich ſollte ſie den Mühſeligkeiten des Lebens ausſetzen, eben als wenn ſie derb

gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie das Leben mit Muth ertragen.

Er. Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und gereizte Nerven haben, wie die andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und kokett ist! Wie? keinen Tanz?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, sich vortheilhaft darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Gesang?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um gut auszusprechen.

Er. Keine Musik?

Ich. Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt . . .

Ich. Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt, wie die unsrige, sind. Was sage ich unnütz? vielleicht gefährlich. Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe, muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß!

Er. Ah, da sind wir wieder! Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Possen, lieber Herr, Possen! Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hätten ihr Leben verwendet sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen seyn, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Classische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sey, die Elemente zu lehren? Nach dreißig oder vierzig

Jahren Uebung iſt mein Onkel die erſte Dämmerung muſikaliſcher Theorie gewahr worden.

Ich. O Narr! Erznarr! rief ich aus: wie iſt es möglich, daß in deinem garſtigen Kopf ſo richtige Gedanken vermiſcht mit ſo viel Tollheit ſich finden?

Er. Wer Teufel kann das wiſſen? Wirft ſie ein Zufall hinein, ſo bleiben ſie drin. So viel iſt gewiß, wenn man nicht alles weiß, ſo weiß man nichts recht. Man verſteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andere herkommt, wohin dieſe oder jene geordnet ſeyn will, welche vorausgehen oder folgen ſoll? Unterrichtet man gut ohne Methode? Und die Methode, woher kommt ſie? Seht, lieber Philoſoph, mir iſt, als wenn die Phyſik immer eine arme Wiſſenſchaft ſeyn würde, ein Tropfen Waſſer mit einer Stecknadelſpitze aus dem unendlichen Ocean geſchöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Urſachen der Erſcheinungen! Wahrhaftig es wäre beſſer gar nichts zu wiſſen, als ſo wenig ſo ſchlecht zu wiſſen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der muſikaliſchen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich. Ich denke, daß alles, was Ihr da ſagt, auffallender als gründlich iſt. Es mag gut ſeyn! Ihr unterwieſet, ſagtet Ihr, in der Begleitung und Tonſetzung?

Er. Ja.

Ich. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott! und deßwegen waren jene viel ſchlimmer, als ich, die ſich einbildeten, ſie verſtünden was. Wenigſtens verderb' ich weder das Urtheil, noch die Hände der Kinder. Kamen ſie nachher von mir zu einem guten Meiſter, ſo hatten ſie nichts zu verlernen, da ſie nichts gelernt hatten, und das war immer ſo viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie ſie's alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. Was das Wetter ſchlecht iſt! wie das Pflaſter ermüdet! Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiſelle Lemière ſollte eine Veſtalin in der neuen Oper machen: ſie iſt aber zum zweitenmal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer ſie dupliren wird? Mademoiſelle Arnoud hat ihren kleinen Grafen fahren laſſen. Man ſagt, ſie unterhandelt mit Bertin. Unterdeſſen hat ſich der kleine Graf mit dem Porzellan des Herrn von Montamy entſchädigt. Im letzten Liebhaberconcert war eine Italiänerin, die

wie ein Engel geſungen hat. Das iſt ein ſeltener Körper, der Préville. Man muß ihn in dem galanten Mercur ſehen. Die Stelle des Räthſels iſt unbezahlbar. Die arme Dumenil weiß nicht mehr was ſie ſagt, noch was ſie thut. — Friſch, Mademoiſelle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiſelle ſich gar nicht übereilt, das Buch ſucht, das ſie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich fort: Die Clairon iſt wirklich unbegreiflich. Man ſpricht von einer ſehr abgeſchmackten Heirath der Mademoiſelle — wie heißt ſie doch? — einer kleinen Creatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die ſchon ſo mancher unterhalten hatte. — Geht, Rameau! das iſt nicht möglich! — Genug, man ſagt, die Sache iſt gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt iſt. Deſto beſſer — Warum deſto beſſer? — Da giebt er uns gewiß wieder was Neckiſches zum beſten. Das iſt ſo ſeine Art, vierzehn Tage ehe er ſtirbt .... Was ſoll ich weiter ſagen? Da ſagte ich nun einiges Unanſtändige aus den Häuſern, wo ich geweſen war; denn wir ſind alle große Klätſcher. Ich ſpielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: Er iſt doch immer allerliebſt! Unterdeſſen hatte man das Notenbuch unter einem Seſſel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeſchleppt, zerkaut, zerriſſen hatte. Nun ſetzte ſich das ſchöne Kind ans Clavier, nun machte ſie erſt allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. — Nun, das geht ſo übel nicht, ſagt die Mutter — man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber ſeine Zeit mit Schwatzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, ſo iſt auch ſchon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da ſeyd, wird es aufgeſchlagen. Auch höre ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt. — Unterdeſſen, da doch was geſchehen mußte, ſo nahm ich ihr die Hände und ſetzte ſie anders. Ich that böſe, ich ſchrie: Sol, sol, sol, Mademoiſelle; es iſt ein sol. Die Mutter: Mademoiſelle, habt Ihr denn gar keine Ohren. Ich ſtehe nicht am Clavier, ich ſehe nicht in Euer Buch und fühle ſelbſt, ein sol muß es ſeyn. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, behaltet nichts was er Euch ſagt, kommt nicht vorwärts. — Nun fing ich dieſe Streiche ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und ſagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte beſſer gehen, wenn Mademoiſelle wollte, wenn ſie ein wenig ſtudirte; aber ſo ganz übel geht es doch nicht. — An Eurer Stelle hielt ich ſie

ein ganzes Jahr an einem Stücke feſt. — Was das betrifft, ſoll ſie mir nicht los, bis ſie über alle Schwierigkeiten hinaus iſt; und das dauert nicht ſo lange, als Mademoiſelle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr ſchmeichelt ihr; Ihr ſeyd zu gut. Das iſt von der Lection das einzige, was ſie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie ſie der Tanzmeiſter gelehrt hatte. Ich ſteckte es in meine Taſche und die Mutter ſagte: Recht ſchön, Mademoiſelle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudiren. Ich ſchwatzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verſchwand ich. Und das hieß man damals eine Lection in der Begleitung.

Ich. Und heut zu Tage iſt es denn anders?

Er. Bei Gott! das ſollt' ich denken. Ich komme, bin ernſthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, verſuche die Taſten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, ſo ſchreie ich als wenn man mir einen Thaler ſtähle. In einer Stunde muß ich da und dort ſeyn, in zwei Stunden bei der Herzogin ſo und ſo, Mittags bei einer ſchönen Marquiſe, und von da giebt's ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich. Und indeſſen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das iſt wahr!

Ich. Und wozu alle dieſe kleinen niederträchtigen Künſte?

Er. Niederträchtig? und warum, wenn's beliebt? In meinem Stand ſind ſie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie jedermann. Ich habe ſie nicht erfunden, und ich wäre ſehr wunderlich und ungeſchickt mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewiſſe allgemeine Grundſätze anführen werdet von einer gewiſſen Moral, die ſie alle im Munde haben und niemand ausübt. Da mag ſich denn finden, daß Schwarz Weiß, und Weiß Schwarz iſt. Aber, Herr Philoſoph, wenn es ein allgemeines Gewiſſen giebt, wie eine allgemeine Grammatik, ſo giebt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt ſie, denke ich, Ihr Gelehrten — und nun, ſo helft mir doch! —.

Ich. Idiotismen.

Er. Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewiſſen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ich. Richtig! Fontenelle ſpricht gut, ſchreibt gut, und ſein Styl wimmelt von franzöſiſchen Idiotismen.

Er. Und der Fürſt, der Miniſter, der Financier, die Magiſtratsperſonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Bankier, der Handwerker, der Singmeiſter, der Tanzmeiſter ſind ſehr rechtſchaffene Leute, wenn ſich gleich ihr Betragen auf mehreren Punkten von dem allgemeinen Gewiſſen entfernt und voll moraliſcher Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten ſind, um ſo viel vermehren ſich die Idiotismen. Was der Menſch werth iſt, iſt ſein Handwerk werth, und wechſelſeitig am Ende was das Handwerk taugt, taugt der Menſch. Und ſo ſucht man denn das Handwerk ſo viel als möglich geltend zu machen.

Ich. So viel ich merken kann, ſoll alle das Redegeflechte nur ſagen, ſelten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute ſind bei ihrem Handwerk.

Er. Gut! die giebt's nicht. Aber dagegen giebt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkſtatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, ſtreng ihre Pflichten erfüllend, ernſt, oder was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkſtätten ihre Handwerke treibend, von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch ſind ſie die einzigen, die reich werden und die man ſchätzt.

Ich. Der Idiotismen willen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verſtanden. Alſo der Idiotismus faſt aller Stände, denn es giebt ihrer, die allen Ländern gemein ſind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten giebt; genug, ein allgemeiner Idiotismus iſt, ſich ſo viel Kunden zu verſchaffen als möglich, eine gemeinſame Albernheit iſt's, zu glauben, daß der Geſchickteſte die meiſten habe. Das ſind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewiſſen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Credit; nichts an ſich, aber die Meinung macht es zu was. Sonſt ſagte man: Guter Ruf iſt goldenen Gürtel werth. Indeſſen nicht immer hat der einen goldenen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das iſt heut zu Tage gewiß, wer den goldenen Gürtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich iſt, den Ruf und den Gürtel haben. Das iſt mein Zweck, wenn ich mich geltend

mache, und zwar durch das, was Ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunſtgriffe ſcheltet. Ich gebe meine Stunde, gebe ſie gut; das iſt die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich. Und Euern Unterricht gebt Ihr gut?

Er. Ja, nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Onkels hat das alles ſehr vereinfacht. Sonſt ſtahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich ſtahl's, das iſt ausgemacht. Jetzt verdiene ich's wenigſtens ſo gut als ein anderer.

Ich. Und Ihr ſtahlt es ohne Gewiſſensbiſſe?

Er. Was das betrifft, man ſagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, ſo lacht der Teufel dazu. Die Eltern ſtrotzten von ungeheurem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Bankiers, Mäkler. Ich und viele andere, die ſie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererſtattens. In der Natur freſſen ſich alle Gattungen, alle Stände freſſen ſich in der Geſellſchaft; wir ſtrafen einer den andern, ohne daß das Geſetz ſich drein miſche. Die Deschamps ſonſt, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezierer, die Wäſcherin, der Gauner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indeſſen iſt's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne jemand verkürzt zu haben; und das geſchieht ihm Recht, und daran ſeht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewiſſen, alle dieſe moraliſchen Idiotismen, über die man ſo viel Lärm macht und ſie Schelmſtreiche nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Euern bewundere ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewiſſens und der Ehre iſt ſehr ſchwach, wenn die Eingeweide ſchreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wieder erſtatten, und ich bin feſt entſchloſſen, wieder zu erſtatten, auf alle mögliche Weiſe, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnt auch ſo was.

Ich. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er. Machen wollt' ich's, wie alle glücklichen Bettler: der insolenteste Schuft wollt' ich seyn, den man jemals gesehen hätte. Erinnern würde ich mich an alles, was sie mir Leids gethan, und ich wollt' ihnen die schlechte Behandlung redlich wieder erstatten. Ich mag gern befehlen, und befehlen werd' ich. Ich will gelobt seyn, und man wird mich loben. Das sämmtliche Klatschpack will ich im Sold haben, und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. Frisch, ihr Schurken, man unterhalte mich! und man wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute! und man wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch giebt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns butzen, wenn wir betrunken sind, wir wollen uns betrinken und Mährchen erfinden; an allerlei Schiefheiten und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich seyn! Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sey; daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen declamire; daß Montesquieu nur ein schöner Geist sey; d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik, und gehen solchen kleinen Catonen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr ein Bettler seyd. Ihr würdet, merk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, Euch selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr spottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsere Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe was ich Euch so eben vertraute. So viel ist aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seyd ihr nun, ihr andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sey für alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt eine gewisse romanhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack. Diese Grillen verziert ihr mit dem Namen der Tugend; ihr nennt es Philosophie: aber die Tugend, die

Philoſophie, ſind ſie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es wie er will; aber denkt Euch, die Welt wäre weiſe und philoſophiſch geſinnt, geſteht nur, verteufelt traurig würde ſie ſeyn. Leben ſoll mir dagegen Salomons Philoſophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köſtliche Speiſen zu ſchlucken, hübſche Weiber zu beſitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens iſt alles eitel.

Ich. Wie? ſein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es giebt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern ſehe ich nur Tyrannen und Sklaven.

Ich. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, ſollte man ſie in Undankbare verwandeln? Beſeht's genau, und Ihr werdet finden, faſt immer iſt's Undank, was man für geleiſtete Dienſte gewinnt. Die Dankbarkeit iſt eine Laſt, und jede Laſt mag man gern abwerfen.

Ich. Ein Amt haben und deſſen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Beſtimmung oder nicht, wenn man nur reich iſt; denn man übernimmt doch nur ein Geſchäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eiferſucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf ſolche Weiſe vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen ſehen, ihren Geſchmack ausforſchen, ihren Phantaſien nachhelfen, ihren Laſtern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das iſt das Geheimniß.

Ich. Um die Erziehung ſeiner Kinder beſorgt ſeyn?

Er. Eitelkeit! Das iſt die Sache des Lehrers.

Ich. Aber wenn der Lehrer nach Euern eigenen Grundſätzen ſeine Pflichten verſäumt, wer wird alsdann geſtraft?

Er. Ich doch wohl nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich. Aber wenn ſie ſich ins liederliche Leben, ins Laſter ſtürzen?

Er. Das iſt ſtandesmäßig.

Ich. Wenn ſie ſich entehren?

Er. Man mag ſich ſtellen wie man will, man entehrt ſich nicht, wenn man reich iſt.

Ich. Wenn ſie ſich zu Grunde richten?

Er. Deſto ſchlimmer für ſie.

Ja. Und wenn Ihr Euch nicht um den Betrugen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er. Verzeiht, es ist manchmal schwer Geld zu finden, und dann ist es klug sich von weitem umzusehen.

Ja. Und um eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt. Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer das zu thun, was ihr ansteht. Doch geschähe im Ganzen, was Ihr wünscht, so würde die Gesellschaft sehr langweilig seyn, wenn jeder nur darin an sich und sein Gewerk dächte.

Ja. Warum nicht? Der Abend ist niemals schöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Für mich gleichfalls.

Ja. Was die Weltleute so delicat in ihrem Zeitvertreib macht, das ist ihr tiefer Müßiggang.

Er. Glaubt's nicht. Sie machen sich viel zu schaffen.

Ja. Da sie niemals müde werden, so erholen sie sich niemals.

Er. Glaubt's nicht. Sie sind immer außer Athem.

Ja. Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Desto besser. Das Bedürfniß ist immer beschwerlich.

Ja. Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich, und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde ihnen einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück nur den Theil kennen, der sich am schnellsten abstumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib besitzen, sie umfassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wollust aus ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freude vergehen; manchmal mißfällt mir nicht ein lustiger Abend mit Freunden, selbst ein ausgelassener: aber ich kann Euch nicht verhalten, mir ist's unendlich süßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weisen Rath gegeben, ein angenehmes Buch gelesen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geschrieben und der Geliebten zärtliche, sanfte

Dinge geſagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich alles hingäbe, was ich beſitze. Mahomet iſt ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wieder hergeſtellt haben. Einer meiner Bekannten hatte ſich nach Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborener Sohn aus einem Lande, wo das Herkommen alles Vermögen dem älteſten zuſpricht. Dort vernimmt er, daß ſein Erſtgeborener, ein verzogener Sohn, ſeinen zu nachgiebigen Eltern alle Beſitzungen entzogen, ſie aus ihrem Schloſſe verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzſtadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieſer Nachgeborene, der, in ſeiner Jugend hart von den Eltern gehalten, ſein Glück in der Ferne geſucht hatte? Er ſchickt ihnen Hülfe, er eilt ſeine Geſchäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet ſeine Schweſtern. Ach, mein lieber Rameau, dieſen Theil ſeines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichſten! Mit Thränen im Auge ſprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt ſich das Herz vor Freude, und das Vergnügen verſagt mir die Stimme.

Er. Ihr ſeyd wunderliche Weſen!

Ich. Ihr ſeyd bedauernswerthe Weſen, wenn Ihr nicht begreift, daß man ſich über das Schickſal erheben kann, und daß es unmöglich iſt, unglücklich zu ſeyn unter dem Schutze zwei ſo ſchöner Handlungen.

Er. Das iſt eine Art Glückſeligkeit, mit der ich mich ſchwerlich befreunden könnte; denn man findet ſie ſelten. So meint Ihr denn alſo wirklich, man müßte rechtſchaffen ſeyn?

Ich. Um glücklich zu ſeyn, gewiß!

Er. Indeſſen ſehe ich unendlich viel rechtſchaffene Leute, die nicht glücklich ſind, und unendlich viel Leute, die glücklich ſind, ohne rechtſchaffen zu ſeyn.

Ich. Das ſcheint Euch nur ſo.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachteſſen, als weil ich einen Augenblick Menſchenverſtand und Offenheit zeigte!

Ich. Keineswegs, ſondern weil Ihr ſie nicht immer hattet, weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man ſich vor allen Dingen einrichten ſollte unabhängig von Knechtſchaft zu ſeyn.

Er. Unabhängig oder nicht, meine Einrichtung iſt wenigſtens die bequemſte.

Ich. Aber nicht die ſicherſte, die ehrenvollſte.

Er. Aber die paſſendſte für meinen Charakter eines Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen!

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laſter, die mir natürlich ſind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anſtrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zuſammentreffen, die nach dem Geſchmack meiner Beſchützer ſind; übereinſtimmender mit ihren kleinen beſondern Bedürfniſſen, als unbequeme Tugenden, die ſie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die ſchätzbarſten Eigenſchaften, über deren Werth ich nicht ſtreiten will, aber die ich nur mit Anſtrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts; denn darf wohl ein Bettler wie ich, der ſein Leben von reichen Leuten hat, ihnen ſolch einen Sittenſpiegel beſtändig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt ſie, man flieht ſie, man läßt ſie frieren, und in dieſer Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelſte Laune haben: denn warum ſind die Frommen, die Andächtigen ſo hart, ſo widerlich, ſo ungeſellig? Sie haben ſich zu leiſten auferlegt, was ihnen nicht natürlich iſt. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man andere leiden. Das iſt weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich ſeyn, ungezwungen, neckiſch, närriſch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht iſt unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung iſt nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und ſie wollen lachen. Nun ſeht die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und alſo muß ich ein Thor, ich muß lächerlich ſeyn. Und hätte mich die Natur nicht ſo geſchaffen, ſo müßte ich kurz und gut ſo ſcheinen. Glücklicherweiſe brauche ich kein Heuchler zu ſeyn. Es giebt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die ſich ſelbſt belügen. Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der ſeinen Hut aufs Ohr drückt, die Naſe in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter anſieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel ſchlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern

ſcheint, was thut er? Alles was er kann, um ſich zu überreden, daß er herzhaft iſt; aber feig iſt er. Bietet ihm einen Naſenſtüber an, er wird ihn ſanftmüthig empfangen. Soll er ſeinen Ton herabſtimmen, ſo erhebt den Eurigen, zeigt ihm Euern Stock, oder gebt ihm einen Tritt in H.....! Ganz erſtaunt ſich ſo feig zu finden, wird er Euch fragen, wer's Euch geſteckt hat, woher Ihr es wiſſen könnt, daß er eine Memme ſey; denn im Augenblick vorher war es ihm ſelbſt noch unbekannt. Durch eine lang gewohnte Nachäffung muthvollen Betragens hatte er ſich ſelbſt überzeugt: er machte ſo lange die Gebärden, daß er glaubte die Sache zu haben. Und jene Frau, die ſich kaſteit, Gefängniſſe beſucht, allen wohlthätigen Geſellſchaften beiwohnt, mit geſenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade anſehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne beſorgt: brennt ihr Herz deßhalb weniger? entwiſchen ihr nicht Seufzer? entzündet ſich nicht ihr Temperament? iſt ſie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltſam verführeriſchen Bildern ergriffen? Und nun wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette ſpringt, um einer Gebieterin Hülfe zu leiſten, die gefährlich krank ſcheint. O, gute Juſtine, lege dich wieder zu Bette, dich rief ſie nicht in ihrem Wahnſinn. Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müſſiggang zu verachten, zu catoniſiren, was wäre er? ein Heuchler. Rameau ſey was er iſt, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der ſein Krüſtchen Brod allein verzehrt oder in Geſellſchaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückſeligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich ſehe, mein Freund, Ihr wißt nicht was es iſt, und ſeyd nicht einmal im Stande es kennen zu lernen.

Er. Deſto beſſer für uns, deſto beſſer! Ich ſtürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Reue.

Ich. So rath' ich Euch denn, ein- für allemal, geſchwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch ſo ungeſchickt habt verjagen laſſen.

Er. Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im Figürlichen ein wenig zuwider iſt?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl

wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde herunterſteigen ... Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die ſeinige. Ich will die meine vergeſſen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir ſagen: krieche! und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern beide ſo fort, wenn man uns gehen läßt; aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten und ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem confuſen Zuſtande, von dem die Rede iſt. Denkt Euch eine melancholiſche, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefreſſen, den weiten Schlafrock zwei- oder dreimal umhergeſchlagen, einen Mann, der ſich ſelbſt mißfällt, dem alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte, wenn man ſich Körper und Geiſt auf hundert verſchiedene Weiſen verrenkte, der mit Kälte die neckiſchen Geſichter betrachtet, die ich ſchneide, und die noch neckiſcheren Sprünge meines Witzes! Denn, unter uns, der Pater Noel, der häßliche Benedictiner, ſo berühmt wegen ſeiner Grimaſſen, iſt ungeachtet ſeines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um meine Tollhauserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift, was eine ſolche Ungewißheit dem Talente hinderlich iſt! Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze geſteckt, die ihm die Augen überſchattet, ſieht völlig aus wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Seſſel herunterhinge. Man paßt, der Faden ſolle gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade ſich öffnet, ſo buchſtabirt ſie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt und alle Eure Affereien ſeyen verloren. Dieſes Wort iſt eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es iſt geſprochen, die Muſcularfeder ſpannt ſich ab, und die Maſchine ſchließt ſich. (Nun machte er ſeinen Mann nach. Er hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbraunen, die Augen halb geſchloſſen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend wie ein Automat. Er ſagte:) Ja, Mademoiſelle, Sie haben Recht! das muß mit Feinheit behandelt werden! Und ſo entſcheidet unſer Mann, entſcheidet

immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Putztisch, bei Tafel, beim Kaffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendessen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron. Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig thut, der man wohl sagen möchte, sie sey hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da einige Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Bouvillon nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item sie will Witz haben; item man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als jemand; item das weiß nichts, und das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidung beklatschen, mit Händen und Füßen Beifall geben, vor Behagen aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ach, wie ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? Ohne Studium, einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben! Das gränzt ans Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei! — und mehr solche Albernheiten. Dann vor Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blitz gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Elende, der zwei- oder dreimal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann. Was soll man aber von andern denken, von solchen wie Palissot, Fréron, Poinsinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Borborygmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich. Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er. Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser; denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungriger und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamme ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab. (Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses

Eingeweides zu geben, fing er an ſo gewaltig zu huſten, daß die Gläſer des Kaffeezimmers zitterten, und die Schachſpieler die Aufmerkſamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich. Aber wozu ſoll das Talent?

Er. Rathet ihr's nicht?

Ich. Nein! ich bin ein wenig beſchränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang ſeyn, den Sieg ungewiß. Ich ſtehe auf, entfalte meinen Donner und ſage: Die Sache verhält ſich völlig wie Mademoiſelle behauptet! Das heißt urtheilen! Hundert von unſern ſchönen Geiſtern ſollen es beſſer machen. Der Ausdruck iſt genialiſch. Aber man muß nicht immer auf gleiche Weiſe Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeſchmackt. Dieß läßt ſich nur durch Urtheilskraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß dieſe mächtigen und abſchließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wiſſen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn zum Beiſpiel die Meinungen getheilt ſind, wenn der Streit ſich bis zum höchſten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man ſich nicht mehr verſteht, wenn alle zuſammenreden, ſo muß man ſich beſonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillſchweigen vorbereitet haben und dann ſchnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand verſteht dieſe Kunſt beſſer als ich; aber wo ich überraſche, das iſt im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite; eine unendliche Menge Beifallsmienen beſitze ich. Bald bringe ich die Naſe, den Mund, die Stirn, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art den Rückgrat zu drehen, die Achſeln auf und ab zu zucken, die Finger auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu ſchließen, und mich ſo verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine engliſche und göttliche Stimme vernommen. Das iſt es, was ſchmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieſer letzten Stellung einſeht; aber niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, ſeht her!

Ich. Das iſt wahr, es iſt einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn giebt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich. Nein! man muß geſtehen, Ihr habt das Talent Narren zu machen und ſich zu erniedrigen ſo weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen, alle ſo viel ihrer ſind, dahin gelangen ſie nicht. Der beſte unter ihnen, zum Beiſpiel Paliſſot, wird höchſtens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine ſolche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet ſich über die Dummheit derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewiſſen Anzahl Entdeckungen iſt man genöthigt ſich zu wiederholen. Geiſt und Kunſt haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen ſeltenen Geiſtern erweitert ſich die Laufbahn, indem ſie vorwärts ſchreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug ſehen, der mir, ja mir ſelbſt, von ihm den höchſten Begriff giebt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückſeligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Verſailles ſind Dinge, die mich beſtürzen, erniedrigen; das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie? im Ernſte; Euch iſt nicht bekannt, wie es dieſer außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von ſich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir iſt's nicht bekannt.

Er. Deſto beſſer. Das iſt eins der ſchönſten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erſtaunt und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfſinn, laßt ſehen, was Ihr an ſeiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Bouret von ſeinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das ſeltſame Kleid des Miniſters das kleine Thier erſchreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um dieſe Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienſt der Auflöſung genugſam zu ſchätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichteſten Dinge dieſer Art mich in Verwirrung ſetzen würden.

Er. Hört (ſagte er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achſel gab; denn er iſt zudringlich), hört und bewundert! Er läßt ſich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Geſicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er ſeinen Hund, ſtreichelt ihn, giebt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Decoration.

Es iſt nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret iſt's, der ſeinen Hund ruft und peitſcht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgeſetzter Uebung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpächter fliehen, und ſich zu Bouret dem Siegelbewahrer geſellen. Aber ich bin zu gut, Ihr ſeyd ein Ungläubiger, der nicht verdient die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Deſſenungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaſter! das wird Euch ſolche Dinge erzählen; und benutzt den Umſtand, der uns zuſammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die niemand weiß als ich.

Ich. Ihr habt Recht!

Er. Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergeſſen. Sich eine Maske, die ihm gleicht, zu verſchaffen! Die Maske beſonders dreht mir den Kopf um. Auch ſteht dieſer Mann in der größten Achtung, auch beſitzt er Millionen. Es giebt Ludwigskreuze, die das Brod nicht haben: was laufen ſie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden ſich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr iſt und niemals ohne Belohnung? Das heißt man, ſich ums Große bemühen. Dieſe Muſter nehmen einem den Muth; man bedauert ſich ſelbſt und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber, mit dieſem Enthuſiasmus für die ſchönen Erfindungen, mit dieſer Gewandtheit des Genius, habt Ihr denn nichts erfunden?

Er. Verzeiht! Zum Beiſpiel die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch ſprach, die ſehe ich als mein eigen an, ob ſie mir gleich durch Neider könnte ſtreitig gemacht werden. Man mag ſie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem ſie ſey, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunſtgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es dieſe merkt, ja ſogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren Liebesbriefe zuzuſtecken verachtete. Ich habe zehn Mittel mir ſie entreißen zu laſſen, und unter dieſen Mitteln giebt's manche neue, darf ich mir ſchmeicheln. Beſonders beſitze ich das Talent, junge ſchüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe manchen angebracht, der weder Geiſt

noch Gestalt hatte. Wäre das alles geschrieben, ich glaube, man würde mir wohl Genie zugestehen.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle würf' ich das alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsarn, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder, den Cardinal, und seinen Secretär, den Abbé Trublet — und Bouret! Wer hat Bouret Lection gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltenen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sey?

Ich. Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten.

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit des Publicums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; des Publicums, das die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magerer, zugestutzter, studirter, schwerfälliger ist als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knaul nimmt ein wenig zu; aber was thut's? haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? Freilich wenig Gefühl, einen Gang der nicht leicht ist, doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindungen betrifft, da ist keine, der wir nachgeben.

Ich. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufelsempfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der

mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, ſie hat Gefühl. Und iſt's nicht gerade das, ſo iſt's etwas von der Art. Seht nur, wenn wir böſer Laune ſind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wiſſen, die ſich einigermaßen vom ſchuldigen Reſpect entfernen. Das iſt ein kleiner Teufel, ſage ich, ganz voll Gefühl und würde . . . Nun! wie ſieht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr ſeyd? Nicht wahr?

Ich. Laßt mich bekennen, ich unterſcheide nicht, ob Ihr redlicher oder boshafter Weiſe redet. Ich bin ein gerader Mann: ſeyd ſo gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunſt bei Seite!

Er. So ſprechen wir von der kleinen Hus, von der Dangeville und der Clairon, hie und da mit einigen Worten gemiſcht, die anreizen. Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm! Nur ein dummer Teufel oder ein äußerſt verliebter Menſch könnte im Ernſt ſo viel Albernheiten vorbringen.

Ich. Und wie entſchließt man ſich ſie zu ſagen?

Er. Das macht ſich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. **Ingenii largitor venter.**

Ich. Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er. Das iſt möglich. Indeſſen ſo ſtark Euch das auch ſcheinen mag, jene ſind mehr gewohnt dergleichen zu hören, als wir es zu ſagen.

Ich. Iſt denn einer, der ſich unterſteht Eurer Meinung zu ſeyn?

Er. Was heißt Ihr einer? Das iſt die Geſinnung, die Sprache der ganzen Geſellſchaft.

Ich. Die muß alſo aus Taugenichtſen und aus Dummköpfen beſtehen.

Er. Dummköpfen? Ich ſchwör' Euch, es iſt nur einer darunter, und zwar jener, der uns gaſtirt, damit wir ihn zum beſten haben ſollen.

Ich. Wie dürft Ihr es aber ſo grob machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon ſind entſchieden.

Er. Man ſchlingt die Lüge, die uns ſchmeichelt, in vollen Zügen hinab, und koſtet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter iſt. Und dann haben wir auch ſo durchdrungene Mienen, ein ſo wahrhaftes Anſehen.

Ich. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt seyn, von solchen die verletzen; denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich? Keineswegs. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen hab' ich den Geist rund wie eine Kugel, und den Charakter frisch, wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist wahr zu seyn, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde falsch zu seyn. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen: vernünftig, desto besser; ungehörig, man merkt nicht darauf. Ich spreche frei vor mich hin: ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

Ich. Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet, und die für Euch so viel Güte hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut; das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichste, ausgesuchteste Gesellschaft; es ist eine Schule der Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten, die fallen, wir raffen sie auf. Wir hatten Palissot nach seiner Zara, Bret nach dem Faux généreux, alle verschrienen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht liest, alle ausgepfiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verschämter Armen, platte Schmarotzer, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtsamen Haufens. Das erstemal, wenn sie sich zeigen, muntere ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerissene junge Leute, die nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schelme, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heißhungeriger, Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger alles was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Bertin, Mésenge und Villemorin; dann giebt es erst einen schönen Lärm

im Thiergarten. Niemals ſah man ſo viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Beſtien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geiſt, wenn er nicht ſo abgeſchmackt iſt wie wir. Und ſo iſt der Plan des Schauſpiels: Die Philoſophen, erfunden worden. Die Scene des Büchertrödlers habe ich ſelbſt geliefert, nach Anlaß der Rockentheologie, und Ihr ſeyd nicht mehr geſchont als ein anderer.

Ich. Deſto beſſer! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre, als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn ſie, die ſo viel Uebels von geſchickten und ehrlichen Leuten ſprechen, ſich einfallen ließen von mir Gutes zu reden.

Er. Wir ſind viele und jeder muß ſeine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert ſind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wiſſenſchaft und Tugend angreifen um zu leben, das iſt ſehr theures Brod.

Er. Ich ſagt es Euch ſchon, wir ſind ohne Conſequenz. Wir läſtern alle Menſchen und betrüben niemand. Manchmal findet ſich auch bei uns der ſchwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé iſt nur boshaft vor Tafel: nach dem Caffee wirft er ſich in einen Seſſel, die Füße gegen den Kaminſockel geſtemmt; da ſchläft er ein, wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltſam, dann gähnt er, dehnt ſich, reibt die Augen und ſagt: Nun, nun, was giebt's? — Es fragt ſich, ob Piron mehr Geiſt habe als Voltaire? — Verſtehen wir uns, Geiſt ſagt Ihr, von Geſchmack iſt nicht die Rede. Denn vom Geſchmack ahnt Piron nicht das mindeſte. — Nicht das mindeſte? — Nein... Und nun geht eine Abhandlung über den Geſchmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre, denn auf Geſchmack glaubt er ſich beſonders zu verſtehen. Der Geſchmack, ſagt er... der Geſchmack iſt ein Ding... Fürwahr, ich weiß nicht für welch ein Ding er es ausgab; er wußte es ſelbſt nicht. Manchmal haben wir Freund Robbé: der tiſcht uns ſeine cyniſchen Mährchen auf von convulſionären Wundern, wovon er Augenzeuge war, manchmal auch einen Geſang ſeines Gedichtes über einen Gegenſtand, den er gründlich kennt. Ich haſſe ſeine Verſe, aber ich hör' ihn gern leſen; er hat das Anſehen eines Beſeſſenen; alle ſchreien

um ihn her: Das heißt doch ein Poet! Unter uns, dieſe Poeſie iſt nichts als ein Charivari von allerlei confuſen Klängen, ein barbariſches Tongemiſch der Erbauer des babyloniſchen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinſelgeſicht von plattem und dummem Anſehen, der aber Verſtand wie ein Teufel hat, und boshafter iſt als ein alter Affe. Es iſt eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Naſenſtübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menſchen geſchaffen hat, die nach der Geſichtsbildung urtheilen, und die ihre Erfahrung hätte belehren ſollen, daß es eben ſo leicht iſt, ein Mann von Geiſt zu ſeyn, und das Anſehen eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geiſtreichen Phyſiognomie zu verbergen. Es iſt eine gemeine Niederträchtigkeit, andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf dieſen. Dieß iſt eine Falle, die wir dem Neuankommenden legen, und ich habe faſt niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre. (Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieſes Narren über Menſchen und Charaktere, und gab es ihm zu verſtehen.) Aus der ſchlechten Geſellſchaft, antwortete er mir, läßt ſich Vortheil ziehen, wie aus der Liederlichkeit. Hier entſchädigt uns der Verluſt der Vorurtheile wegen des Verluſtes der Unſchuld; in der Geſellſchaft der Böſen, wo das Laſter ſich ohne Maske zeigt, lernt man ſie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig geleſen.

Ich. Was habt Ihr geleſen?

Er. Geleſen habe ich und leſe, und unaufhörlich leſe ich wieder Theophraſt, La Bruyère und Molière.

Ich. Das ſind vortreffliche Bücher.

Er. Sie ſind viel beſſer als man denkt; aber wer verſteht ſie zu leſen?

Ich. Jedermann, nach dem Maß ſeines Geiſtes.

Er. Faſt niemand. Könnt Ihr mir ſagen, was man darin ſucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß ſeiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Laſters.

Er. Ich aber lerne daraus alles was man thun ſoll, und alles was man nicht ſagen ſoll. Alſo wenn ich den Geizigen leſe, ſo ſage ich mir: Sey geizig, wenn du willſt; nimm dich aber in Acht, wie ein

Geiziger zu reden. Lese ich den Tartuffe, so sage ich mir: Sey ein Heuchler, wenn du willst; aber sprich nicht wie ein Heuchler! Behalte die Laster, die dir nützlich sind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die dich lächerlich machen würden. Und dich vor diesem Ton, diesen Aeußerungen zu bewahren, mußt du sie kennen. Nun haben sie dir diese Autoren vortrefflich geschildert. Ich bleibe was ich bin, aber ich handle und rede, wie sich's geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moralisten verachten. Es ist viel zu lernen, besonders bei denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es besser, insolent zu seyn, als so auszusehen. Ein so insolenter Charakter verletzt nur manchmal, ein insolentes Ansehen verletzt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sey. Ich habe hier kein anderes Verdienst, als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht, das geleistet zu haben, was andere aus Instinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles Lesen sie nicht besser macht als mich, und daß sie dazu noch lächerlich bleiben wider ihren Willen, anstatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse; denn dieselbe Kunst, die mich lehrt bei gewissen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern es glücklich erwischen. Dann erinnere ich mich an alles, was andere gesagt haben, an alles was ich gelesen habe; und dann füg' ich noch alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächst, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan, mir diese Geheimnisse zu eröffnen; sonst hätte ich glauben müssen, Ihr widersprächt Euch selber.

Er. Ich widerspreche mir nicht: denn für einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, giebt es glücklicherweise hundert, wo man sich's geben muß. Es giebt keine bessere Rolle bei den Großen, als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat jemand den Titel eines Weisen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertins und mehrerer andern, Eurer vielleicht in diesem Augenblick; vielleicht seyd Ihr der meine. Wer weise wäre, hätte keine Narren; wer einen Narren hat, ist nicht weise, und ist er nicht weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr seines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer so veränderlichen Sache, wie die Sitten

ſind, nichts abſolut, weſentlich und allgemein wahr oder falſch iſt, außer daß man ſey, was unſer Vortheil gebietet, gut oder böſe, weiſe oder närriſch, anſtändig oder lächerlich, ehrbar oder laſterhaft. Wenn zufälligerweiſe die Tugend zum Glück geführt hätte, ſo wäre ich tugendhaft geweſen oder hätte die Tugend geheuchelt wie ein anderer. Man hat mich lächerlich haben wollen, und dazu habe ich mich gebildet. Bin ich laſterhaft, ſo hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich laſterhaft ſage, ſo rede ich nur Eure Sprache; denn wenn wir uns erklären wollten, ſo wäre wohl möglich, Ihr hießet Laſter was ich Tugend nenne, und was ich Laſter nenne, Tugend. — Sie kommen auch zu uns die Autoren der komiſchen Oper, ihre Schauſpieler und Schauſpielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Motté, alles Leute von Geſchick und vorzüglichen Verdienſten. — Ach, ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: **l'Avant-coureur**, **les petites Affiches**, **l'Année littéraire**, **l'Observateur littéraire**, **le Censeur hebdomadaire**, das ganze Gezücht der Blätter.

Ich. Die **Année littéraire**, der **Observateur littéraire**? Das iſt nicht möglich, die verabſcheue ich.

Er. Das iſt wahr! aber alle Bettler verſöhnen ſich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte **Observateur littéraire**, daß der Teufel ihn und ſeine Blätter geholt hätte! Das iſt der Hund, der kleine geizige Prieſter, der ſtinkende Wucherer, der Urſache iſt an meinem Unglück. Geſtern erſchien er zum erſtenmal an unſerm Horizont, zur Stunde, die uns alle aus unſern Löchern treibt, zur Stunde des Mittageſſens. Glücklich, wenn es ſchlechtes Wetter iſt, glücklich derjenige unter uns, der ein Vierundzwanzigſousſtück in ſeiner Taſche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da ſpottet man wohl über ſeinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat ſchmutzig und bis auf die Knochen genetzt erſcheint, und kömmt Abends doch wohl ſelbſt eben ſo zugerichtet in ſeine Wohnung zurück. Ja, es war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unſerer Thüre hatte. Sie ſtanden auf Rechnung mit einander: der Gläubiger wollte bezahlt ſeyn, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinauf, ohne durch jenes Hände gegangen zu ſeyn. Es wird aufgetragen: man erzeigt dem Abbé die Ehre ihn obenan zu ſetzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, ſagte ich, Abbé, Ihr präſidirt? Das iſt gut für heute; aber morgen, wenn's

Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und ſo immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Paliſſot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich ſtationär werdet neben mir armen, platten Schuft euresgleichen, che siedo sempre come un maestoso c—o fra duoi c—i.

Der Abbé, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu; auch Mademoiſelle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle, die neben ihm zur Rechten und zur Linken ſaßen, oder die er um einen Kerbſchnitt heruntergedrängt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böſe wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein geweſen wären. Rameau, Ihr ſeyd ein impertinenter Burſche! — Ich weiß es: denn auf dieſe Bedingung habt Ihr mich aufgenommen. — Ein Schuft! — Wie ein anderer. — Ein Bettler! — Wäre ich ſonſt hier? — Ich werde Euch hinauswerfen laſſen. — Nach Tiſche werde ich von ſelbſt gehen. — Das rath' ich Euch! — Man ſpeiste und ich verlor keinen Biſſen. Nachdem ich gut gegeſſen und reichlich getrunken hatte — denn im Ganzen wäre es nicht mehr, noch weniger geweſen; Messer Gaster iſt eine Perſon, mit der ich niemals getrotzt habe — jetzt entſchloß ich mich, und ſchickte mich an zum Weggehen; denn ich hatte doch in Gegenwart von ſo vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu ſuchen, wo ſie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde ſich abermals in Schimpfwörtern auslaſſen, jemand würde als Mittelsperſon auftreten und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder verſöhnen. Ich drehte mich und drückte mich; denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düſterer und ſchwärzer als Apoll beim Homer, da er ſeine Pfeile unter das Heer der Griechen ſchießt, die Mütze noch einmal ſo tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Fauſt unter dem Kinn. Mademoiſelle nahte ſich mir: Aber, Mademoiſelle, was giebts denn beſonders? War ich denn heute von mir ſelbſt verſchieden? — Ihr ſollt fort! — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und ... — Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm, und mit mir

so viele schöne Wesen als ich bin. — Frisch, kleiner Rameau, ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten! — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird sich alles geben! — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé. Abbé, sage ich, das ist alles doch sehr lächerlich; nicht wahr? Und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von Einer Seite entschuldigt; nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von anderer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete. Mein Herr, hier ist der Narr... — Schon zu lange ist er mir beschwerlich; ich will nichts mehr von ihm wissen! — Man ist erzürnt... — Ja sehr erzürnt! — Das soll nicht mehr begegnen! — Beim ersten Schuft... — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammethandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug, es war schlimmer als vorher. Was Teufel! kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände giebt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trotz einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sey.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seyd, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! Ja platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er. Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sey im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sey eine Rolle, die eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde. — Und wer denn, wenn's beliebt! — Wer denn? schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit . . . — Mademoiselle Dangeville wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht. — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen. — Sie! — Ja sie, versetzte ich ein wenig beschämt, denn manchmal habe ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal wie man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer schwerfälliger Bursche, zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam, und ich unerschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publicums, das richtig urtheilt, man mag sagen was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hörte ich neben mir lispeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? . . Niemand weiß, was dazu bestimmen kann; man glaubt es sey Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er. Am Ende lernte man mich kennen und sagte: O es ist Rameau. Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Richtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war den Ton zu geben. Begegnete es mir sie zu vergessen oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Koppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir alberner Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Tatze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik und da reibe ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalben man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, jemand lästig zu seyn. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit: ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm; ich konnte mich nur gehen lassen. Nun habe ich Euch den Patron zum besten gegeben. Mademoiselle fängt an ein wenig schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Mährchen.

Ich. Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Ich. Es ist wenigstens unanständig, seine Wohlthäter lächerlich zu machen.

Er. Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben, den Begünstigten zu erniedrigen?

Ich. Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäbe es keine hübschen Mährchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Koth schleift? Entschließt man sich mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist alles gethan.

Es beſteht nun eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird, und daß wir, früher oder ſpäter, das Gute mit Böſem vergelten werden. Dieſe Uebereinkunft beſteht ſie nicht zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Affen und ſeinem Papagei? Was erhebt Lebrun für ein Geſchrei, daß Paliſſot, ſein Tiſchgenoſſe, ſein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat! Paliſſot hat Spottreime machen müſſen und Lebrun hat Unrecht. Poinſinet erhebt ein lautes Geſchrei, daß Paliſſot ihm die Reime gegen Lebrun aufbürdet. Paliſſot hat Poinſinet die Reime aufbürden müſſen, die er gegen Lebrun gemacht hat, und Poinſinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geſchrei, daß ſein Freund Paliſſot ihm ſeine Maitreſſe weggeſchnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Paliſſot nicht bei ſeiner Maitreſſe einführen ſollen, oder er mußte ſich gleich entſchließen ſie zu verlieren. Paliſſot hat ſeine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geſchrei erheben, daß Paliſſot ihn als einen ſchlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Paliſſot noch Geld ſchuldig iſt, das er ihm borgte, um ſich curiren zu laſſen, ſich zu nähren, ſich zu kleiden. Sollte ſich der Wohlthäter eine andere Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit befleckt iſt, der zum Zeitvertreib ſeinen Freund die Religion abſchwören läßt, der ſich der Güter ſeiner Geſellen bemächtigt, der weder Treue, noch Geſetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der ſeine Tage nach ſeinen Verbrechen zählt, der ſich ſelbſt auf dem Theater als einen der gefährlichſten Schelmen dargeſtellt hat — eine Unklugheit, wovon ſchwerlich ein Beiſpiel vorhanden iſt, noch ſich künftig finden wird. Nein, es iſt alſo nicht Paliſſot, es iſt Helvetius, der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burſchen aus der Provinz in den Thiergarten von Verſailles bringt, und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter zum Tiger oder Panther hineinſtreckt, und der Burſche ſeinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles iſt im ſtillſchweigenden Vertrag enthalten. Deſto ſchlimmer für den, der ihn nicht kennt oder vergißt. — Wie viele Menſchen laſſen ſich nicht durch dieſen allgemeinen und heiligen Vertrag entſchuldigen, die man der Bosheit anklagt, indeſſen daß man nur ſich der Dummheit anklagen ſollte. Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her ſolches Volk verſammelt, das man in Eurer Sprache Especes nennt. Wenn dieſe

Especes Euch Schlechtigkeiten begehen, und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten, und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, so thun die Rechtlichen was sie sollen und die Especes auch, Ihr aber habt Unrecht sie aufzunehmen. Lebte Bertin ruhig und still mit seiner Geliebten, hätten sie sich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekanntschaften erworben, hätten sie um sich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten sie einer kleinen erlesenen und erleuchteten Gesellschaft die Stunden aufbewahrt, die sie der Süßigkeit zusammen zu seyn, sich zu lieben und sich's im stillen zu sagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß man gute oder schlimme Mährchen auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt Gerechtigkeit zu üben an den Mésenges und Bertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, weggeworfener und niedriger Charaktere erwarten, sind denn die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es giebt zwei Generalprocuratoren, einer der Euch auspaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft; die Natur ist der andere: diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entwischen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wassersüchtig. Seyd Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungensüchtig. Oeffnet Eure Thüre dem Lumpengesindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepfiffen und verachtet seyn. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbessere sich, oder man bleibe was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Ich. Ihr habt Recht!

Er. Uebrigens, was die bösen Mährchen betrifft, ich erfinde keines. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie sagen vor einiger Zeit ... (Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern ein scandalöses Mährchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Ich. Ihr seyd ein Polisson. Laßt uns von was anderem reden. Seitdem wir schwätzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich. Weil ich fürchtete zudringlich zu seyn.

Er. Nach dem was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Ich. Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er. Keineswegs. Ich bin in Euern Augen ein sehr verworfenes Wesen, ich bin es auch in den meinigen; aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deßhalb tadle. Ihr seyd beständiger in Eurer Verachtung.

Ich. Es ist wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kanntet Ihr doch schon einen guten Theil, und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberrest bekannte.

Ich. Und wie das, wenn's beliebt?

Er. Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu seyn, so ist es besonders im Bösen. Man spuckt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Ich. Aber diese schätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr bösartig von Natur oder durch Bemühung seyd, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt Recht haben, aber ich habe mein Bestes gethan. Bin ich nicht bescheiden genug vollkommenere Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich. Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr?

Er. Nein!

Ich. Also Palissot.

Er. Freilich Palissot, aber nicht Palissot allein.

Ich. Und wer kann wohl werth seyn, die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

Ich. Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören, aber es muß ein erstaunlicher Mann seyn.

Er. Das ist er auch.

Ich. Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessirt.

Er. Ich glaube es wohl. Dieser lebte bei einem guten redlichen Abkömmling Abrahams, deren dem Vater der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Ich. Bei einem Juden.

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen dergestalt auf unsere Wohlthaten, daß wir selten unser Geheimniß dem verschweigen, den wir mit Güte überfüllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft seyn zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deßhalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu bilden vermochte. Einige Monate gingen vorbei und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein besserer Freund in allen Stämmen Israels zu suchen sey . . . Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen. Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt; zu viel Lebhaftigkeit konnte das Project zerstören, denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich. Ich erlasse Euch Eure Betrachtungen; fahrt in der Geschichte fort.

Er. Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Ich. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir nicht zu: auf was sinnt Ihr?

Ich. Ich sinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr sprecht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit haben? — Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochener Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd. — Was habt Ihr? — Wir sind verloren! — Verloren und wie? —

Verloren, ſage ich, verloren ohne Rettung! — Erklärt Euch! — Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole! — So erholt Euch, ſagte der Jude, anſtatt ihm zu ſagen: Du biſt ein abgefeimter Spitzbube. Ich weiß nicht, was du für Nachricht bringſt; aber du biſt ein Spitzbube, du ſpielſt den Erſchrockenen.

Ich. Und warum ſollte der Jude ſo ſagen?

Er. Weil der Renegat in ſeiner Verſtellung das Maß überſchritten hatte. Das iſt klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter! Wir ſind verloren, verloren ohne Rettung! — Fühlt Ihr nicht die Affectation dieſes wiederholten verloren? — Ein Verräther hat uns bei der Inquiſition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Seht, wie der Spitzbube nicht erröthet, ſich der verhaßteſten Ausdrücke zu bedienen! Es braucht mehr Muth, als man denkt, um ſich ſeinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es koſtet, um dahin zu gelangen!

Ich. Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er. Iſt falſch; aber ſeine Falſchheit ſcheint ſehr künſtlich. Der Jude erſchrickt, reißt ſich den Bart aus, wälzt ſich an der Erde. Er ſieht die Häſcher an ſeiner Thüre, er ſieht ſich mit dem San Benito geziert, er ſieht ſein Auto-da-fé bereitet. — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich. Die Procedur des Tribunals iſt heimlich, aber langſam; benutzt die Friſt, um alles zu verkaufen. Ich miethe oder laſſe durch einen Dritten ein Schiff miethen; ja durch einen Dritten, das wird das Beſte ſeyn. Wir bringen Euer Vermögen dahin; denn auf Euer Vermögen iſt es vorzüglich angeſehen. Und ſo wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit ſuchen, unſerm Gott zu dienen und in Sicherheit dem Geſetz Abrahams und unſeres Gewiſſens gehorchen. Das Wichtigſte in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, iſt, ja nichts Unkluges zu begehen. — Geſagt, gethan! Das Schiff iſt gemiethet, mit Lebensmitteln und Matroſen verſehen, das Vermögen des Juden iſt an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren ſie ab und können nun munter zu Nacht eſſen und ſicher ſchlafen. In der Nacht ſteht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftaſche, ſeinen Beutel, ſeine Juwelen, begiebt ſich an Bord und weg iſt er. Und Ihr denkt wohl, das iſt alles. Denkt Ihr? Ich ſehe, Ihr ſeyd der Sache

nicht gewachſen. Ich, als man mir dieſes Geſchichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich euch verſchwieg, um Euern Scharfſinn auf die Probe zu ſtellen. Ihr habt wohl gethan, ein ehrlicher Mann zu ſeyn; denn Ihr wäret nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt iſt der Renegat nichts weiter; es iſt ein verächtlicher Schuft, dem niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene ſeiner Bosheit zeigt ſich erſt darin, daß er ſelbſt ſeinen Freund, den Iſraeliten, angegeben hatte, daß die Inquiſition dieſen bei ſeinem Erwachen in Empfang nahm und nach einigen Tagen ein Luſtfeuerchen mit ihm anſtellte. Und ſo war der Renegat ruhiger Beſitzer des Vermögens dieſes verfluchten Abkömmlings derer, die unſern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entſetzen ſoll, vor der Verruchtheit des Renegaten, oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon ſprecht.

Er. Das iſt, was ich euch ſagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das iſt die Urſache meiner Aufrichtigkeit. Ihr ſolltet einſehen, wie hoch ich in meiner Kunſt ſtehe, Ihr ſolltet bekennen, daß ich wenigſtens original in meiner Erniedrigung ſey, und ſolltet mich in Euerm Kopf in die Reihe der großen Taugenichtſe ſetzen; dann wollte ich rufen: **Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!** Nun luſtig, Herr Philoſoph, Chorus! **Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!** (Und nun führte er einen ganz ſonderbaren fugirten Geſang auf. Bald war die Melodie ernſt und majeſtätiſch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberſtimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltenen Stellen, componirte, führte ſich ſelbſt ein Triumphlied auf, wobei man wohl ſah, daß er ſich beſſer auf gute Muſik als auf gute Sitten verſtand. Ich wußte nicht, ſollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüſten. Ich blieb in der Abſicht, die Unterhaltung auf irgend einen Gegenſtand zu lenken, der aus meiner Seele den Abſcheu, wovon ſie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menſchen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erſchreckliche That, ein abſcheuliches Verbrechen eben behandelte, wie ein Kenner der Malerei oder Poeſie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes, oder ein Moraliſt, ein Hiſtoriker die Umſtände einer heroiſchen Handlung erhebt und lebhaft darſtellt. Wider meinen Willen ward ich finſter. Er bemerkte es und ſagte:) Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich. Ein wenig! Aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das grämliche Ansehen eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich. So ist's auch! (Nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen hatten, indem er pfeifend und singend auf und nieder ging, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen:) Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Ich. Das ist sehr ermüdend.

Er. Ich war schon dumm genug; nun habe ich diese Musik von Duni und andern jungen Componisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Ich. Billigt Ihr denn diese Art?

Er. Ganz gewiß.

Ich. Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen Gesängen?

Er. Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott! dafür stehe ich Euch. Wie ist das declamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Ich. Gesteh' ich Euch, diese Frage geht über meine Kräfte. So sind wir alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Spreche ich das Wort Gesang aus, so habe ich davon keinen bestimmtern Begriff, als Ihr und die meisten Euresgleichen, wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Lächerliches.

Er. Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne einer durch Kunst erfundenen, oder wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne; und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Sculptur und Poesie wohl anpassen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: Was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges? Es ist die Declamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Declamation wie eine Linie ansehen und den Gesang wie eine andere Linie,

die ſich um die erſte herſchlängelt. Je mehr dieſe Declamation, Muſter des Geſangs, ſtark und wahr iſt, an je mehr Punkten der Geſang, der ſich ihr gleichſtellt, ſie durchſchneidet, deſto ſchöner wird er ſeyn. Und das haben unſere jungen Muſiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: Je suis un pauvre diable, ſo glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, ſo würde er in denſelbigen Tönen zur Erde ſprechen, wenn er ihr ſein Gold vertraut und zu ihr ſagt: O terre, reçois mon trésor. Und nun das kleine Mädchen, das ſein Herz klopfen fühlt, das roth wird, ſich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet ſie loszulaſſen, würde ſie ſich anders ausdrücken? In dieſen Werken giebt es die verſchiedenſten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Declamation; das iſt vortrefflich, ich ſage es euch. Geht, geht! die Arie zu hören, wo der junge Mann, der ſich ſterben fühlt, ausruft: Mon coeur s'en va! Hört den Geſang, hört die Begleitung, und ſagt mir nachher, welch ein Unterſchied ſey zwiſchen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieſes Geſangs. Ihr werdet ſehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zuſammenfällt. Ich rede nicht von dem Tact, der auch eine Bedingung des Geſangs iſt, ich halte mich an den Ausdruck, und es iſt nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo geleſen habe: Musices seminarium accentus, der Accent iſt die Pflanzſchule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie ſchwer und bedeutend es iſt, ein gutes Recitativ ſchreiben zu können. Es giebt keine ſchöne Arie, woraus man nicht ein ſchönes Recitativ machen könnte, kein ſchönes Recitativ, daraus ein geſchickter Mann nicht eine ſchöne Arie ziehen ſollte. Ich möchte nicht behaupten, daß einer, der gut recitirt, auch gut ſingen werde; aber ich wäre ſehr verwundert, wenn der, der gut ſingt, nicht gut recitiren ſollte. Und glaubt nur alles, was ich Euch da ſage, denn es iſt wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und dieſe Bedenklichkeit?

Ich. Wenn eine ſolche Muſik ſublim iſt, ſo muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns geſagt, des lieben Onkels ein wenig platt ſeyn.

Er (ſich meinem Ohre nähernd). Ich wollte nicht, daß man mich hörte — denn hier ſind viele Leute, die mich kennen — ſie iſt's auch. Ich

rede leiſe, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den ihr immer lieb heißen mögt! Aber von Stein iſt er, und wenn mir die Zunge ellenlang aus dem Halſe hinge, ſo gäbe er mir kein Glas Waſſer. Nun mag er's auch mit der Octave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur le tutu, und dem ſämmtlichen Teufelslärm. Alle die anfangen ſich darauf zu verſtehen, und die das Getöſe nicht mehr für Muſik nehmen, werden ſich niemals mehr daran befriedigen. Ja, wenn man durch eine Polizeiverordnung den Perſonen aller Art und Standes verbieten könnte das Stabat von Pergoleſe ſingen zu laſſen! Das Stabat ſollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig dieſe verfluchten Schalksnarren mit ihrer servante maltresse, mit ihrem Tracolle haben uns einen gewaltigen Rippenſtoß gegeben. Ehemals gingen Tancrède, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, les talens lyriques vier, fünf, ſechs Monate, die Vorſtellungen Armidens wollten gar nicht endigen: jetzt fällt das alles über einander wie Kartenmänner. Auch ſpeien Nebel und Francoeur deßhalb Feuer und Flammen. Sie ſagen, alles gehe verloren, ſie ſeyen zu Grunde gerichtet, und wenn man länger dieſe Jahrmarktſänger dulde, ſo ſey die Nationalmuſik zum Teufel, und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es iſt wohl was Wahres dran. Die alten Perrücken, die ſeit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zuſammenkommen, anſtatt ſich wie ſonſt unterhalten zu ſehen, haben Langeweile und gähnen, ohne zu wiſſen warum? ſie fragen ſich und wiſſen nicht warum? Warum wenden ſie ſich nicht an mich? Duni's Weiſſagung wird erfüllt werden, und den Weg, den das nimmt, will ich ſterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen ſind. Die guten Leute haben ihre Symphonien aufgegeben, um italiäniſche Symphonien zu ſpielen; ſie haben geglaubt, ihre Ohren ſollten ſich an dieſe gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vocalmuſik Eintrag geſchähe, eben als wenn die Symphonie ſich nicht zum Geſang verhielte, abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Inſtruments, die Beweglichkeit der Finger einen wohl verleiten kann, wie ſich der Geſang zur natürlichen Declamation verhält. Iſt der Violiniſt nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, ſich gewiß zum Affen des Violiniſten macht? Der erſte, der etwas von Locatelli ſpielte, war

der Apoſtel der neuen Muſik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenſchaftlichen Accente, der Naturaccente durch Geſang und Stimme und durchs Inſtrument gewöhnen; denn das iſt der ganze Umfang muſikaliſcher Gegenſtände. Und wir ſollten unſern Geſchmack für Aufflüge, Lanzen, Glorien, Triumphe, Victorien behalten? Va-t' en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben ſich eingebildet, ſie wollten weinen oder lachen, in muſikaliſchen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Haſſes, der Eiferſucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des italiäniſchen oder franzöſiſchen Theaters bringen, und ſie könnten fortfahren Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren ſchneiden ſich gewaltig. Sie bilden ſich ein, ſie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegſamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Proſodie, die Ellipſen, die Inverſionen der italiäniſchen Sprache ſich der Kunſt anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Geſangs, dem gemeſſenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache ſchroff, dumpf, ſchwerfällig, ſchwer, pedantiſch und eintönig iſt. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben ſich überredet, daß, nachdem ſie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergoſſen, nachdem ſie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß ſie nicht Langeweile haben würden bei ihrer Feerei, bei ihrer abgeſchmackten Mythologie, bei ihren kleinen ſüßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den böſen Geſchmack des Poeten, als den Jammer der Kunſt bezeichnen, die ſich ſo etwas gefallen läßt. Gute Leute! So iſt's nicht und kann's nicht ſeyn! Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtſame. Man beſtreitet ſie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit dieſem Stempel bezeichnet iſt, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit und laßt Euch nicht ſtören! Das Reich der Natur ſetzt ſich ganz ſachte feſt, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater iſt, der das Gute zeugt, das der Sohn iſt, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geiſt iſt. Dieſer fremde Gott ſetzt ſich beſcheiden auf den Altar, an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübſchen Morgen giebt er mit dem Ellenbogen ſeinem Kameraden einen Schub, und Bauz!

Baradauz! der Götze liegt am Boden. So ſollen die Jeſuiten das Chriſtenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Janſeniſten mögen ſagen, was ſie wollen, dieſe politiſche Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Schopf, dünkt mich die beſte.

Ich. Es iſt etwas Vernunft in allem, was Ihr da ſagt.

Er. Vernunft? deſto beſſer. Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Muſiker in der Sackgaſſe, als mein Onkel erſchien. Treff' ich's, meinetwegen! Ein Köhlerjunge wird immer beſſer von ſeinem Handwerk ſprechen, als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

Und dann ſpaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der **Ile des fous**, dem **Peintre amoureux de son modèle**, dem **Maréchal ferrant**, der **Plaideuse** und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus, ob das ſchön iſt? Bei Gott! ob das ſchön iſt? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine ſolche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenſchaftlich und ſang ganz leiſe, dann erhob er den Ton, nach Maßgabe wie er ſich mehr paſſionirte, dann kamen die Gebärden, das Verziehen des Geſichts und das Verzerren des Körpers. Nun ſagte ich: Gut! er verliert den Kopf und eine neue Scene iſt zu erwarten. Wirklich bricht er auf einmal ſingend los: **Je suis un pauvre misérable . . . Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir . . . O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre . . . Le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire . . . A Zerbina penserete . . . Sempre in contrasti con te si sta . . .** Er häufte und verwirrte dreißig Arien, italiäniſche, franzöſiſche, tragiſche, komiſche von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Baß ſtieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zuſammen und mit einem Fiſtelton zerriß er die Höhe der Lüfte, und mit Gang, Haltung, Gebärde ahmte er die verſchiedenen ſingenden Perſonen nach, wechſelsweiſe raſend, beſänftigt, gebieteriſch und ſpöttiſch. Da iſt ein kleines Mädchen, das weint, und er ſtellt die ganze kleine Ziererei vor; nun iſt er Prieſter, König, Tyrann, er droht, befiehlt, erzürnt ſich; nun iſt er Sklave und gehorcht. Er beſänftigt ſich, verzweifelt, beklagt ſich und lacht, immer im Ton, im Tact, im Sinn der Worte, des Charakters, des Betragens. Alle die Schachſpieler hatten ihre Bretter verlaſſen und ſich

um ihn verſammelt; die Fenſter des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende beſetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte berſten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer ſolchen Entfremdung des Geiſtes, einem Enthuſiasmus ſo nahe an der Tollheit, daß es ungewiß iſt, ob er ſich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade ins Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentation des Jomelli ſingt. Hier wiederholte er mit einer Präciſion, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die ſchönſte Stelle jeder Abtheilung; das ſchöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerſtörung Jeruſalems malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor und kein Auge blieb trocken; mehr war nicht zu verlangen an Zartheit des Geſangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte beſonders bei den Stellen, wo ſich der Tonkünſtler vorzüglich als großen Meiſter bewieſen hatte. Verließ er den Theil des Geſangs, ſo ergriff er die Inſtrumente, und die verließ er wieder ſchnell um zur Stimme zurückzukehren, eins ins andere verſchlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er ſich unſerer Seelen und hielt ſie in der wunderbarſten Lage ſchwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lächerlicher Zug war in dieſe Gefühle verſchmolzen und nahm ihnen ihre Natur. Aber ihr wäret in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verſchiedenen Inſtrumente nachmachte. Mit aufgeblaſenen ſtrotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Thon ſtellte er Hörner und Fagott vor, einen ſchreienden, näſelnden Ton ergriff er für das Hautbois; mit unglaublicher Geſchwindigkeit übereilte er ſeine Stimme die Saiteninſtrumente darzuſtellen, deren Tönen er ſich aufs genaueſte anzunähern ſuchte; er pfiff die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, ſchrie, ſang mit Gebärden eines Raſenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orcheſter, ein ganzes Operntheater, ſich in zwanzig verſchiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und ſchäumendem Munde. Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln ſeiner Stirn, der Länge ſeiner Wange folgte, vermiſchte ſich mit dem Puder ſeiner Haare, rieſelte und befurchte den Obertheil

ſeines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er lachte, er ſeufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz verſinkt, ein Unglücklicher, ſeiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel der ſich erhebt, Vögel die beim Untergang der Sonne ſich im Schweigen verlieren; bald Waſſer, die an einem einſamen und kühlen Orte rieſeln oder als Gießbäche von Bergen herabſtürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, vermiſcht mit dem Geziſch der Winde, dem Lärm des Donners; es war die Nacht mit ihren Finſterniſſen, es war der Schatten und das Schweigen; denn ſelbſt das Schweigen bezeichnet ſich durch Töne. Er war ganz außer ſich. Erſchöpft von Anſtrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerſtreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, ſtumpf, erſtaunt. Nun kehrt er ſeine Blicke um ſich her, wie ein verwirrter Menſch, der den Ort, wo er ſich befindet, wieder zu erkennen ſucht. Er erwartet die Rückkehr ſeiner Kräfte, ſeines Bewußtſeyns; er trocknet maſchinenmäßig ſein Geſicht. Gleich einem, der beim Erwachen ſein Bett von einer großen Menge Perſonen umgeben fände, ſo in einem völligen Vergeſſen, in einem tiefen Unbewußtſeyn deſſen, was er gethan hat, ruft er im erſten Augenblick: Nun, meine Herren, was giebt's, was lacht Ihr? was erſtaunt Ihr? was giebt's denn? (Dann ſetzte er hinzu:) Das heißt man eine Muſik, einen Muſiker. Indeſſen verachte man nicht gewiſſe Geſänge des Lulli! Die Scene: **l'attendrai l'aurore** mache man beſſer, ohne die Worte zu verändern! Ich fordere jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinſtücke meines Onkels, ſeine Gavotten, ſeine kriegeriſchen Märſche, ſeine Prieſter und Opferzüge! **Pâles flambeaux, nuit plus affreuse que les ténèbres!!... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli....** (Da verſtärkte er ſeine Stimme und hielt die Töne gewaltſam aus. Die Nachbarn ſteckten die Köpfe durch die Fenſter, wir ſteckten unſere Finger in die Ohren. Er ſagte:) Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt iſt da, Faſten und Dreikönige ſind vorbei, und ſie wiſſen noch nicht, was ſie in Muſik ſetzen ſollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünſtler frommt. Die lyriſche Poeſie ſoll noch geboren werden, aber ſie kommen ſchon noch dazu! Hören ſie nur genug den Pergoleſe, den Sachſen, Terradeglias, Traetta, und andere, leſen ſie nur Metaſtaſio wiederholt, ſo kommen ſie ſchon dazu.

Ich. Und wie? Hätten Quinault, la Motte, Fontenelle nichts davon verſtanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es ſind nicht ſechs Verſe hinter einander, in allen ihren allerliebſten Gedichten, die man in Muſik ſetzen könnte. Es ſind geiſtreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wiſſen, wie leer das von Hülfsmitteln für unſere Kunſt iſt, für die gewaltſamſte der Künſte, ſelbſt die Kunſt des Demoſthenes nicht ausgenommen, laßt Euch ſolche Stücke vorleſen, und ſie erſcheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig; nichts iſt darin, was dem Geſang zur Unterlage dienen könnte. Eben ſo gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thieriſche Schrei der Leidenſchaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Dieſe Ausdrücke müſſen über einander gedrängt ſeyn, die Phraſe muß kurz ſeyn, der Sinn abgeſchnitten, ſchwebend, damit der Muſiker über das Ganze ſowohl wie über die Theile herrſche, ein Wort auslaſſe oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerſtören. Das macht die franzöſiſche lyriſche Poeſie viel ſchwerer als in Sprachen, welche Umwendungen zulaſſen und von ſelbſt dieſe Bequemlichkeiten darbieten. Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose!... Ah! je languis, je meurs!... Un feu secret s'allume dans mes sens!... Cruel amour que veux-tu de moi? Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui!... Rends-moi la raison!... Die Leidenſchaften müſſen ſtark ſeyn. Die Zärtlichkeit des lyriſchen Poeten und des Muſikus muß extrem ſeyn. Die Arie iſt faſt immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspenſionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir ſchreien, wir ſeufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübſchen Gedanken, das iſt zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünſtler und ihre Declamation uns zum Muſter dienen könne. Pfui doch! Wir müſſen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Geſpräche, die gemeine Stimme der Leidenſchaft ſind uns um ſo nöthiger, als unſere Sprache monotoner iſt und weniger Accent hat. Der thieriſche Schrei, der Schrei des leidenſchaftlichen Menſchen bringt ihn hervor. (Indeſſen er ſo zu mir ſprach, hatte ſich die Menge

verlaufen, die uns erſt umgab, entweder weil ſie nicht verſtand oder wenig Theil an ſeiner Rede nahm; denn gewöhnlich mag das Kind ſich lieber unterhalten als ſich unterrichten; und ſo waren ſie denn wieder an ihrem Spiel, und wir in unſerm Winkel allein. Auf einer Bank ſitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geſchloſſen, ſagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir iſt. Als ich hierher kam, war ich friſch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerſchlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte; das hat mich ſchnell angepackt.

Ich. Wollt Ihr etwas Erfriſchungen?

Er. Recht gern! Ich bin heiſer, die Kraft entgeht mir, und ich fühle einige Bruſtſchmerzen. Das begegnet mir faſt alle Tage, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Er. Was euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt mir alles gefallen zu laſſen. (Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei- oder dreimal. Dann wie ein erquickter Menſch huſtet er ſtark, ruckt ſich zuſammen und fährt fort:) Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philoſoph, iſt es nicht ein recht ſonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiäner, ein Duni kommen muß, uns erſt zu lehren, wie unſerer Muſik ein Ausdruck zu geben ſey, wie unſer Geſang ſich allen Bewegungen, allen Tactarten, allen Pauſen, allen Declamationen fügen könne, und das ohne die Proſodie zu verletzen! Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almoſen angeſprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingeriſſen, ein eiferſüchtiges, raſendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der ſeinen Ton ſanft macht, ſeine Sylben zieht, mit einer Honigſtimme, genug, jede Leidenſchaft, es ſey welche es wolle, wenn ſie nur durch ihre Kraft verdiente ein Vorbild des Muſikus zu ſeyn: ein ſolcher hätte zwei Dinge gewahr werden ſollen, einmal, daß die langen und kurzen Sylben keine beſtimmte Dauer haben, nicht einmal einen beſtimmten Bezug unter ihrer wechſelſeitigen Dauer, daß die Leidenſchaft mit der Proſodie verfährt, faſt wie es ihr gefällt, daß ſie die größten Intervalle trifft, daß der, welcher im höchſten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichem! die ausrufende Sylbe auf den höchſten und ſchärfſten Ton trägt und alsdann in tieferen und ſchwächeren Tönen herabſteigt in die

Octave oder ein größeres Intervall, und einem jeden Ton die Quantität giebt, die der Wendung der Melodie zuſpricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Sylbe die Länge oder Kürze des ruhigen Geſprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, ſeitdem wir die Parentheſe Armidens, das vainqueur im Rinaldo, das quelqu'un le peut-être, das entſchloſſene obéissons, die galanten Indien als Wunder muſikaliſcher Declamation anführten? Jetzt zucke ich bei dieſen Wundern die Achſeln. Bei dem Schwunge, wie die Kunſt vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin ſie gelangen kann. Indeſſen trinken wir eins! (Er trank zwei-, dreimal, ohne zu wiſſen, was er that, und war auf dem Wege ſich zu erſäufen, wie er ſich erſchöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flaſche weggeſetzt, die er zerſtreut am vorigen Orte ſuchte. Da ſagte ich zu ihm:) Wie kommt's, daß mit einem ſo feinen Gefühl, einer ſo großen Reizbarkeit für die Schönheiten muſikaliſcher Kunſt, Ihr ſo blind gegen ſittliche Schönheit ſeyn könnt, ſo gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er. Wahrſcheinlich weil es für dieſe einen Sinn giebt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben iſt, eine erſchlaffte Fiber, die man immer kneipen mag, und die nicht ſchwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Muſikern und ſchlechten Menſchen gelebt und mein Ohr iſt dadurch fein, mein Herz aber taub geworden, und ſollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels iſt daſſelbe Blut, und das meine daſſelbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaſer war hart und ſtumpf, und dieſe verfluchte erſte Grundfaſer hat ſich alles übrige angeglichen.

Ich. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's liebe? Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernſtlich bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faſer zu hemmen?

Er. Das würde, däucht mir, eine ſehr unnütze Arbeit ſeyn. Iſt er beſtimmt ein rechtlicher Mann zu werden, ſo würde ich nicht ſchaden; aber wollte die Urfaſer, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, ſo wäre die ſämmtliche Mühe ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen ihm ſehr ſchädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaſer durchkreuzt, ſo würde er, wie durch zwei entgegengeſetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur ſchwankend gehen, wie man deren ſo viele ſieht,

die ſich gleich linkiſch im Guten, wie im Böſen benehmen. Das heißen wir Especes; von allen Spitznamen iſt dieß der fürchterlichſte, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit, und drückt die höchſte Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts iſt ein großer Taugenichts, aber er iſt keine Espece. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung die Quere, ſo verlöre er ſeine ſchönſten Jahre, ehe die väterliche Faſer ſich wieder in ihre Rechte geſetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts, ich laſſe ihn gehen, ich betrachte ihn; er iſt ſchon gefräßig, zudringlich, ſchelmiſch, faul, verlogen, ich fürchte, er wird nicht aus der Art ſchlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Muſikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er. Einen Muſikus, einen Muſikus! Manchmal betrachte ich ihn und knirſche mit den Zähnen und ſage: Sollteſt du jemals eine Note kennen, ich glaube ich drehte dir den Hals um.

Ich. Und warum das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu nichts.

Ich. Das führt zu allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich iſt; aber wer kann ſich von ſeinem Kinde verſprechen, daß es vortrefflich ſeyn wird? Zehntauſend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkratzer werden wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinſpieler?

Ich. Mir ſcheint, daß angenehme Talente, ſelbſt mittelmäßig ausgeübt, bei einem ſittenloſen, in Liederlichkeit und Aufwand verlorenen Volke einen Menſchen ſehr geſchwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich ſelbſt habe einer Unterredung beigewohnt zwiſchen einer Espece von Beſchützer und einer Espece von Beſchütztem. Dieſer war an jenen, als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne. — Mein Herr, was verſteht Ihr? — Ich verſtehe Mathematik ſo ziemlich. — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaſter von Paris werdet beſchmutzt haben, ſo habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben. — Ich habe das Recht ſtudirt und bin ziemlich darin bewandert. — Kämen Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, ſie ſtürben vor Hunger an einem Prallſtein. — Ich weiß recht gut die Geſchichte und Geographie. — Gäbe es Eltern, denen

die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht, aber es giebt keine. — Ich bin ein guter Musikus. — Und warum sagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter; kommt alle Abende von halbsieben bis neun Uhr, gebt ihr Unterricht, und ich gebe Euch 25 Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speist, nehmt das Vesper- und Abendbrod mit uns. Der Ueberrest Eures Tages gehört Euch und Ihr verwendet ihn zu Euerm Vortheil.

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich. Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das einzige, was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist alles und das übrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsätzen vollzupfropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte; dagegen sobald ich einen Louisd'or besitze, was mir nicht oft begegnet, stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küsse das Geld; und ihm noch besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück sey, so lalle ich ihm, so zeige ich mit dem Finger alles, was man sich anschaffen kann, ein hübsches Röckchen, ein hübsches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann stecke ich den Louisd'or in die Tasche, ich spaziere mit Uebermuth, ich hebe den Schooß meiner Weste auf, ich schlage mit der Hand auf die Tasche und so mache ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit, die er an mir bemerkt, von dem Louisd'or sich herschreibt.

Ich. Man kann's nicht besser. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldstücke, gelegentlich eines Tages ....

Er. Ich verstehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es giebt ja auch keinen moralischen Grundsatz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es eine böse Viertelstunde, und dann ist alles vorbei.

Ich. Auch nach so muthigen und weisen Ansichten bestehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre, ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel sich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern zu dienen und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es iſt wahr. Aber ich habe Projecte, die noch ſchneller und ſicherer guten Erfolg verſprechen. Ach, wenn's nur eben ſo wohl ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, ſo muß man nehmen was kommt, den beſten Vortheil daraus ziehen, und nicht deßhalb auf dumme Weiſe, wie die meiſten Väter, die nichts Schlimmeres thun könnten, wenn ſie aufs Unglück ihrer Kinder ſtudirt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben beſtimmt iſt, die lacedämoniſche Erziehung geben. Iſt unſere Erziehung ſchlimm, ſo ſind die Sitten meiner Nation Schuld dran, nicht ich. Verantworte es wer kann! Mein Sohn ſoll glücklich ſeyn, oder was auf eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig! Ich kenne ein wenig die leichteſten Wege zu dieſem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weiſen, ſo wird die Menge und der Erfolg mich losſprechen. Er wird Gold beſitzen, ich ſag's Euch, und wenn er genug beſitzt, ſo wird ihm nichts ermangeln, ſelbſt Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert ſich nichts drum, wie andre mehr. (Hierin war nun freilich gar viel von dem, was man denkt, wonach man ſich beträgt, aber was man nicht ausſpricht; und das iſt denn der auffallendſte Unterſchied zwiſchen meinem Manne und den meiſten Menſchen, die uns umgeben. Er bekannte die Laſter, die ihm anhingen, die auch andern anhängen; aber er war kein Heuchler, er war nicht abſcheulicher als jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in ſeiner Verderbniß. Ich zitterte, wozu ſein Knabe unter einem ſolchen Lehrer werden könnte; denn gewiß bei einer Erziehung, die ſo genau nach unſern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geſchah.) O fürchtet nichts! Der bedeutende, der ſchwere Punkt, bei dem ein guter Vater beſonders verweilen ſoll, iſt nicht etwa, daß er ſeinem Knaben die ſämmtlichen Laſter überliefere, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unſchätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht ſyſtematiſch, wie ich, doch nach Beiſpiel und einzelnem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt iſt, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunſt ſich der Schande, der Entehrung, den Geſetzen zu entziehen: das ſind Diſſonanzen in der geſellſchaftlichen Harmonie, dieſe muß man wiſſen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts iſt

ſo platt, als eine Reihe vollkommener Accorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerſtreue.

Ich. Sehr gut! Durch dieſen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Muſik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Muſiker denn als Moraliſten.

Er. Und doch ſtehe ich in der Muſik ſehr untergeordnet, und ſehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, ſo bin ich ein einfacher Mann, und Eure Grundſätze ſind nicht die meinigen.

Er. Deſto ſchlimmer für Euch! Ach, beſäß' ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente und gedenken wir der Euern.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr! Aber ich ſpreche einen verteufelten Miſchmaſch, halb wie Weltleute und Gelehrte, und halb wie die Marktweiber.

Ich. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu ſagen; und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es iſt auch nicht, um die Wahrheit zu ſagen, aber um die Lüge gut zu ſagen, daß ich mir Euer Talent wünſche. Wüßt' ich nur zu ſchreiben, ein Buch zu ſchnüren, eine Dedication zu wenden, einen Narren recht von ſeinem Verdienſte trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuſchmeicheln.

Ich. Das alles wißt Ihr tauſendmal beſſer als ich. Ich wäre nicht einmal werth Euer Schüler zu ſeyn.

Er. Wie viel große Eigenſchaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Ich. Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

Er. Wäre das wahr, ſo trügt Ihr nicht dieſen groben Rock, dieſe Zeugweſte, dieſe baumwollenen Strümpfe, dieſe ſchweren Schuhe und dieſe alte Perrücke.

Ich. Ihr habt Recht. Man muß ſehr ungeſchickt ſeyn, wenn man nicht reich iſt, und ſich doch alles erlaubt, um es zu werden. Aber es giebt Leute, wie ich, die den Reichthum nicht als das Koſtbarſte auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieſer Anſicht wird man nicht geboren, man giebt ſie ſich; denn ſie iſt nicht in der Natur.

Ich. Des Menſchen?

Er. Des Menſchen. Alles, was lebt, und ſo auch der Menſch, ſucht ſein Wohlſeyn auf Koſten deſſen, der was hergeben kann, und ich bin ſicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas ſagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthſchätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf ſich vereinigt.

Ich. Wäre der kleine Wilde ſich ſelbſt überlaſſen und bewahrte ſeine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Leidenſchaften des Mannes von dreißig Jahren, ſo bräche er ſeinem Vater den Hals und entehrte ſeine Mutter.

Er. Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und wer beſtreitet ſie? Was iſt denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt, ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ich. Beinahe könnt' ich Euch beipflichten! aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Ich. Weil ich fürchte, die Uebereinſtimmung iſt nur ſcheinbar, und wollten wir beſtimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden ſind, ſo verſtehen wir uns nicht mehr.

Er. Und was thut's denn?

Ich. Laſſen wir das! Was ich davon weiß, werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Muſik verſteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Muſik reden, und ſagt mir, wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit die ſchönſten Stellen der großen Meiſter zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, ſie mit dem Enthuſiasmus, den ſie Euch einflößen, wiedergegeben und andere wieder zu entzücken, wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth ſey? (Anſtatt mir zu antworten, zuckte er mit dem Kopfe, hob den Finger gen Himmel und rief:) Und das Geſtirn, das Geſtirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergoleſe, Duni bildete, da lächelte ſie: ein ernſthaftes und gebieteriſches Geſicht machte ſie, als ſie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben, und von dem man bald nicht mehr ſprechen wird. Als ſie aber ſeinen Vetter zuſammenraffte, da ſchnitt ſie eine Fratze, und wieder eine Fratze, und noch eine Fratze. (Als er das ſagte, ſchnitt er verſchiedene Geſichter; es war Verachtung, Geringſchätzung,

Ironie. Er ſchien ein Stück Teig zwiſchen ſeinen Fingern zu kneten, und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die ſeltſame Pagode weg, und ſagte:) So machte ſie mich und warf mich neben andere Pagoden, einige mit dicken, wohlgeſättigten Bäuchen, kurzen Hälſen, glotzenden, vorliegenden Augen von apoplektiſchem Anſehen. Auch krumme Hälſe gab's, und dann trockene Figuren mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnaſe. Alle wollten ſich zu Tode lachen, indem ſie mich ſahen, und ich ſetzte meine Fäuſte in die Seite und wollte mich zu Tode lachen, als ich ſie ſah; denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, ſie ſuchen ſich, ſie ziehen ſich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprichwort ſchon fertig gefunden: Das Geld der Narren iſt das Erbtheil der Geſcheidten! mir wäre man's ſchuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich verſuchte tauſend Mittel, um es wieder zu erhaſchen.

Ich. Ich kenne dieſe Mittel; Ihr habt mir davon geſprochen. Ich habe ſie ſehr bewundert; aber bei ſo viel Fähigkeiten, warum verſuchtet Ihr nicht ein ſchönes Werk?

Er. Das iſt gerade wie ein Weltmann zum Abbé Le Blanc ſagte. Der Abbé ſagte: Die Marquiſe von Pompadours nimmt mich auf die Hand, und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie; da zieht ſie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. Der Weltmann antwortete: Ihr ſolltet Euch zuſammennehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einſtoßen. Der Abbé verſetzte: Das habe ich eben verſucht; und wißt Ihr, was ich davontrug? Eine Beule an der Stirn. (Nach dieſem Geſchichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeſchlagen. Er ſeufzte, weinte, jammerte, erhob Hände und Augen, ſchlug den Kopf mit der Fauſt, daß ich dachte er würde Stirn oder Finger beſchädigen. Dann ſetzte er hinzu:) Mir ſcheint, es iſt doch was da drinnen. Aber ich mag ſchlagen und ſchütteln, wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder den Kopf zu ſchütteln, die Stirn gewaltig zu ſchlagen und ſagte:) Entweder iſt niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten. (Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Anſehen, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, ging und ſagte:) Ich fühle, ja ich fühle... (Er ſtellte einen Menſchen vor, der böſe wird, der ſich ärgert, zärtlich wird,

befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung ſprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Haſſes, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenſchaft mit einer Feinheit, einer erſtaunenden Wahrheit. Dann ſetzte er hinzu:) So iſt's recht, glaub' ich! Nun kommt's! Da ſieht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beſchleunigt, und eilig das Kind bringt. Bin ich allein, und nehm' ich die Feder, will ich ſchreiben, ſo zerbeiß' ich mir die Nägel, nutze die Stirn ab. Gehorſamer Diener, guten Abend! der Gott iſt abweſend. Ich glaubte Genie zu haben; am Ende der Zeile leſe ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, ſich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die ſind, denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter ſolchen Reden, die man führt und hört, und dieſem Gevattergeklatſch: Heute war der Boulevard allerliebſt. — Habt Ihr den kleinen Murmelthierjungen gehört? er ſpielt ſcharmant. — Herr ſo und ſo hat das ſchönſte graugeapfelte Geſpann, das man ſich nur denken mag. — Die ſchöne Madame N. N. iſt auch auf dem Rückweg. — Trägt man denn mit fünfundvierzig Jahren noch einen ſolchen Aufſatz? — Die junge ſo und ſo iſt mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig koſten. — Ihr wollt ſagen, die ihr viel koſten. — Nicht doch! — Wo habt Ihr ſie geſehen? — Beim verlorenen und wiedergefundenen Harlekin. Die Scene der Verzweiflung iſt geſpielt worden wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. — Madame die und die hat auf einmal zwei Kinder gekriegt. — So kann doch jeder Vater zu dem ſeinigen greifen. — Und das nun alle Tage zu ſagen, wieder zu ſagen und zu hören, ſollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?

Ich. Nein! man ſchlöſſe ſich lieber auf ſein Dachſtübchen, tränke Waſſer, ſpeiste trockenes Brod und ſuchte ſich ſelbſt.

Er. Vielleicht! Aber dazu habe ich den Muth nicht. Und ſein ganzes Daſeyn an etwas Ungewiſſes wagen? und der Name den ich führe, Rameau! Rameau zu heißen, das iſt unbequem. Es iſt nicht mit Talenten, wie mit dem Adel, der ſich fortpflanzt und deſſen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienſt an ſeinen Abkömmling mache. Der alte Stamm äſtet ſich

zu einem ungeheuern Narrenbaume; aber was ſchadet das? Mit dem Talent iſt's ganz anders. Um nur den Ruf ſeines Vaters zu erhalten, muß man geſchickter ſeyn als er; man muß von ſeiner Faſer geerbt haben. Die Faſer iſt mir ausgeblieben; aber das Handgelenk iſt geübt, der Bogen rührt ſich und der Topf ſiedet; iſt's nicht Ruhm, ſo iſt's Bouillon.

Ich. An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur geſagt ſeyn, ich verſuchte.

Er. Und glaubt Ihr, daß ich nicht verſucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahre alt, als ich mir zum erſtenmal ſagte: Was haſt du, Rameau? Du ſinnſt? Auf was ſinnſt du? Du möchteſt gern etwas gemacht haben, oder machen, woran ſich die Welt entzückte. Nun denn! ſo blaſe und rühre die Finger; ſchneide das Rohr zu, ſo giebt es eine Flöte. Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich ſie. Aber die Statue Memnons bleibt mein Nachbar.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnons?

Er. Das iſt klar, dünkt mich. In der Nachbarſchaft von Memnons Bildſäule ſtanden viele andere, gleichfalls von der Sonne beſchienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire iſt ein Poet und wer noch? Voltaire. Und der dritte? Voltaire. Und der vierte? Voltaire. Muſiker ſind Rinaldo von Capua, Haſſe, Pergoleſe, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Geſichtsausdruck, noch Figur hat, aber der fühlt, bei Gott! der Geſang hat und Ausdruck. Das iſt nun wohl eine kleine Zahl Memnons. Das übrige will nicht mehr heißen, als ein paar Ohren an einen Stock genagelt. Auch ſind wir übrigen bettelhaft, ſo bettelhaft, daß es eine Luſt iſt. Ach, Herr Philoſoph, das Elend iſt eine ſchreckliche Sache! Ich ſehe es kauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Waſſer aufzufangen, die ſich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geiſt der Philoſophen ſchärft, aber es verkältet teufliſch den Kopf des Poeten. Man ſingt nicht gut unter dem Faſſe, und doch iſt der glücklich zu preiſen, der einen Platz findet. Ich war ſo glücklich und habe mich nicht halten können. Ach, ich war ſchon einmal ſo ungeſchickt! Ich reiste durch Böhmen, Deutſchland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt. . .

Ich. Unter dem löcherigen Faß?

Er Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher verſchwenderiſcher Jude, der die Muſik und meine Thorheiten liebte. Ich muſicirte wie es Gott gefiel, und ſpielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Geſetz kannte, der es ſtreng und ſchroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog ſich einen böſen Handel zu, den ich Euch erzählen muß. In Utrecht fand ſich eine allerliebſte Dirne; die Chriſtin gefiel ihm. Er ſchickte ihr einen Kuppler mit einem ſtarken Wechſel. Die wunderliche Creatur verwarf das Anerbieten; der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann ſagte: Warum betrübt Ihr Euch ſo? Wollt Ihr eine hübſche Frau? Nichts iſt leichter, und zwar eine noch hübſchere als die, nach der Ihr trachtet. Es iſt meine Frau, ich trete ſie Euch ab für denſelbigen Preis. Geſagt, gethan! Der Mittelsmann behält den Wechſel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechſel wird fällig; der Jude läßt ihn proteſtiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude ſagt zu ſich ſelbſt: Niemals wird dieſer Mann ſich zu ſagen unterſtehen, um welchen Preis er meinen Wechſel beſitzt; und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht fragte er den Kuppler: Dieſen Wechſel von wem habt Ihr ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld geborgt? — Nein! — Habt Ihr mir Waaren geliefert? — Nein! — Habt Ihr mir Dienſte geleiſtet? — Nein! aber davon iſt die Rede nicht. Ihr habt den Wechſel unterzeichnet und werdet bezahlen. — Ich habe ihn nicht unterzeichnet. — So wäre ich alſo ein Verfälſcher? — Ihr oder ein anderer, deſſen Werkzeug Ihr ſeyd. — Ich bin ein Schuft, aber Ihr ſeyd ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht aufs äußerſte! Ich geſtehe ſonſt alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde. — Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze Geſchichte bei der nächſten Sitzung. Sie wurden beide beſchimpft und der Jude zu Zahlung des Wechſels verdammt, deſſen Summe man zum Beſten der Armen verwendete. Da trennte ich mich von ihm und kam hierher. Was ſollte ich thun? denn ich mußte vor Elend umkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorſchläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen, und taugte weder für's Theater noch für's Orcheſter. Bald wollt' ich mir ein Bild malen laſſen, wie man's an der Stange herumträgt, und auf einer

Kreuzstraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geschichte erzählt: Hier ist die Stadt, wo er geboren ist. Hier nimmt er Abschied von seinem Vater dem Apotheker. Hier kommt er in die Hauptstadt und sucht die Wohnung seines Onkels. Hier liegt er seinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum u. s. w. Den andern Tag stand ich auf, wohl entschlossen mich mit den Gassensängern zu verbinden; und das würde ich nicht am schlimmsten gemacht haben. Unsere Uebungen hätten wir unter den Fenstern meines lieben Onkels angestellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel. (Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes, der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Gestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und der verscheiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brod zuwürfe. Er bezeichnet sein äußerstes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.) Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drei oder vier Hungerige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich. Das ist schwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus, und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen, und muß von neuem die Darmsaiten sägen und auf die Gebärde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht. (Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:) Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prise. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seyd kein Musikus? — Nein! — Desto besser für Euch. Das sind arme, beklagenswerthe Schufte. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau zur Mühle, zur Mühle — dort gehörst du hin!

Ich. Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo alles einerlei aussieht.

Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Insecten gelten. Jeder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilt von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur, das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischler, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger! das ist Eure Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt, und bleibe drin; aber wenn es natürlich ist Appetit zu haben — denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung, die mir immer gegenwärtig ist — so finde ich, daß es keine gute Ordnung sey, nicht immer etwas zu essen zu haben. Welche Teufelseinrichtung! Menschen, die alles übervoll haben, indessen andere, eben auch wie sie, mit ungestümen Mägen wie sie, mit einem wiederkehrenden Hunger nichts für ihren Zahn finden. Und dann ist die gezwungene Stellung, in der uns das Bedürfniß hält, das allerschlimmste. Der bedürftige Mensch geht nicht wie ein anderer: er springt, er kriecht, er krümmt sich, er schleppt sich und bringt sein Leben zu, indem er Positionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was sind denn Positionen?

Er. Fragt Noverre! und doch bringt die Welt viel mehr Positionen hervor, als seine Kunst nachahmen kann.

Ich. So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen, und betrachtet von da herab die verschiedenen Pantomimen der Menschengattung?

Er. Nein, nein! Ich sehe nur um mich her und setze mich in meine Position, oder ich erlustige mich an den Positionen, die ich andere nehmen sehe. Ich verstehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr sollt urtheilen. (Nun lächelt er, spielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen; er setzte den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf andere Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn; fort ist er wie ein Pfeil, er ist wieder da; es ist gethan, er giebt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf alles; was fällt, hebt er auf; ein Kissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter; er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen; er hört, er horcht, er sucht auf den Gesichtern zu lesen und dann sagt er:) Das ist

nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarotzer und Dürftigen. (Die Thorheiten dieſes Menſchen, die Mährchen des Abts Galiani, die Ausſchweifungen Rabelais haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das ſind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken verſehe, die ich den ernſthafteſten Perſonen aufs Geſicht ſetze. Ich ſehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präſidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Miniſter, eine Gans in ſeinem erſten Secretär.)

Ich. Aber nach Eurer Rechnung giebt es auf dieſer Welt viel Dürftige, und ich kenne niemand, der ſich nicht zu einigen Schritten Eures Tanzes bequeme.

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche giebt es nur Einen Menſchen, der gerade vor ſich hingeht, den Souverän, das übrige alles nimmt Poſitionen.

Ich. Der Souverän? Und dabei ließe ſich doch auch noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß ſich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Naſe befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlaſſen? Wer einen andern braucht, iſt bedürftig, und nimmt eine Poſition an. Vor ſeiner Geliebten nimmt der König eine Poſition an, und vor Gott macht er ſeinen Pantomimenſchritt. Der Miniſter macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor ſeinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Poſitionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem Miniſter. Der vornehme Abbé mit Ueberſchlag und langem Kinn macht wenigſtens einmal die Woche vor dem, der die Beneficien auszutheilen hat, ſeine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, iſt der große Hebel der Erde. Jeder hat ſeine kleine Hus und ſeinen Bertin.

Er. Das tröſtet mich. (Aber indeſſen ich ſprach, ſtellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen. Zum Beiſpiel als kleiner Abbé hielt er den Hut unter dem Arm, das Brevier in der linken Hand; mit der rechten trug er den Schweif ſeines Mantels; den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, ging er einher, mit niedergeſchlagenen Augen, und ahmte ſo völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte, den Autor der Réfutations vor dem Biſchof von Orleans zu ſehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrſüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Bouret bei der Generalcontrole.)

Ich. Das heißt vortrefflich ausführen. Aber doch giebt es ein Weſen, das von der Pantomime frei geſprochen iſt: der Philoſoph, der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo iſt denn das Thier? Hat er nichts, ſo leidet er; bemüht er ſich um nichts, ſo erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogenes, der über die Bedürfniſſe ſpottete.

Er. Aber man will gekleidet ſeyn!

Ich. Nein! Er ging nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Er. Man ſpeiste.

Ich. Ganz gewiß!

Er. Auf weſſen Koſten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet ſich der Wilde? Zur Erde, zu den Thieren, den Fiſchen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie iſt groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man ſie ab, um die unſrigen zu beſetzen.

Er. Aber bekennt nur, daß die Induſtrie unſerer Köche, Paſtetenbäcker und Zuckerbäcker ein weniges von dem Ihrigen hinzuthut. Mit einer ſo ſtrengen Diät mußte euer Diogenes wohl keine ſtörriſchen Organe beſitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehemals, was jetzt unſere Mönchskleidung, und mit derſelben Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliter und Capuziner von Athen.

Er. Da hab' ich Euch! Diogenes hat alſo auch ſeine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigſtens vor Lais oder Phryne.

Ich. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andere bezahlten ſehr theuer die Schönheit, die ſich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab ſich's aber, daß die Schönheit ſonſt beſchäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte . . . ?

Ich. So ging er in ſein Faß und ſuchte ſie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr riethet mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will ſterben, wenn es nicht beſſer wäre, als zu kriechen, ſich wegzuwerfen, ſich zu beſchimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer, und mehr andere Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig seyn, als durch Arbeit erwerben mag.

Ich. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger seyd, eine Kothseele.

Er. Das habe ich Euch, glaube ich, schon alles gestanden.

Ich. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt, und werdet sie tanzen.

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet, und deßwegen wird mir's künftig nichts kosten; und deßhalb thät' ich übel einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreife ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brod, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich aufs Bett geworfen; da zerbrach ich mir den Kopf den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich ans Clavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Concert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madame! macht, daß man Euch bewundere! Entwickelt Euer Talent, Eure Reize! entführt, überwindet! Wir kamen an; sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach, ich habe die arme Kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen — kaum ging der kleine Finger hinein — Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles zum Modelliren! Früh oder später hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften! ach Gott! was für Hüften! — (Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte: es war die Caricatur unserer kleinen Koketten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:) Ueberall führte ich sie hin, in die Tuilerien, in's Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich,

daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Jäckchen, Ihr wäret stehen geblieben sie zu besehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwängen. Kam jemand hinter ihr drein, und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln, und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los, und jeder blieb betroffen stehen; denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach! ich habe sie verloren und alle unsere Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen. (Nun schluchzte er, nun weinte er, nun rief er aus:) Nein, nein! darüber tröste ich mich niemals. Und darauf habe ich Umschlag und Käppchen genommen.

Ich. Vor Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein wenig, wie viel Uhr es ist! Ich muß in die Oper.

Ich. Was giebt man?

Er. Von d'Auvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege sind. Was hilft's! Quisque suos patimur manes. Aber es ist Halbsechs. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbé de Canaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl! Ist's nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer derselbe!

Ich. Ja wohl, unglücklicherweise.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen. Der lacht wohl, der zuletzt lacht!

Anmerkungen

über

Perſonen und Gegenſtände, deren in dem Dialog: Rameau's Neffe erwähnt wird.

Vorerinnerung.

Der Ueberſetzer hatte ſich vorgenommen die Perſonen und Gegenſtände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältniſſe und Beziehungen in dieſen alphabetiſch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Leſers mehr ins Klare zu ſtellen. Manche Hinderniſſe ſetzten ſich dieſem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch ſchon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, ſo hat man, in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung, das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches muſikaliſches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünſtigt, die ſogar Farinelli's Eiferſucht erregte; zugleich ein guter Clavierſpieler, der aber ſeine großen Gaben nur als Dilettant, zum Vergnügen ſeiner Zeitgenoſſen und zu eigenem Behagen, anwendete, auch ſehr frühzeitig ſtarb.

---

d'Alembert.

Geb. 1717. Geſt. 1783.

Ihm iſt ſein Ruhm als Mathematiker niemals ſtreitig gemacht worden; als er ſich aber um des Lebens und der Geſellſchaft willen vielſeitig literariſch ausbildete, ſo nahmen die Mißgünſtigen daher Anlaß, ſchwächere Seiten aufzuſuchen und zu zeigen. Solche feindſelige Naturen, die nur wider Willen entſchiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in ſein Verdienſt ganz eigentlich einſperren und ihm eine

vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen. Als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit Aehnlichgesinnten, durch ernste Theilnahme an dem was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte! Und nicht allein Franzosen, welche alles nach außen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik.

d'Auvergne.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper: Les Troqueurs sich dem italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik.)

Vaculard sonst Arnaud.

Geb. 1718.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Cominge und Euphemie, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen furchtbaren Tragischen ersetzen soll.

Vagge (Baron von).

Ein deutscher oder brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch andere genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja seine Bemühungen und seine Concerte, allgemein gekannt und besucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspielen scheint.

Batteux.

Geb. 1713. Geſt. 1780.

Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das allen ſo willkommen iſt, die bloß ihren Sinnen vertrauen und deſſen, was dahinter liegt, ſich nicht bewußt ſind. Warum er hier als Heuchler geſcholten wird, davon wiſſen wir keine Rechenſchaft zu geben.

Le Blanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1707. Geſt. 1781.

Wenn durch die Gunſt der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, ſo entſteht eine wunderbare Bewegung unter ſeinesgleichen. Alles was ſich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andere ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienſtlos zu halten, endlich kommen müſſe und ſolle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück ſein Majeſtätsrecht und nimmt ſich der Mittelmäßigen ſo wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Le Blanc, ein freilich ſehr mittelmäßiger Mann, mußte ſo manchen ſeinesgleichen in der Akademie ſehen, die, ungeachtet einer freilich nur vorübergehenden Gunſt des Hofes, für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß ſehr geiſtreich aus.

Bouret.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Oberdirector der Poſten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunſt des Hofes und der Großen, denen er alſo wohl ein Hündchen abtreten konnte, zuſammen brachte. Aber weder ſein Glück noch ſeine Erniedrigungen, die ihm Diderot ſehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang ſchützen, da er in ſich ſelbſt kein Maß hatte und ſein Geiſt im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war, als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle

Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebensache, bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig XV unvermuthet starb und er seinen königlichen Gönner, so wie durch die Regierungsveränderung manche andere Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Gest. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten. Sein Stück: **Le faux généreux** fällt in das Jahr 1758.

Carmontel.

Verfasser der dramatischen Sprüchwörter und anderer angenehmen kleinen theatralischen Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Gest. 1754.

Literator und Geschäftsmann. Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publicums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

Dorat.

Geb. 1734. Gest. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größeren, ernsteren, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt

ſich auch darin, daß es ſo manchen productiv zu machen ſcheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation ſtrebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menſchen nach dem Glück, ſich ſelbſt von dem Theater herunter wiederzuhören; und es iſt niemand zu verargen, wenn man zu dieſer innern Behaglichkeit noch die äußern Vortheile eines ſchnellen, allgemeinen, günſtigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Iſt dieſe Begierde fürs Theater zu arbeiten bei dem ſtillen, mehr in ſich gekehrten Deutſchen faſt zur Seuche geworden, ſo begreift man leicht, wie der Franzoſe, der ſich es ſelbſt gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu ſcheinen, unwiderſtehlich genöthigt ſeyn muß ſich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze ſo große Namen zählt, die den lebhafteſten Wunſch erregen müſſen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derſelben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte dieſen Lockungen nicht entgehen, um ſo mehr, da er anfangs ſehr beliebt und vorgeſchoben ward; allein ſein Glück war nicht von Dauer: er ward herabgeſetzt, und befand ſich in dem traurigen Zuſtand des Mißbehagens mit ſo vielen andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigſtens in ſeinem Fegefeuer beſetzen könnte. (Siehe Marivaux.)

Duni.

Geb. im Neapolitaniſchen den 9. Februar 1709. Geſt. den 11. Juni 1775.

Die Franzoſen ſcheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andere Nationen an hergebrachten Formen zu hangen, und ſelbſt in ihren Vergnügungen eine gewiſſe Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten ſie ſich an die Muſik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die ſie, wenn man es recht genau unterſuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden ſind.

Zur Zeit nun, als dieſe Muſik noch herrſchend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengeſetzte Art das Publicum zu unterhalten, ſich daneben ſtellte. Indeſſen die große franzöſiſche Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäſte kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiäner die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Perſonen,

faſt ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodiſchen Geſang, heitern und bequemen Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande ſeyen. Dieſe eigentlichen Intermezziſten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufſehen und erregten Parteien für und wider ſich.

Duni, der ſich in Italien an der Buona figliola ſchon geübt hatte, ſchrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle, und ſpäter das Milchmädchen, das auch auf dem deutſchen Theater die komiſche Oper beinahe zuerſt einführte. Jene erſten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog ſchrieb. Er hatte ſich, nebſt ſeinen Freunden, ſchon früher zur Partei der heitern Productionen geſchlagen und ſo weiſſagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Geſt. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geiſt, von ſchönen Studien und mancherlei Kenntniſſen, der aber, weil er manches einſah, alles zu überſehen glaubte, und als Journaliſt ſich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er ſuchte ſich beſonders durch ſeine Oppoſition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und ſeine Kühnheit ſich dieſem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widerſetzen, behagte einem Publicum, das einer heimlichen Schadenfreude ſich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute ſchuldig iſt, herabgeſetzt werden, da es ſich von der andern Seite einer ſtrenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Frérons Blätter hatten Glück und Gunſt, und verdienten ſie zum Theil. Unglücklicherweiſe hielt er ſich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größern aufzuſtellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewiſſen das Vortreffliche herunterzieht, iſt nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm ſelbſt am nächſten liegt, heraufzuheben und ſich dadurch ein ſchönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrſcher behaglich walten könne. Dergleichen

Nivelleurs befinden sich besonders in Literaturen, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Frélon in der Schottländerin aufs Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterhielt er auch in diesem Falle das Publicum mit immer neuen und überraschenden Späßen, griff den Journalisten zugleich und alle dessen Günstlinge an, und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar: Fréron verlor seinen Credit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publicum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Frérons dergestalt verschoben und verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömmling Mühe hat, sich von dem was der Mann leistete, und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geschmack.

„Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab? er wußte es selbst nicht.“

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute lächerlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geschmack immer im Munde führen und manche bedeutende Production, indem sie ihr den Mangel an Geschmack vorwerfen, herunterſetzen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Wort Geschmack noch nicht allein, sie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondere Bestimmung; sie sagten: ein böser, ein

guter Geſchmack, und verſtanden recht gut, was ſie dadurch bezeichneten. Doch findet man ſchon in einer Anekdoten- und Spruchſammlung jener Zeit das gewagte Wort: „Die franzöſiſchen Schriftſteller beſitzen alles, nur keinen Geſchmack.“

Wenn man die franzöſiſche Literatur von Anfang an betrachtet, ſo findet ſich, daß das Genie ſchon bald ſehr viel für ſie gethan. Marot war ein trefflicher Mann; und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais' verkennen?

Das Genie ſowohl als der recht gute Kopf ſucht ſein Gebiet ins unendliche auszudehnen; ſie nehmen gar mannichfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und ſind oft glücklich genug ſie vollkommen zu beherrſchen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein ſolches Unternehmen nicht ganz, fühlt ſich der Verſtand nicht durchaus genöthigt die Segel zu ſtreichen, erlangen die Arbeiten nur eine ſolche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, ſo entſteht ſogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus ſie beſtehen ſollen, recht ſäuberlich ſondert.

Die Franzoſen haben einen Poeten Dubartas, den ſie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtuug nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und ſchrieb zahlloſe Alexandriner. Wir Deutſchen, die wir die Zuſtände jener Nation aus einem andern Geſichtspunkte anſehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in ſeinen Werken, deren Titel ihn als den Fürſten der franzöſiſchen Dichter preist, die ſämmtlichen Elemente der franzöſiſchen Poeſie, freilich in wunderlicher Miſchung, beiſammenfinden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenſtände, wie zum Beiſpiel die ſieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand eine naive Anſchauung der Welt und mannichfaltige Kenntniſſe, die er ſich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darſtellende, erzählende, beſchreibende, didaktiſche Weiſe zu Markte zu bringen. Dieſe ſehr ernſthaft gemeinten Gedichte gleichen daher ſämmtlich gutmüthigen Parodien, und ſind wegen ihres bunten Anſehens dem Franzoſen auf der jetzigen Höhe ſeiner eingebildeten Cultur äußerſt verhaßt, anſtatt daß, wie der Kurfürſt von Mainz das Rad, ein franzöſiſcher Autor die ſieben Tagwerke des Dubartas, irgend ſymbolirt, im Wappen führen ſollte.

Damit wir aber, bei einer aphoriſtiſchen Behandlung unſerer Aufſätze, nicht unbeſtimmt und dabei paradox erſcheinen, ſo fragen wir, ob

nicht die erſten vierzig Verſe des ſiebenten Schöpfungstages von Dubartas vortrefflich ſind, ob ſie nicht in jeder franzöſiſchen Muſterſammlung zu ſtehen verdienen, ob ſie nicht die Vergleichung mit manchem ſchätzenswerthen neuern Product aushalten? Deutſche Kenner werden uns beiſtimmen und uns für die Aufmerkſamkeit danken, die wir auf dieſes Werk erregen. Die Franzoſen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anſtrebende und zu Ludwig XIV Zeiten zur Reife gedeihende Verſtandescultur hat ſich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu ſondern, und zwar ſo, daß man nicht etwa von der Form, ſondern vom Stoff ausging, und gewiſſe Vorſtellungen, Gedanken, Ausdrucksweiſen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode; mit welcher letztern Dichtart ſie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andere dafür, als beſonders geeignet, in jeden beſondern Kreis aufnahm und für ihn beſtimmte.

Man behandelte die verſchiedenen Dichtungsarten wie verſchiedene Societäten, in denen auch ein beſonderes Betragen ſchicklich iſt. Anders benehmen ſich Männer, wenn ſie allein unter ſich, anders, wenn ſie mit Frauen zuſammen ſind; und wieder anders wird ſich dieſelbe Geſellſchaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter ſie tritt, dem ſie Ehrfurcht zu bezeigen Urſache haben. Der Franzoſe ſcheut ſich auch keineswegs, bei Urtheilen über Producte des Geiſtes von Convenancen zu ſprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man ſollte darüber nicht mit ihm rechten, ſondern einzuſehen trachten, in wiefern er Recht hat. Man kann ſich freuen, daß eine ſo geiſtreiche und weltkluge Nation dieſes Experiment zu machen genöthigt war, es fortzuſetzen genöthigt iſt.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie ſich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zuſammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigene Ueberzeugung beſtimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden ſoll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, ſobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, ſeine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es ſeinen weiteren Lichtkreis in den

Brennpunkt ſeiner Nation zuſammendrängen möchte, ſo weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakeſpears und Calderons! Vor dem höchſten äſthetiſchen Richterſtuhle beſtehen ſie untadelig, und wenn irgend ein verſtändiger Sonderer, wegen gewiſſer Stellen, hartnäckig gegen ſie klagen ſollte, ſo würden ſie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche ſie gearbeitet, lächelnd vorweiſen und nicht etwa dadurch bloß Nachſicht erwerben, ſondern deßhalb, weil ſie ſich ſo glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen.

Die Abſonderung der Dicht- und Redearten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunſt ſelbſt; aber nur der Künſtler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt, denn er iſt meiſt glücklich genug zu fühlen, was in dieſen oder jenen Kreis gehört. Der Geſchmack iſt dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünſchen, daß die Nation Geſchmack hätte, damit ſich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider iſt der Geſchmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausſchließend, und nimmt zuletzt der hervorbringenden Klaſſe Kraft und Leben.

Wohl findet ſich bei den Griechen, ſo wie bei manchen Römern eine ſehr geſchmackvolle Sonderung und Läuterung der verſchiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muſter nicht ausſchließlich hinweiſen: wir haben uns anderer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantiſche Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeſchmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen ſtandhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieſer barbariſchen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, iſt unſere Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige, was andere denken, urtheilen und glauben, was ſie hervorbringen und leiſten, wohl zu kennen und treulich zu ſchätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Geſt zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perſpectivmalerei und Maſchinerie ſich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Muſik aber noch weit zurückſtand. An einem ſolchen Urſprung hat dieſe Schauſpielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entſtanden iſt, kann nicht zur Kunſt zurückkehren; was ſich vom Scheine herſchreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts kam die italiäniſche Oper nach Frankreich, franzöſiſche Dichter und Componiſten machten bald darauf den Verſuch ſie zu nationaliſiren, welcher mit abwechſelndem Glück eine Zeit lang fortgeſetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der franzöſiſchen Oper, die unter dem Namen **Académie Royale de musique 1669** errichtet wurde, an ſich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erſt ihre eigentliche Conſiſtenz gab.

„Von dieſem Zeitpunkt fing die franzöſiſche theatraliſche Muſik an, durch mannichfaltige Verſchiedenheiten ſowohl in der poetiſchen Einrichtung der Dramen und der muſikaliſchen Beſchaffenheit ihrer Beſtandtheile, der Arien, Chöre, des mehr ſingenden oder eigentlich pſalmodiſchen Recitativs, der Ballete, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigeren Modulationen, der Liebe zu den weicheren Tonarten als auch in Abſicht vieler Fehler der Execution, ſich zu trennen und zu einer Nationalmuſik zu werden. Die auf Lulli folgenden Componiſten nahmen ihn ganz zu ihrem Muſter, und ſo konnte es geſchehen, daß eine Muſik eine Art Epoche von ſo langer Dauer in den Annalen der franzöſiſchen Kunſtgeſchichte bildete.“

An dem ſchönen Talente Quinaults fand Lulli eine große Unterſtützung. Er war für dieſe Dichtungsart geboren, declamirte ſelbſt vortrefflich, und arbeitete ſo dem Componiſten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zuſammen und ſtarben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succeß der franzöſiſchen Oper und die lange dauernde Gunſt für dieſelbe der Vereinigung zweier ſo glücklichen Talente zuſchreiben.

Marivaux.

Geb. zu Paris 1688. Geſt. 1763.

Die Geſchichte ſeines erworbenen und wiederverlorenen Rufes iſt die Geſchichte ſo vieler andern, beſonders bei dem franzöſiſchen Theater. Es gibt ſo viele Stücke, die zu ihrer Zeit ſehr gut aufgenommen worden, bei denen die franzöſiſchen Kritiker ſelbſt nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch iſt die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als ſolches ſchon eine beſondere Gunſt. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der ſich durch Beſcheidenheit Gunſt zu erwerben weiß, um ſo leichter, als er nicht den höchſten Kranz davonzutragen, ſondern nur Hoffnungen zu erregen verſpricht. Man nehme das Publicum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt anſieht, worauf man Gunſt oder Ungunſt nach Befinden ſchreiben kann, und man denke ſich ein Stück, mit einigem Talent geſchrieben, von vorzüglichen Schauſpielern aufgeführt, warum ſollte es nicht günſtig aufgenommen werden? warum ſollte es nicht ſich und ſeinen Autor durch Gewohnheit empfehlen? Selbſt ein erſter Mißgriff iſt in der Folge zu verbeſſern, und wem es zuerſt nicht ganz geglückt, kann ſich durch fortdauerndes Beſtreben in Gunſt ſetzen und erhalten. Von jenem ſowohl als dieſem Fall kommen in der franzöſiſchen Theatergeſchichte mannichfaltige Beiſpiele vor.

Aber was unmöglich iſt, zeigt ſich auch. Unmöglich iſt es, die Gunſt der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erſchöpft ſich, um ſo mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt ſelbſt ſeine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunſt werden gemacht, die Zeit ſchreitet vor, eine friſche Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftſteller, der nicht ſelbſt bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, ſieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den ſcheidenden Reizen nicht Abſchied nehmen will.

In dieſe traurige Lage kam Marivaux: er mochte ſich mit der Allgemeinheit ſeines Geſchicks nicht tröſten, zeigte ſich übellaunig, und wird hier um deßwillen von Diderot verſpottet.

Montesquieu.

Geb. 1689. Geſt. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein ſchöner Geiſt ſey.“ Eine ähnliche Redensart iſt oben ſchon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch ſeine Lettres persannes machte ſich Montesquieu zuerſt bekannt. Die große Wirkung, welche ſie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung deſſelben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfaſſer ſeine Nation auf die bedeutendſten, ja die gefährlichſten Materien aufmerkſam zu machen, und ſchon ganz deutlich kündigt ſich der Geiſt an, welcher den Esprit des loix hervorbringen ſollte. Weil er ſich nun aber bei dieſem ſeinem erſten Eintritt einer leichten Hülle bedient, ſo will man ihn denn auch nur, da er ſie ſchon abgeworfen, nach ihr ſchätzen und ihm das weitere größere Verdienſt halbkenneriſch abläugnen.

Muſik.

Ein großer Theil des vorliegenden Geſprächs handelt von Muſik, und es iſt nöthig, hier einiges Allgemeine über dieſe Kunſt zu ſagen, damit jeder Leſende in den Stand geſetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Muſik wird auf zweierlei Weiſe behandelt, entweder daß man ſie als eine ſelbſtſtändige Kunſt betrachtet, ſie in ſich ſelbſt ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußern Sinn genießt, wie es der Italiäner zu thun pflegt, oder daß man ſie in Bezug auf Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft ſetzt und ſie dergeſtalt bearbeitet, daß ſie mehrere menſchliche Geiſtes- und Seelenkräfte in Anſpruch nehmen könne, wie es die Weiſe der Franzoſen, der Deutſchen und aller Nordländer iſt und bleiben wird.

Nur durch dieſe Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneiſchen Faden, kann man ſich aus der Geſchichte der neuern Muſik und aus dem Gewirr parteiiſcher Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo ſie getrennt erſcheinen, wohl bemerkt und ferner unterſucht, wie ſie ſich an gewiſſen Orten, zu gewiſſen Zeiten, in den Werken

gewiſſer Individuen zu vereinigen geſtrebt, und ſich auch wohl für einen Augenblick zuſammengefunden, dann aber wieder auseinander gegangen, nicht ohne ſich ihre Eigenſchaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da ſie ſich denn in wunderbaren, ihren Hauptäſten mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer ſorgfältigen Ausbildung der Muſik in mehreren Ländern mußte ſich dieſe Trennung zeigen, und ſie beſteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiäner wird ſich der lieblichſten Harmonie, der gefälligſten Melodie befleißigen, er wird ſich an dem Zuſammenklang, an der Bewegung, als ſolchen, ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehen, und das, was dieſer an gehaltenen oder ſchnell auf einander folgenden Tönen und deren mannichfaltigſtem Vortrag leiſten kann, auf die glücklichſte Weiſe hervorheben, und ſo das gebildete Ohr ſeiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, ſeinem Text, da er zum Geſang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenſchaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern hält ſie für Pflicht. Seltſame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltſame Abweichungen und Uebergänge ſucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angſt und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componiſten werden bei Empfindenden, bei Verſtändigen ihr Glück machen, aber den Vorwurf des beleidigten Ohrs, in ſofern es für ſich genießen will, ohne an ſeinem Genuß Kopf und Herz Theil nehmen zu laſſen, ſchwerlich entgehen.

Vielleicht läßt ſich kein Componiſt nennen, dem in ſeinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenſchaften gelungen wäre, doch iſt es keine Frage, daß ſie ſich in den beſten Arbeiten der beſten Meiſter finde und nothwendig finden müſſe.

Uebrigens was dieſen Zwieſpalt betrifft, ſo iſt er wohl nie gewaltſamer erſchienen, als in dem Streit der Gluckiſten und Picciniſten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unſern Tagen den lieblichen Paiſiello durch einen ausdrucksvollern Componiſten verdrängt geſehen — eine Begebenheit, die ſich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Geſang, ſo verfuhr der Deutſche mit

der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie, fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte, lebhaft aus, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen, tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämmtlichen Künste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise manierirt und von aller eigentlichen Kunstwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affectirte Declamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire bei Verlesung seiner eigenen Stücke in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombast verfiel und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben so verhielt sich's mit der Malerei. Durchaus war das Fratzenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte. Sie fielen daher sämmtlich darauf, das was sie Natur nannten, der Cultur und der Kunst entgegenzusetzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Compositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partei, und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl mehr, weil dieses neue, bewegliche jenes alte, verhaßte, starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue

Bemühungen zu ebnen schien, daß er das letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten französische Componisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise, melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit, zur Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten, und hat ihr auf mehr denn Eine Weise genutzt; doch ward er nun, als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist, den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er — man muß es freilich gestehen — öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Palissot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehen, das sie nicht los werden. Will man billig seyn, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie alles nach einem gewissen kleineren Maßstabe messen, so fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordentliche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Händel, von ihrem ersten Ursprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig XV eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6. November 1755, sollte auch ein analoges Theaterstück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in

seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anstatt nun daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darstellung nicht unbenutzt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch ein kurzes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur geschwind loszuwerden, worauf er hingegen ein Schubladenstück, der Cirkel, folgen ließ, worin er das, was seiner literarischen Kleinheit am nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis ins Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt daß es immer schon dankenswerth ist, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer am Rechten und Guten Theil nimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater, als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm andere gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln seyn.

Nicht genug, daß Palissot seine litarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fratzenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit, zwar paradox, aber doch würdig genug angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier, keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt, und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyklopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet und

d'Alembert war ein bedeutendes Glied derſelben. Er fühlte was ein ſolcher Ausfall, an einem ſolchen Tage, bei einer ſolchen Gelegenheit für Folgen haben könne. Er lehnte ſich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Paliſſot nicht weiter beikommen konnte, ſo ward er doch als ein entſchiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weiſe das Leben ſauer zu machen. Dagegen blieb er von ſeiner Seite nicht müßig.

Nichts iſt natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer, wegen deſſen was ſie waren und was ſie wollten, viele Widerſacher finden mußten. Zu dieſen ſchlug ſich Paliſſot und ſchrieb das Luſtſpiel: Die Philoſophen, worüber der folgende Artikel nachzuſehen.

Die Philoſophen.

Ein Luſtſpiel von Paliſſot, zum erſtenmal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftſteller ſich ankündigt, fährt er meiſtentheils fort, und bei mittleren Talenten ſind oft im erſten Werke all die übrigen enthalten; denn der Menſch, der in ſich ſelbſt eins und rund iſt, kann auch in ſeinen Werken nur einen gewiſſen Kreis durchlaufen.

So waren auch Paliſſots Philoſophen nur eine Amplification jenes Feſtſtückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er ſieht nicht weiter. Als ein beſchränkter Widerſacher eines gewiſſen Zuſtandes erblickt er keineswegs, worauf es ihm allgemein ankommt, und bringt auf ein beſchränktes, leidenſchaftliches Publicum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, ſo bleibt uns nicht verborgen, daß ein falſcher Schein gewöhnlich Kunſt und Wiſſenſchaft begleitet, wenn ſie in den Gang der Welt eintreten; denn ſie wirken auf alle vorhandenen Menſchen und nicht etwa allein auf die vorzüglichſten des Jahrhunderts. Oft iſt die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja ſchädlich. Der gemeine Sinn erſchrickt über die falſche Anwendung höherer Maximen, wenn man ſie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewiſſes Geſchäft wirkſamen Menſchen vor der Welt ein fremdes Anſehen, das man gern

lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erscheinen dem, der die Bemühungen nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das sich vielleicht zu sehr fühlt, keine Nachsicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Uebeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde, und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu schreiben, und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden. Und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drei Acte kurz zusammengefaßt. Die Oekonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der französischen Komödie. Nichts ist neu, als die Kühnheit ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackerer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr als Wittwe von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich, und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klasse setzen könnte. Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrügt sich etwa über sie, oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hierzu in dem sogenannten **Bureau d'esprit** vor sich fand; verhaßt wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das plumpste. Die Herren kommen sämmtlich nur ins Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer, wie d'Alembert und Helvetius, wieder erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem letzten aufgestellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten

auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Das Stück konnte sich, seinem technischen Verdienst nach, recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versification ist nicht ungelenk, hie und da findet man eine geistreiche Wendung, durchaus aber ist der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff derer, die sich dem Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowohl dachte als schrieb, giebt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein Paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist eine sehr beschränkte, rechthaberische subalterne Rolle spielt.

Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen und untersuchen, ob Ihr gerecht seyd, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten!

Noch einmal, sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keineswegs ins komische Genre paßt. Ich rede geradezu. Die Männer, die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig, ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Dutzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm

bezeigt. Sein Buch über die Sitten iſt keineswegs ein ſchlechtes Buch, beſonders iſt es das Buch eines rechtſchaffenen Mannes. Mit Einem Wort, dieſe Herren haben ſie Euch öffentlich beleidigt? Mir ſcheint es nicht. Warum beleidigt Ihr ſie denn auf ſo grauſame Weiſe? Ich kenne Herrn Diderot gar nicht; ich habe ihn niemals geſehen: ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und ſchon darum allein ſollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyklopädie als das ſchönſte Denkmal, das man zu Ehren der Wiſſenſchaften aufrichten konnte. Es befinden ſich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, ſondern auch von vielen andern Perſonen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, ſich ein Vergnügen machten an dieſem Werke zu arbeiten.

Es giebt auch freilich jämmerliche Artikel darin und vielleicht ſind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt ſo unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünſcht die Fortſetzung der Encyklopädie. Die erſten Bände ſind ſchon in mehreren Sprachen überſetzt, warum denn auf dem Theater ſich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menſchen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich iſt?

Ihr macht mich raſend, mein Herr! Ich hatte mir vorgenommen über alles zu lachen in meiner ſtillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundſchaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich beſſere Verſe mache wie ſie, und daß ich ungefähr eben ſo viel Geſchichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem übrigen, ſo alt als ich bin. Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie geſehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unſterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieſes Werk ein Gegenſtand von 300,000 Thalern im Buchhandel. Man überſetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet ſich nun gegen dieſes der Nation werthe Denkmal, woran mehr als funfzig Perſonen von Bedeutung Hand anzulegen ſich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift gegen die Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren ſagen läßt, was ſie nicht geſagt haben, vergiftet was ſie geſagt haben, und gegen das argumentirt was ſie noch ſagen werden. Er citirt die Kirchenväter ſo falſch, als er das Dictionnär citirt.

Und in dieſen gehäſſigen Umſtänden ſchreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philoſophen. Ihr durchbohrt ſie, da ſie ſich ſchon sub gladio befinden. Ihr ſagt mir, Molière habe Cotin und Menage durchgezogen. Sey's! aber er ſagte nicht, daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beſchuldigt alle dieſe Herren abſcheulicher Maximen, in Eurem Stück und Eurer Vorrede. Ihr verſichert mich, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch iſt er der Verfaſſer des Artikels Gouvernement. Sein Name ſteht in großen Buchſtaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von allem was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth iſt. Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyklopädie verhaßt machen, und es iſt kein Wort von dieſer Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den Jüdiſchen Briefen ſteht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr: Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtſchaffenſten Männer Abſcheulichkeiten aus irgend einer Brochure, die den Titel führt: La vie heureuse. Ein Narr, Namens Lamettrie, ſchrieb ſie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als zwölf Jahren. Dieſe Abgeſchmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergeſſen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philoſophie und Encyklopädie, als ein liederliches Buch mit der Kirchengeſchichte; und doch verbindet Ihr alle dieſe Anklagen zuſammen. Was entſteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürſten fallen, eines Miniſters, einer wichtig beſchäftigten Magiſtratsperſon. Man hat wohl Zeit flüchtig Eure Vorrede zu leſen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

Piron.

Geb. 1689. Geſt. 1773.

Piron war einer der beſten, geiſtreichſten Geſellſchafter, und auch in ſeinen Schriften zeigt ſich der heitere, freie Ton anziehend und belebend.

Die franzöſiſchen Kritiker beklagen ſich, daß man bei Sammlung ſeiner Werke nicht ſtreng genug verfahren. Man hätte, meinen ſie, manches davon der Vergeſſenheit übergeben ſollen.

Dieſe Anmaßung der Kritik erſcheint ganz lächerlich, wenn wir die große Maſſe unbedeutender Bücher aufgeſtellt ſehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will mán uns die Uebungsſtücke, die geiſtreichen und leichten Compoſitionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade dieſe leichtern Arbeiten ſind es, wodurch man Piron am erſten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzſtadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, ſich mehr aus ſich ſelbſt entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu ſeiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet ſich bei ſeinen erſten Arbeiten immer etwas wegzuwünſchen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da faſt am meiſten intereſſirt, wo er ſein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum beſten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit ſolcher Macht und in ſolcher Breite, nimmt er ſich bedrängter oder beſchränkter Theater an, arbeitet für ſie, macht ihnen Ruf, und iſt vergnügt etwas Unerwartetes geleiſtet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauſpiele ſcharf von einander geſondert waren; jedes Theater hatte ein beſtimmtes, umſchriebenes Privilegium auf dieſe oder jene Darſtellungsart. So erlangte noch ein Künſtler, da alle übrigen Formen ſchon vergeben waren, die Erlaubniß Monodramen im ſtrengſten Sinne aufzuführen. Andere Figuren durften wohl noch auf dem Theater erſcheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für dieſen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank ſey es den Herausgebern, daß wir dieſe Kleinigkeiten noch beſitzen, deren uns die phariſäiſchen und ſchriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten!

Auch in den Vaudevilleſtücken zeigte ſich Piron ſehr geiſtreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erſter Text mit dem neuen

Text in einem neckiſchen Verhältniſſe ſteht, gelang ihm vortrefflich, und ſeine Arbeiten dieſer Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publicum durch keines ſeiner für das regelmäßige franzöſiſche Theater geſchriebenen Stücke befriedigen konnte, ſo glücklich war er mit ſeiner Metromanie. Er wußte in demſelben ſeine Landsleute dergeſtalt von der ſchwachen Seite zu faſſen, daß ſein Stück, ſogleich bei ſeiner Erſcheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überſchätzt wurde. Man ſetzte es den Molière'ſchen an die Seite, mit denen es ſich denn doch auf keine Weiſe meſſen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieſes Stück nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzoſen ſchwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der, bei einem vorzüglichen und gerade ſeiner Nation zuſagenden Talent, in ſeinen meiſten Arbeiten ſo viel zu wünſchen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentriſch; ein gewaltſam unanſtändiges Gedicht nöthigte ihn, aus ſeiner Vaterſtadt zu fliehen und ſich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Weſen verläugnete er nie ganz; ſeine lebhaften, oft egoiſtiſchen Ausfälle, ſeine treffenden Epigramme, Geiſt und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote ſtanden, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu ſcheinen, ſich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, ſondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugſam ſchätzenden Franzoſen von ihm auch immer Gutes ſagen können, ſchließt ſich immer mit dem Refrain, den Diderot ſchon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Denn vom Geſchmack ahnt Piron auch nicht das mindeſte.“ (Siehe Geſchmack.)

Poinſinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Geſt. 1769.

Es giebt in der Literatur wie in der Geſellſchaft ſolche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die, mit einem gewiſſen Talent begabt, ſehr zu- und vordringlich ſind, und indem ſie leicht von jedem überſehen werden,

Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei: sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung: sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinsinet in der französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1764.

Nachstehendes Urtheil Rousseau's über die Rameau'schen Verdienste trifft mit Diderots Aeußerungen genau zusammen, und ist geschickt unsern Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

„Die theoretischen Werke Rameau's haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte; und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keineswegs vermissen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Princip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst, einen Grundsatz, wäre er auch willkürlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Composition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältigt. Man sah von allen Seiten kleine zweitägige Componisten, die meisten ohne Talente, welche nun, auf Unkosten ihres

Meiſters, die Lehrer ſpielten, und auf dieſe Weiſe haben die großen reellen und gründlichen Dienſte, welche Herr Rameau der Muſik geleiſtet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich ſich von ſchlechter Muſik und ſchlechten Muſikern überſchwemmt ſah, weil jeder ſchon glaubte alle Feinheiten der Kunſt einzuſehen, ſobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterſcheiden gelehrt hatte.

Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, ſo hat man ihnen zuerſt die Verbindlichkeit, daß ſie das lyriſche Theater über die gemeinen Bretter erhoben. Er hat kühn den kleinen Cirkel der ſehr kleinen Muſik durchbrochen, innerhalb deſſen unſere kleinen Muſiker ſich, ſeit dem Tode des großen Lulli, immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug ſeyn wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzuſprechen, man doch geſtehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Muſiker in den Stand geſetzt die ihrigen ungeſtraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen iſt. Er hat die Dornen gefühlt; ſeine Nachfolger pflücken die Roſen.

Man beſchuldigt ihn ſehr leichtſinnig, wie mir ſcheint, nur ſchlechte Texte componirt zu haben: denn wenn dieſer Vorwurf einigen Sinn haben ſollte, ſo müßte man zeigen, daß er ſich in dem Fall befunden wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter iſt der Vorwurf, daß er ſeinen Text nicht immer verſtanden, daß er die Abſicht des Poeten übel gefaßt, oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle geſetzt, daß er vieles widerſinnig ausgedrückt Es war nicht ſeine Schuld, daß er ſchlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er beſſere genugſam ins Licht geſtellt hätte. Gewiß ſteht er, von Seiten des Geiſts und der Einſicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm von Seiten des Ausdrucks faſt vorzuziehen iſt.

Man muß in Herrn Rameau ein ſehr großes Talent erkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmoniſcher Umkehrungen und aller Mittel die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunſt zugeſtehen ſich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, ſie zu verzieren, zu verſchönern und ſeine eigenen auf vielfältige Weiſe umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit neue zu erfinden, mehr Geſchicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wiſſen als

Genie, oder wenigstens ein Genie erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannichfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dieß eben so sehr der Fehler der Gattung, als der seinige; denn sehr oft, weil er sich der Declamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schafheerde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

Er ist der erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden: er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu seyn, stark oder leise zu spielen und dem Acteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unseres Opernorchesters.

Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sey wie es will, mißbraucht: er machte die Begleitungen so confus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente, während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will; und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört zu kratzen.

Ein anderer noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich

beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Inſtrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges ſeyen, ſo muß man mir erſt beweiſen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig ſind. Alle dieſe beliebten Feinheiten der Kunſt, dieſe Nachahmungen, dieſe Doppelmotive, dieſe gezwungenen Bäſſe, dieſe Gegenfugen ſind nur ungeſtalte Ungeheuer, Denkmale des ſchlechten Geſchmacks, die man in die Klöſter verweiſen ſoll; dort mag ihre letzte Zuflucht ſeyn!

Um ſchließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, ſo denke ich, niemand hat beſſer als er den Geiſt des Einzelnen gefaßt, niemand hat beſſer die Kunſt der Contraſte verbunden; aber zu gleicher Zeit hat er ſeinen Opern jene glückliche und ſo ſehr gewünſchte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zuſammenzuſetzen."

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter dieſem Titel dem deutſchen Publicum übergeben, iſt wohl unter die vorzüglichſten Arbeiten Diderots zu rechnen. Seine Nation, ja ſogar ſeine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes ſchreiben. Dergleichen Redensarten ſagen ſich nach, pflanzen ſich fort, und das Verdienſt eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Unterſuchung geſchmälert. Diejenigen, die alſo urtheilen, hatten wohl den **Jacques le Fataliste** nicht geleſen; und auch gegenwärtige Schrift giebt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogenſten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganzes zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftſteller von ihm denken wie man wollte, ſo waren doch Freunde und Feinde darin einverſtanden, daß niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geiſt, Mannichfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er alſo für die gegenwärtige Schrift eine Geſprächsform wählte, ſetzte er ſich ſelbſt in ſeinen Vortheil, brachte ein Meiſterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die redneriſche und moraliſche Abſicht deſſelben iſt mannichfaltig. Erſt bietet er alle Kräfte des Geiſtes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu ſchildern, wobei denn ihre

Patrone keineswegs geſchont werden. Zugleich bemüht ſich der Verfaſſer ſeine literariſchen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zuſammenzuſtellen, und nimmt ferner Gelegenheit ſeine Meinung und Geſinnung über franzöſiſche Muſik auszuſprechen.

So heterogen dieſes letzte Ingredienz zu den vorigen ſcheinen mag, ſo iſt es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt; denn indem ſich in der Perſon von Rameau's Neffen eine entſchieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausſpricht, und alſo unſere Verachtung, ja ſogar unſern Haß erregt, ſo werden doch dieſe Empfindungen dadurch gemildert, daß er ſich als ein nicht ganz talentloſer, phantaſtiſch-praktiſcher Muſikus manifeſtirt. Auch in Abſicht der poetiſchen Compoſition gewährt dieſes der Hauptfigur angeborene Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräſentant aller Schmeichler und Abhänglinge geſchilderte, ein ganzes Geſchlecht darſtellende Menſch nunmehr als Individuum, als beſonders bezeichnetes Weſen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich dieſe von Anfang angelegten Fäden in einander geſchlungen ſind, welche köſtliche Abwechſelung der Unterhaltung aus dieſem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengeſtellt iſt, doch aus lauter wirklichen Pariſer Elementen zuſammengeſetzt erſcheint, mag der verſtändige Leſer und Wiederleſer ſelbſt entdecken. Denn das Werk iſt ſo glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja ſelbſt die äußerſten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtſeyn. Möge dem Beſitzer des franzöſiſchen Originals gefallen, dem Publicum auch dieſes baldigſt mitzutheilen; als das claſſiſche Werk eines abgeſchiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann ſein Ganzes in völliger unberührter Geſtalt hervortreten.

Eine Unterſuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrſcheinlich geſchrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze ſtehen. Von dem Luſtſpiele Paliſſots: Die Philoſophen, wird als von einem erſt erſchienenen oder erſcheinenden Werke geſprochen. Dieſes Stück wurde zum erſtenmal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer ſolchen öffentlichen perſönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde in der ſo lebhaften Stadt groß genug geweſen ſeyn.

In Deutſchland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende, theils durch

Flugſchriften, theils vom Theater herab, andern zu ſchaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz geruhig abwarten, und ſo iſt in kurzer Zeit alles wieder im Gleiſe, als wäre nichts geſchehen. In Deutſchland haben ſich vor der perſönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienſt zu fürchten. Alles Aechte, es mag angefochten werden wie es will, bleibt der Nation im Durchſchnitt werth, und man wird den geſetzten Mann, wenn ſich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf ſeinem Wege gewahr.

Hat alſo der Deutſche nur mit Ernſt und Redlichkeit ſein Verdienſt zu ſteigern wenn er von der Nation früher oder ſpäter begriffen ſeyn will, ſo kann er dieß auch um ſo gelaſſener abwarten, weil bei dem unzuſammenhängenden Zuſtande unſeres Vaterlandes, jeder in ſeiner Stadt, in ſeinem Kreiſe, ſeinem Hauſe, ſeinem Zimmer ungeſtört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens ſtürmen wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzoſe iſt ein geſelliger Menſch, er lebt und wirkt, er ſteht und fällt in Geſellſchaft. Wie ſollte es ſich eine franzöſiſche, bedeutende Societät in Paris, an die ſich ſo viele angeſchloſſen hatten, die von ſo wichtigem Einfluß war, wie ſollte ſie ſich gefallen laſſen, daß mehrere ihrer Glieder, ja ſie ſelbſt ſchimpflich ausgeſtellt, und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltſame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publicum, im Ganzen genommen, iſt nicht fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundſätze, wonach es geſchehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert ſie nicht, durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber ſittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu giebt jedem ſein eigenes Gewiſſen den vollſtändigſten Maßſtab, und jeder findet es behaglich, dieſen nicht an ſich ſelbſt, ſondern an einem andern anzulegen. Deßhalb ſieht man beſonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publicum ſchaden wollen, ihnen moraliſche Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Abſichten und wahrſcheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Geſichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder ſonſt leiſtet, wird verrückt, und man zieht dieſen zum Vortheile der Welt und der Menſchen beſonders Begabten vor den allgemeinen Richterſtuhl der

Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an, und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sey in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht läugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unabläßigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem sey nun wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern französischen Streitern zurückkehren, daß wenn Palissot nichts versäumte seine Gegner im moralischen Sinne herabzusetzen, Diderot in vorliegender Schrift alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunst und Galle vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieses geschieht, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels: Die Philosophen geschrieben worden, um so mehr, als noch von dem älteren Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß der Faux généreux des Bret, dessen als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottschriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erschienen seyn, wie aus des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und andern erhellt. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'sche Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt Palissot für den Böswicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackerer

Mann, ſelbſt durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrſcheinlich noch und ſcherzt in ſeinen kritiſchen Schriften, in denen ſich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, ſelbſt über das ſchreckliche Fratzenbild, das ſeine Widerſacher von ihm aufzuſtellen bemüht geweſen.

Tencin (Madame de).

Bei der geſelligen Natur der Franzoſen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem ſie doch immer als Präſidentinnen anzuſehen ſind, die, bei der Leidenſchaftlichkeit und Einſeitigkeit der Männer, durch einen gewiſſen allgemeinen Ton des Anſtandes und der Duldung einer Zuſammenkunft von bedeutenden Menſchen Haltung und Dauer zu geben wiſſen.

Madame de Tencin iſt eigentlich die Stifterin der neuern Pariſer Geſellſchaften, welche ſich unter den Augen merkwürdiger Frauen verſammelten. Im geſelligen und thätigen Leben entwickelte ſie die größten Vorzüge; ſie verbarg unter der äußern, unſcheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefſte Menſchenkenntniß und das größte Geſchick in weltlichen Dingen zu wirken. Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienſte ab, indem er ſie unter den größten Geiſtern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Deſeſſarts, Dudeffant, Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe, würde einen ſchönen Beitrag zur Menſchen- und beſonders zur Franzoſenkenntniß geben. Marmontel hat in ſeinen Mémoires hierzu ſehr viel geleiſtet.

Tencin (Cardinal).

Geb. 1679. Geſt. 1758.

Er ſtand mit Law in Verbindung, ward Miniſter, wie man behauptet, durch die Geſchicklichkeit ſeiner Schweſter, und ließ ſeine Geiſtesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er ſich zurückzog. Diderot ſcheint unter die zu gehören, die günſtig von ihm urtheilen.

Trublet (Abbé).

Geb. zu St. Malo 1697. Geſt. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geiſt, jedoch mehr zur Proſa, als zur Poeſie geneigt, gedachten die erſtere auf Koſten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publicums, der ſich ſelbſt äußerſt proſaiſch fühlt, ſo wenig er auch die Poeſie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literariſchen Verdienſten, ſchlug ſich auf ihre Seite, und brachte überhaupt ſein Leben in Beſchauung und Anbetung dieſer beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindſeligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünſtigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Geſt. 1778.

Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherren in ſich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Eben ſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig XIV ein franzöſiſcher König im höchſten Sinne, und eben ſo in Voltaire der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.

Die Eigenſchaften ſind mannichfaltig, die man von einem geiſtvollen Manne fordert, die man an ihnen bewundert, und die Forderungen der Franzoſen ſind hierin, wo nicht größer, doch mannichfaltiger als die anderer Nationen.

Wir ſetzen den bezeichneten Maßſtab, vielleicht nicht ganz vollſtändig und freilich nicht methodiſch genug gereiht, zu heiterer Ueberſicht hierher.

Tiefe, Genie, Anſchauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienſt, Adel, Geiſt, ſchöner Geiſt, guter Geiſt, Gefühl, Senſibilität,

Geſchmack, guter Geſchmack, Verſtand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioſes, Styl, Verſification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtesäußerungen kann man vielleicht Voltaire nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, ſtreitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weiſe die Breite der Welt ausfüllt, hat er beſeſſen und dadurch ſeinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es iſt ſehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzoſen in ihrer Sprache, ſtatt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in dieſem oder jenem Falle anwenden. Eine hiſtoriſche Darſtellung der franzöſiſchen Aeſthetik von einem Deutſchen wäre daher höchſt intereſſant, und wir würden auf dieſem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewiſſe Regionen deutſcher Art und Kunſt, in welchen noch viel Verwirrung herrſcht, zu überſehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine deutſche Aeſthetik, die jetzt noch ſo ſehr an Einſeitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Nachträgliches

zu

Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller, es sey ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderots, Rameau's Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sey geneigt dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung ins Publicum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publicum nicht greifen. Die kriegerischen Aspecten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich, ja unthunlich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderot's an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte, und deßhalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts, nach dessen deutscher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder ins Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderots würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kann noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern

Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: **Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit par Diderot,** und machte wie billig großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen.

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, **maître des requêts au Conseil du Roi,** wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Géniés, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse, so wie eingeschaltete, den Uebersetzern eigene Stellen konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug, man glaubte eine Zeit lang, das Original zu besitzen, bis endlich durch das entstandene Aufsehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderots in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezüchtigen lassen, und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Contestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber Herr Brière wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile.

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderots habe ich auch einen von Ew. ꝛc. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Neffen Rameau's in meiner Ausgabe mitaufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Production ist so treu, wie der Sohn des Colmar'schen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um danach Diderots Arbeit originalmäßig wiederherstellen zu können.

Indessen aber habe ich, um der französischen Literatur Diderots Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Uebersetzung gemacht, sondern den Abdruck nach einer Copie veranstaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfassers verfertigt war und welche ich von der Frau Marquise Vandeuil, Diderots einziger Tochter, empfing, welche noch lebt, und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxembourg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet,

und indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zuſchickt, gar bedeutende Beweiſe von franzöſiſcher Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächſt aber zeigt ſich erſt die Wichtigkeit ſeiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Ueberſetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterei erklärt. An die innern Gründe denkt niemand, man verlangt äußere, man will Diderots Original vorgewieſen haben, und eine würdige Dame ſo gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet ſich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht ſprechen könne: denn was das Hauptoriginal betrifft, ſey es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen geſendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich zwiſchendurch erinnern muß, iſt dieß, daß das Manuſcript nicht nach Gotha gekommen ſeyn kann, weil ich bei meinen dortigen beſonders literariſch vertrauten Verhältniſſen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung ausſprechen, ſo iſt das Manuſcript nach Petersburg an Ihro Majeſtät die Kaiſerin Katharina gelangt; die Copie, nach der ich überſetzte, ſchien dort genommen, und für mich hatte dieſe Filiation die höchſte Wahrſcheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen.

„Hochgeehrteſter Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung ſehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor ſo viel Jahren den Diderot'ſchen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenſchaft überſetzte, ſo konnte ich demſelben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken, hiermit meine Ueberzeugung auszuſprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Copie ſey, wonach ich überſetzt. Schon empfand ich dieß gleich beim erſten Leſen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer ſo langen Pauſe das franzöſiſche Werk mit meiner Ueberſetzung zuſammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich ſie weiter darnach ausbilde.

Eine ſolche Erklärung ſcheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich

gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen.

Weimar, den 16. October 1823."

Aus Vorstehendem erkennt man den großen und unersetzlichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten; er besteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen, reinen Leitung bedarf, sich durchaus an solchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewisse Originalitäten gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erhabenen nicht mehr zu scheiden ist.

Wer indessen Freude an der französischen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen in einander einsichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preisen, daß ein solches Juwel, als das schon anerkannte und noch allgemein anzuerkennende, sich doch endlich wiedergefunden hat.

Nunmehr aber halte ich für nöthig, etwas über die Noten zu äußern, welcher ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung zuwendete, entsprang wohl aus der frühern Bekanntschaft mit Diderots Werken in dem Augenblick, da sie erschienen. Die oft genannte und noch jetzt respectable Correspondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandenen und entstehenden Werke höchlich gesteigert. Stückweise kamen **La Religieuse** so wie **Jacques le Fataliste** in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn diese sich einander folgenden Abschnitte jener bedeutenden Werke gleich in besondere Hefte abgeschrieben, und in jenem Kreise, zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unsere Tagblätter bedienen sich desselben Kunststücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen, und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschähe. Uns aber wurden jene gehaltschweren Abtheilungen nach und nach zugezählt, und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun, den Gehalt dieser successiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzusprechen; wodurch wir sie uns auf eine Weise eigen machten, von welcher man in der spätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von dieſen Dingen deſto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographiſchen Heften ſchon geſtanden habe, mit der franzöſiſchen Literatur durchaus berfeundet worden; weßhalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und geſcholtenen Perſonen nicht fremd waren, und mir dadurch dieſe ſehr complicirte Production in heiterer Klarheit vor der Seele ſtand.

Betrachte ich nun aber meine lieben Landsleute in dieſer ſpäten Zeit, ſo konnte ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutſchen wie mir könnten gegenwärtig ſeyn. Die Regierungsjahre Ludwigs XV waren ſchon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zuſtände und Anſichten hervorgebracht: von ſolchen Frechheiten eines müßigen, beſchaulich humoriſtiſchen Lebens, wie ſolches in dem Element der erſten ſechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr ſeyn.

Da man doch aber ältere literariſche Bezüge in ſolchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt ſieht, ſo dachte ich das Entſchwundene dem deutſchen Leſer wieder entgegen zu heben; allein auch dieſe Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und Jahre verſchlangen alles Intereſſe, und auch ohne dieß konnte ein ſolches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anſpruch machen.

Gleicherweiſe unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem ſie heimlich an ihrer Rücküberſetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen laſſen. Sie ſcheinen dieſelben wohl durchgedacht zu haben, und faßten den Entſchluß, eine Ueberſetzung davon als eines eigenen Werks, und dadurch dem franzöſiſchen Publicum angemeſſener, zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à developper et à compléter sur plusieurs points importans les idées de l'auteur. Paris, chez Antoine Augustin Renouard. 1823.

Dieſes Buch, mit einiger Gunſt angeſehen, kann man wirklich als

wohl zusammengestellt gelten lassen. In einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, dem sie einen leichten Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Rameau's Neffen, die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie umgesetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire steht oben an, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache.

Die Uebersetzung selbst ist sehr frei, theils auslassend, theils paraphrastisch, jedoch ungeachtet einer solchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen sie genugsam eingedrungen sind; deßwegen sich auch auf diese Weise der Text, als zusammenhängend und übereinstimmend, ganz bequem lesen läßt.

Dagegen haben sie sich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient, und bald im Einklang, bald in einigem Widerspruch sich zu vernehmen gegeben. Bald lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen sie, wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieser Gegenstände ganz willkommen sind; deßwegen auch dieses Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur französischen Literatur, wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit gewesen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen jeden bei Durchlesung dieses Bandes interessiren, den Brief Voltaire's an Palissot wiederzufinden, worin er diesen wegen des Schauspiels: Die Philosophen, bestraft, ein bewundernswerthes Beispiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich sich aufs anmuthigste und heiterste benehmen kann. Eine Art jedoch, die vielleicht niemand als Voltaire gelang, vielleicht auch keine andere Nation so gut hätte kleiden können.

Nachdem die französische Ueberfetzung des Diderot'schen Dialogs erschienen war, fing man an zu zweifeln, ob dieser Neffe Rameau's jemals existirt habe. Glücklicherweise fand man in Merciers Tableau de Paris eine Stelle, welche sein Daseyn außer Zweifel setzt, und sowohl vom Oheim als vom Neffen charakteristische Züge mittheilt. Auch diese fügen wir übersetzt hier bei; es ist Mercier, der spricht.

„Ich habe," sagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, „in meiner Jugend Rameau, den Musikus, gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeschrumpften Unterleibes, der, gebückt wie er war, im Palais Royal stets spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, um sich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Stecken statt der Beine und eine schnarrende Stimme. Er schien unzugänglichen Humors, und nach Art der Poeten sprach er unsinnig über seine Kunst.

Man sagte damals, die ganze musikalische Harmonie sey in seinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerst. Doch wurden sie mir von jedermann als das non plus ultra der Musik vordemonstrirt, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine schlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich nichts, und es wollte mich später bedünken, als hätte ich nicht so ganz unrecht gehabt.

Er konnte Voltairen nie eine Note begreiflich machen und dieser jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

Derselbige Rameau, eines Tages eine schöne Dame besuchend, erhebt sich plötzlich von seinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schooß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinaus. Die erschrockene Dame ruft: Was macht Ihr, mein Herr! Er bellt falsch, sagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, dessen Ohr höchlich beleidigt worden.

Ich habe auch seinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war, der in den Kaffeehäusern lebte, und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genie's, alle edle Selbstverläugnung, kurz alles Große und Gute, was je in der Welt geschehen, auf das Kauen reducirte. Nach ihm hatte alles das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt, als um etwas zwischen die Zähne zu bekommen.

Er predigte diese Lehre mit einer sehr ausdrücklichen Gebärde und einer höchst malerischen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Gesetze,

ſo ſagte er: Alles dieſes, vom Marſchall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon, geſchieht bloß um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue, und woran man die Geſetze der Maſtication erfülle.

Eines Tages im Geſpräch ſagte er mir: Mein Onkel, der Muſikus, iſt ein großer Mann, aber mein Vater, erſt Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war noch ein größerer. Ihr ſollt urtheilen! Er war es, der etwas zwiſchen die Zähne zu bringen verſtand!

Ich lebte im väterlichen Hauſe mit vieler Sorgloſigkeit; denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu ſeyn. Ich hatte mein zweiundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und mir ſagte: Wie lange willſt du noch ſo in deiner faulen Art hinleben? Seit zwei Jahren erwarte ich Werke von dir. Weißt du, daß ich in meinem zwanzigſten Jahre gehangen war und einen Zuſtand hatte?

Da ich ſehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: Das nenne ich einen Zuſtand, gehangen zu ſeyn! Aber wie geſchah es, daß ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?

Höre! ſagte er. Ich war Soldat und marodirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick zu gleiten, wie er ſollte, oder vielmehr, wie er nicht ſollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelaſſen, weil es löcherig war. Huſaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchſchnitten ſie den Strick, und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht; die Friſche brachte mich wieder zu mir, und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinſchenke; ich ſage zur Frau: Erſchreckt euch nicht, mich im Hemde zu ſehen! mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach! Jetzt bitte ich um nichts, als eine Feder, Dinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.

Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich ſchrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauſpiel, gegeben durch den berühmten Italiäner, die erſten Plätze zu ſechs Sous, die zweiten zu drei. Jedermann tritt herein, wenn er bezahlt.

Ich verſchanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, ſchnitt

mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Dinte und ein wenig von meinem Blute bemalte; und so war ich fertig, um wechselsweise meine Puppen reden zu lassen und hinter meiner Tapete zu singen und zu geigen.

Ich hatte im Präludiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuschauer strömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einst Horaz begeisterte, inspirirte auch deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorstellungen, und auf dem Zettel nichts von Herabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiserock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Gränze. Eine kleine Heiserkeit, durch das Hängen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war und meinen Zustand hatte. Du bist zweiundzwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, hier sind zwölf Franken, und nun packe dich!

So verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit schneiden, und öffentlich Marionetten spielen, und alles dieß um ihren Mund zu füllen. Die Mastication ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt.

Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Leiermädchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe dir einen noch größern Glanz geben wollen durch diese Schatten, die dich umringen."

So weit Mercier, dessen Unterredung mit Rameau's Neffen denselbigen Ton hat wie Diderots Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweisen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, sondern ein wirklicher Mensch gewesen sey, wonach beide Maler, ohne von einander zu wissen, ihr Porträt mit so großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals überſehend, ſcheint es mir dem allgemeinen Intereſſe gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des franzöſiſchen Verlegers im Original beizufügen; er verſetzt uns lebhafter in jene Tage, wo dieſe Angelegenheit mit Leidenſchaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futures vous avez consacrés au culte des Muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public Français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait.

Éditeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition *le Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres Françaises l'ouvrage de Diderot, je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son

livre comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot, et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition *du Neveu de Rameau.* Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions, serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens; dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint Géniés, dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature;

mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France, est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts Nro 68.

Paris le 27. Juillet 1823.

Diderots

Verſuch über die Malerei.

Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geſtändniß des Ueberſetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, ſich doch ſo ungern entſchließt über eine Materie, die uns geläufig iſt, eine zuſammenhangende Abhandlung zu ſchreiben, eine Vorleſung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff ſich vergegenwärtigt, ihn ſo gut man nur konnte geordnet, man hat ſich aus allen Zerſtreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man anzufangen.

In demſelbigen Augenblick tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns geſtört, und von unſerm Gegenſtande hinweggeführt; aber unvermuthet lenkt ſich das Geſpräch auf denſelben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Geſinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unſerer Ueberzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollſtändig vor, das wir beſſer zu überſehen glauben, oder erhöht unſere eigene Vorſtellung, unſer eigenes Gefühl durch tiefere Einſicht, durch Leidenſchaft für die Sache. Schnell ſind alle Stockungen gehoben, wir laſſen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwiedern. Bald gehen die Meinungen, gleichen Schrittes, bald durchkreuzen ſie ſich; das Geſpräch ſchwankt ſo lange hin und her, kehrt ſo lange in ſich ſelbſt zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet iſt. Man ſcheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man ſich für dießmal nichts weiter zu ſagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorleſung nicht gefördert. Die Stimmung iſt erſchöpft; man wünſcht, daß ein Geſchwindſchreiber das vorüberrauſchende Geſpräch aufgefaßt haben möchte Man erinnert ſich mit Vergnügen der ſonderbaren Wendungen des Dialogs, wie durch

Widerſpruch und Einſtimmung, durch Zweiſeitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege ſo wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umſchrieben und beſchränkt worden, und jeder einſeitige Vortrag, er ſey noch ſo vollſtändig, noch ſo methodiſch gefaßt, kommt uns traurig und ſteif vor.

Daher mag es kommen! Der Menſch iſt kein lehrendes, er iſt ein lebendes, handelndes und wirkendes Weſen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! Und ſo iſt auch dieſe Ueberſetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entſtanden.

Eben als ich in Begriff war eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunſt nach unſerer Ueberzeugung zu entwerfen, fällt mir Diderots Verſuch über die Malerei zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm aufs neue, ich table ihn, wenn er ſich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zuſammentreffen, ich eifere über ſeine Paradoxen, ich ergötze mich an der Lebhaftigkeit ſeiner Ueberblicke, ſein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeſchiedenen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir ſelbſt. Ich bemerke, daß dieſe Schrift ſchon vor dreißig Jahren geſchrieben iſt, daß die paradoxen Behauptungen vorſätzlich gegen pedantiſche Manieriſten der franzöſiſchen Schule gerichtet ſind, daß ihr Zweck nicht mehr ſtattfindet, und daß dieſe kleine Schrift mehr einen hiſtoriſchen Ausleger verlangt, als einen Gegner auffordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß ſeine Grundſätze, die er mit eben ſo viel Geiſt als rhetoriſch-ſophiſtiſcher Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen, und eine Revolution zu veranlaſſen, als ein neues Kunſtgebäude zu errichten, daß ſeine Geſinnungen, die nur zu einem Uebergang von Manierirten, Conventionellen, Habituellen, Pedantiſchen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einladen ſollten, in der neuern Zeit als theoretiſche Grundmaximen fortſpuken, und ſehr willkommen ſind, indem ſie eine leichtſinnige Praktik begünſtigen: dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeſchiedenen Diderot, nicht mit ſeiner in gewiſſem Sinne ſchon veralteten Schrift, ſondern mit denen zu thun, die jene Revolution der Künſte, welche er hauptſächlich mitbewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem ſie ſich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und

der Pfuſcherei, zwiſchen Kunſt und Natur hinſchleifen, und eben ſo wenig geneigt ſind eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunſt zu befördern.

Möge denn alſo dieſes Geſpräch, das auf der Gränze zwiſchen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf ſeine Weiſe wirken, und die Geſinnungen und Grundſätze, denen wir ergeben ſind, bei allen, denen es Ernſt iſt, befeſtigen helfen!

Erſtes Capitel.

Meine unmaßgeblichen Gedanken über die Zeichnung.

„Die Natur macht nichts Inconvenientes. Jede Geſtalt, ſie mag ſchön oder häßlich ſeyn, hat ihre Urſache, und unter allen exiſtirenden Weſen iſt keins, das nicht wäre wie es ſeyn ſoll."

Die Natur macht nichts Inconſequentes. Jede Geſtalt, ſie ſey ſchön oder häßlich, hat ihre Urſache, von der ſie beſtimmt wird, und unter allen organiſchen Naturen die wir kennen, iſt keine, die nicht wäre wie ſie ſeyn kann.

So müßte man allenfalls den erſten Paragraphen ändern, wenn er etwas heißen ſollte. Dieſer fängt gleich von Anfang an die Begriffe zu verwirren, damit er künftig, nach ſeiner Art, Recht behalte. Die Natur iſt niemals correct! dürfte man eher ſagen. Correction ſetzt Regeln voraus, und zwar Regeln die der Menſch ſelbſt beſtimmt, nach Gefühl, Erfahrung, Ueberzeugung und Wohlgefallen, und danach mehr den äußern Schein als das innere Daſeyn eines Geſchöpfes beurtheilt: die Geſetze hingegen, nach denen die Natur wirkt, fordern den ſtrengſten innern organiſchen Zuſammenhang. Hier ſind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Urſache als Folge und die Folge als Urſache betrachten kann. Wenn eins gegeben iſt, ſo iſt das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daſeyn, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchöpfes, unbekümmert, ob es ſchön oder häßlich erſcheine. Eine Geſtalt, die von Geburt an ſchön zu ſeyn beſtimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in einem Theile verletzt werden; ſogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur

Kräfte, den verletzten Theil wieder herzustellen, und so wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwickelung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nicht mehr, was es seyn *sollte*, sondern was es seyn *kann*. Nimmt man in diesem Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden.

„Seht diese Frau an, die in der Jugend ihre Augen verloren hat. Das allmählige Wachsthum der Augenhöhle hat die Lieder nicht ausgedehnt, sie sind in die Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ entstanden ist, sie haben sich zusammengezogen. Die obern haben die Augenbraunen mit fortgerissen, die untern haben die Wangen ein wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem sie dieser Bewegung nachgab, hat sich gleichfalls in die Höhe gezogen; und so sind alle Theile des Gesichts gestört worden, je nachdem sie näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt ihr aber, daß diese Entstellung sich bloß in das Oval eingeschlossen habe? Glaubt ihr, daß der Hals völlig frei geblieben sey? und die Schultern und die Brust? Ja freilich für eure Augen und für die meinen! Aber ruft die Natur herbei, zeigt ihr diesen Hals, diese Schultern, diese Brust, und sie wird sagen: Dieß sind Glieder eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verloren hat.

„Wendet einen Blick auf diesen Mann, dessen Rücken und Schultern eine erhobene Gestalt angenommen haben. Indessen die Knorpel des Halses vorn auseinander gingen, drückten sich hinten die Wirbelbeine nieder; der Kopf ist zurückgeworfen, die Hände haben sich an den Gelenken des Arms verschoben, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle Glieder haben den gemeinschaftlichen Schwerpunkt gesucht, der einem so verschobenen System zukam; das Gesicht hat darüber einen Zug von Zwang und Mühseligkeit angenommen. Bedeckt diese Gestalt, zeigt der Natur ihre Füße, und die Natur, ohne zu stocken, wird euch antworten: Es sind die Füße eines Buckeligen."

Vielleicht scheint manchem die vorstehende Behauptung übertrieben, und doch ist es im schärfsten Sinne wahr, daß die Consequenz der organisirenden Natur, im gesunden Zustande sowohl als im kranken, über alle unsere Begriffe geht. Wahrscheinlich hätte ein Meister der Semiotik die beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beschreibt, besser dargestellt, doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen, wir müssen sehen, wozu er seine Beispiele brauchen will.

„Wenn die Urſachen und Wirkungen uns völlig anſchaulich wären, ſo hätten wir nichts Beſſeres zu thun, als die Geſchöpfe darzuſtellen, wie ſie ſind; je vollkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer den Urſachen, deſto zufriedener würden wir ſeyn.“

Hier kommen die Grundſätze Diderots, die wir beſtreiten werden, ſchon einigermaßen zum Vorſchein. Die Neigung aller ſeiner theoretiſchen Aeußerungen geht dahin, Natur und Kunſt zu confundiren, Natur und Kunſt völlig zu amalgamiren; unſere Sorge muß ſeyn, beide in ihren Wirkungen getrennt darzuſtellen. Die Natur organiſirt ein lebendiges, gleichgültiges Weſen, der Künſtler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künſtler ein ſcheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beſchauer erſt Bedeutſamkeit, Gefühl, Gedanken, Effect, Wirkung auf das Gemüth ſelbſt hinbringen, im Kunſtwerke will und muß er das alles ſchon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur iſt in keinem Sinne möglich; der Künſtler iſt nur zur Darſtellung der Oberfläche einer Erſcheinung berufen. Das Aeußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen unſeren geiſtigen und ſinnlichen Kräften ſpricht, unſer Verlangen reizt, unſern Geiſt erhebt, deſſen Beſitz uns glücklich macht, das Lebensvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin iſt der Künſtler angewieſen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehen: er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerſtören, das Nothwendige kennen lernen, und wenn er es fähig iſt, die Labyrinthe des organiſchen Baues, wie den Grundriß eines Irrgartens, in deſſen Krümmungen ſich ſo viele Spaziergänger abmüden, vor ſeiner Seele feſthalten.

Der lebendig genießende Menſch ſo wie der Künſtler fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforſcher als in ſeinem Vaterlande herumwandelt; dagegen hat der reine Naturforſcher wenig Reſpect vor dem Künſtler, er ſieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menſchen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das ſchmackhafte Fleiſch des Pfirſichs verzehrt, und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft. So ſtehen Natur und Kunſt, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne ſich wechſelsweiſe aufzuheben, aber ohne ſonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unſeres Autors genau an, ſo verlangt er eigentlich vom Künſtler, daß er für Phyſiologie und Pathologie arbeiten ſolle, eine Aufgabe, die das Genie wohl ſchwerlich übernehmen würde.

Nicht beſſer iſt der folgende Periode, ja noch ſchlimmer: denn dieſe leidige, groß- und ſchwerköpfige, kurzbeinige, grobfüßige Figur würde man wohl ſchwerlich in einem Kunſtwerke dulden, wenn ſie auch noch ſo organiſch conſequent wäre. Ueberdieß kann ſie auch der Phyſiolog nicht brauchen; denn ſie ſtellt die menſchliche Geſtalt nicht im Durchſchnitte vor: der Patholog eben ſo wenig; denn ſie iſt nicht krankhaft noch monſtrös, ſondern nur ſchlecht und abgeſchmackt.

Wunderlicher, trefflicher Diderot, warum wollteſt du deine großen Geiſteskräfte lieber brauchen, um durch einander zu werfen, als zurechtzuſtellen? Sind denn die Menſchen, die ſich, ohne Grundſätze, in der Erfahrung abmüden, nicht ohnehin ſchon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Urſachen des organiſchen Baues nicht kennen, und aus eben dieſer Unwiſſenheit uns an conventionelle Regeln gebunden haben, ſo würde doch ein Künſtler, der dieſe Regeln vernachläſſigte, und ſich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geſchwollener Kniee, läſtiger und ſchwerer Köpfe entſchuldigt werden müſſen.“

Zu Anfang des vorſtehenden Perioden legt der Verfaſſer ſchon ſeine ſophiſtiſchen Schlingen, die er hinterher feſter zuziehen will. Er ſagt, wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organiſation verfährt, und wir ſind deßwegen über gewiſſe Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns, in Ermangelung einer beſſern Einſicht, zu richten pflegen. Hier iſt es, wo ſich gleich unſer Widerſpruch laut erheben muß.

Ob wir die Geſetze der organiſirenden Natur kennen oder nicht, ob wir ſie beſſer kennen als vor dreißig Jahren, da unſer Gegner ſchrieb, ob wir ſie künftig beſſer kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimniſſe dringen können? danach hat der bildende Künſtler kaum zu fragen. Seine Kraft beſteht im Anſchauen, im Auffaſſen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl, daß eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig ſey, und beſonders im Gefühl, was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig

ſey, damit er ſich nicht zu weit aus ſeinem Kreiſe entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige verſäume.

Ein ſolcher Künſtler, eine Nation, ein Jahrhundert ſolcher Künſtler bilden durch Beiſpiel und Lehre, nachdem die Kunſt ſich lange empiriſch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunſt. Aus ihrem Geiſte und ihrer Hand entſtehen Proportionen, Formen, Geſtalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; ſie conveniren nicht über dieß und jenes, das aber anders ſeyn könnte, ſie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeſchicktes für das Rechte gelten zu laſſen, ſondern ſie bilden zuletzt die Regeln aus ſich ſelbſt, nach Kunſtgeſetzen, die eben ſo wahr in der Natur des bildenden Genius liegen, als die große allgemeine Natur die organiſchen Geſetze ewig thätig bewahrt.

Es iſt hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit man dieſe Regeln entdeckt und befolgt habe. Es iſt die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umſtänden davon abgewichen ſey? ob man hie und da etwas Conventionelles dem Geſetzmäßigen ſubſtituirt habe? Ja es iſt nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden ſind; ſondern man muß kühn behaupten, daß ſie gefunden werden müſſen, und daß, wenn wir ſie dem Genie nicht vorſchreiben können, wir ſie von dem Genie zu empfangen haben, das ſich ſelbſt in ſeiner höchſten Ausbildung fühlt, und ſeinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was ſollen wir aber zu dem folgenden Perioden ſagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüſſige; ſie iſt paradox hingeſtellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

„Eine krumme Naſe beleidigt nicht in der Natur, weil alles zuſammenhängt; man wird auf dieſen Uebelſtand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die Naſe, indem das übrige an ſeinem Platze bliebe, ſo würde es übel ausſehen. Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat eine zerbrochene Naſe.“

Wir dürfen wohl nochmals fragen: Was ſoll das hier bedeuten? was beweiſen? und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Geſicht wird entſtellt, wenn man die Naſe auf die Seite biegt. Und warum? Weil die Symmetrie geſtört wird, auf welcher die gute Bildung des Menſchen beruht. Von einem Geſichte, das im Ganzen

verſchoben iſt, dergeſtalt daß man gar keine Forderung einer ſymmetriſchen Stellung der Theile an daſſelbe macht, ſollte gar nicht die Rede ſeyn, wenn man auch von Kunſt nur zum Scherz ſpräche.

Bedeutender iſt folgende Periode; hier geht der Sophiſt ſchon mit vollen Segeln.

„Wir ſagen von einem Menſchen, den wir vorbeigehen ſehen, er ſey übel gemacht. Ja nach unſern armen Regeln! aber nach der Natur beurtheilt, wird es anders klingen. Wir ſagen von einer Statue, ſie habe die ſchönſten Proportionen. Ja nach unſern armen Regeln, aber was würde die Natur ſagen?"

Mannichfaltig iſt die Complication des Halben, Schiefen und Falſchen in dieſen wenigen Worten. Hier iſt wieder die Lebenswirkung der organiſchen Natur, die ſich in allen Störungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewiſſes Gleichgewicht zu ſetzen weiß, und dadurch ihre lebendige, productive Realität auf das kräftigſte beweist, der vollendeten Kunſt entgegengeſetzt, die auf ihrem höchſten Gipfel keine Anſprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, ſondern die Natur auf dem würdigſten Punkte ihrer Erſcheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um ſie ihr ſelbſt wieder vorzuſchreiben.

Die Kunſt übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, ſie hält ſich an die Oberfläche der natürlichen Erſcheinungen; aber ſie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt; ſie fixirt die höchſten Momente dieſer oberflächlichen Erſcheinungen, indem ſie das Geſetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenſchaft.

Die Natur ſcheint um ihrer ſelbſt willen zu wirken; der Künſtler wirkt als Menſch, um des Menſchen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, leſen wir uns im Leben das Wünſchenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künſtler dem Menſchen entgegenbringt, ſoll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles anfreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geiſt nährend, bildend und erhebend ſeyn; und ſo giebt der Künſtler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menſchlich vollendete zurück.

Soll dieſes aber geſchehen, ſo muß das Genie, der berufene Künſtler nach Geſetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur ſelbſt vorſchrieb, die ihr nicht widerſprechen, die ſein größter Reichthum ſind, weil er dadurch ſowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum ſeines Gemüths beherrſchen und brauchen lernt.

„Es ſey mir erlaubt, den Schleier von meinem Buckligen auf die mediceiſche Venus überzutragen, ſo daß man nur die Spitze ihres Fußes gewahr werde. Uebernähme nun die Natur zu dieſer Fußſpitze eine Figur auszubilden, ſo würdet ihr vielleicht mit Verwunderung unter ihrem Griffel ein häßliches und verſchobenes Ungeheuer entſtehen ſehen; mich aber würde es wundern, wenn das Gegentheil geſchähe.“

Der flache Weg, den unſer Freund und Gegner mit den erſten Schritten eingeſchlagen, vor dem wir bisher zu warnen ſuchten, zeigt ſich nun hier in ſeiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, ſo haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre perſonificirte göttliche Geſtalt für ſo täppiſch halten ſollten, in die Schlingen eines Sophiſten einzugehen und, um ſeinen Scheingründen einiges Gewicht zu verſchaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Fratze zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage, ob der Sperling lebendig oder todt ſey? hier auch dieſe ungeſchickte Zumuthung beſchämen.

Sie tritt vor das verſchleierte Bild, ſieht die Fußſpitze, und vernimmt warum der Sophiſt ſie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Unwillen ruft ſie ihm zu: Du verſuchſt mich vergebens durch eine verfängliche Zweideutigkeit! Laß den Schleier hängen, oder hebe ihn weg, ich weiß, was drunter verborgen iſt. Ich habe dieſe Fußſpitze ſelbſt gemacht, denn ich lehrte den Künſtler, der ſie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Geſtalt, und aus dieſem Begriff ſind dieſe Proportionen, dieſe Formen entſtanden; es iſt genug, daß dieſe Fußſpitze zu dieſer und zu keiner andern Statue paſſe, daß dieſes Kunſtwerk, das du mir zum größten Theil zu verbergen glaubſt, mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung ſey. Ich ſage dir, dieſe Fußſpitze gehört einem ſchönen, zarten, ſchamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend ſteht! Auf einem andern Fuße würde die würdigſte der Frauen, die Götterkönigin ruhen, auf einem andern eine leichtſinnige Bacchantin ſchweben. Doch dieſes merke: der Fuß iſt von Marmor, er verlangt nicht zu gehen; und ſo iſt der

Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieſer Künſtler etwa die thörichte Forderung, ſeinen Fuß neben einen organiſchen zu ſtellen, dann verdient er die Demüthigung, die du ihm zudenkſt: aber du haſt ihn nicht gekannt, oder ihn mißverſtanden; kein ächter Künſtler verlangt ſein Werk neben ein Naturproduct oder gar an deſſen Stelle zu ſetzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeſchöpf aus dem Reiche der Kunſt zu verſtoßen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine intereſſante Situation in der Phantaſie zu erregen, ſeinen Bildhauer in eine ſelbſthervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derſelben andichtet, wenn er ſie endlich in ſeinen Armen erweichen läßt: das giebt wohl ein lüſternes Geſchichtchen, das ſich ganz artig anhört; für den bildenden Künſtler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition ſagt, daß brutale Menſchen gegen plaſtiſche Meiſterwerke von ſinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künſtlers aber zu ſeinem trefflichen Werk iſt ganz anderer Art, ſie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion ſeiner Statue begehren können, ſo wäre er ein Pfuſcher geweſen, unfähig eine Geſtalt hervorzubringen, die verdient hätte als Kunſtwerk oder als Naturwerk geſchätzt zu werden.

Verzeihe, o Leſer und Zuhörer, wenn unſere Göttin weitläufiger, als es einem Orakel geziemt, geſprochen hat! Einen verworrenen Knaul kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen reinen Faden in ſeiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menſchliche Figur iſt ein Syſtem, ſo mannichfaltig zuſammengeſetzt, daß die Folgen einer in ihren Anfängen unmerklichen Inconſequenz das vollkommenſte Kunſtwerk auf tauſend Meilen von der Natur wegwerfen müſſen.“

Ja, der Künſtler verdiente dieſe Demüthigung, daß man ihm ſein vollkommenſtes Kunſtwerk, die Frucht ſeines Geiſtes, ſeines Fleißes, ſeiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabſetzte, wenn er es neben oder an die Stelle eines Naturproducts hätte ſetzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unſerer ſupponirten Göttin, weil unſer Gegner ſich auch wiederholt, und weil gerade dieſes Vermiſchen von Natur und Kunſt die Hauptkrankheit iſt, an der unſere Zeit

daniederliegt. Der Künſtler muß den Kreis ſeiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur ſich ein Reich bilden; er hört aber auf, ein Künſtler zu ſeyn, wenn er mit in die Natur verfließen, ſich in ihr auflöſen will.

Wir wenden uns abermals zu unſerm Autor, der eine geſchickte Wendung nimmt, um von ſeinen ſeltſamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählig zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht wäre, ſo wüßte ich vielleicht, wie weit der Künſtler ſich den angenommenen Proportionen unterwerfen ſoll; und ich würde es euch ſagen.“

Wenn es der Fall ſeyn kann, daß der Künſtler ſich Proportionen unterwerfen ſoll, ſo müſſen dieſe doch etwas Nothwendiges, etwas Geſetzliches haben, ſie dürfen nicht willkürlich angenommen ſeyn, ſondern die Maſſe der Künſtler muß hinreichende Urſache, bei Beobachtung der natürlichen Geſtalten und in Rückſicht auf Kunſtbedürfniß gefunden haben, ſie anzunehmen. Das iſt's, was wir behaupten, und wir ſind ſchon zufrieden, daß unſer Verfaſſer es einigermaßen zugeſteht. Nur geht er leider zu geſchwind über das, was geſetzlich ſeyn ſoll, hinaus, er lehnt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Beſtimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerkſam zu machen. Denn er fährt fort:

„Aber das weiß ich, daß ſie gegen den Deſpotismus der Natur ſich nicht halten können, daß das Alter, der Zuſtand auf hunderterlei Art Aufopferungen bewirken.“

Dieß iſt keineswegs ein Gegenſatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künſtlergeiſt ſich erhoben hat, den Menſchen auf der Höhe ſeiner Geſtalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch ſind ja die Proportionen entſtanden. Niemand wird die Ausnahmen läugnen, wenn man ſie gleich erſt bei Seite ſetzen muß; wer würde eine Phyſiologie durch pathologiſche Noten zu entkräften glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel gezeichnet nenne, wenn ſie ihre äußere Organiſation deutlich ſehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leichtigkeit tägliche Beſchäftigungen auszuüben, wohl ausgedrückt iſt.“

Wenn eine Figur ihre äußere Organiſation deutlich ſehen läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden, ſo hat ſie gewiß, wo nicht ſchöne, doch charakteriſtiſche Proportionen, und kann in einem Kunſtwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Dieſe Beſchäftigungen beſtimmen die vollkommene Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des Ganzen; daher ſehe ich das Kind entſpringen, den erwachſenen Mann und den Greis, den wilden ſo wie den gebildeten Menſchen, den Geſchäftsmann, den Soldaten und den Laſtträger.“

Niemand wird läugnen, daß Functionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit, zu dieſem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beſchäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Laſtträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen ſoll.

„Wenn eine Figur ſchwer zu erfinden wäre, ſo müßte es ein Menſch von fünfundzwanzig Jahren ſeyn, der ſchnell auf einmal aus der Erde entſtanden wäre, und nichts gethan hätte; aber dieſer Menſch iſt eine Chimäre.“

Dieſer Behauptung kann man nicht geradezu widerſprechen, und doch muß man ſich gegen das Captiöſe, das in ihr liegt, verwahren. Freilich laſſen ſich keine Glieder eines Erwachſenen denken, die ſich ohne Uebung in einer abſoluten Ruhe ausgebildet hätten; und doch denkt ſich der Künſtler, indem er ſeinen Idealen nachſtrebt, einen menſchlichen Körper, welcher durch die mäßigſte Uebung zu ſeiner größten Ausbildung gekommen iſt; allen Begriff von Mühe, von Anſtrengung, von Ausbildung zu einem gewiſſen Zweck und Charakter muß er ablenken. Eine ſolche Geſtalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunſt hervorgebracht werden, und iſt alsdann keineswegs eine Chimäre, ſondern ein Ideal.

„Die Kindheit iſt beinahe eine Caricatur; daſſelbe kann man von dem Alter ſagen: das Kind iſt eine unförmliche flüſſige Maſſe, die ſich zu entwickeln ſtrebt, ſo wie der Greis eine ungeſtaltete und trockene Maſſe wird, die in ſich ſelbſt zurückkehrt, um ſich nach und nach auf nichts zu reduciren.“

Wir ſtimmen mit dem Verfaſſer völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der ſchönen Kunſt zu verbannen ſind. In ſofern der Künſtler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen Verſuch machen, dieſe zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Cyclus ſchöner und bedeutender Kunſt aufzunehmen.

„Nur in dem Zwischenraum der beiden Alter, vom Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mannheit, unterwirft der Künstler seine Gestalten der Reinheit, der strengen Genauigkeit der Zeichnung; da ist es, wo das poco più und poco meno eine Abweichung hinein- oder heraus-, Fehler oder Schönheiten hervorbringen."

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden, im strengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begränzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen, es ist nur ein Augenblick! die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit; und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist wirklich aufzustellen. So wie die Kunst Centauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen; ja es ist ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden regen darf.

Wir lassen uns von unserm Autor weiter führen: er bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch das Alter und die Functionen verhalten mögen, indem sie die Formen verändern, zerstören sie doch die Organe nicht. — Das gebe ich zu. — So muß man sie also kennen? — Das will ich nicht läugnen. Ja, hier ist die Ursache, warum man die Anatomie zu studiren hat.

Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel seine Vortheile; aber sollte nicht zu fürchten seyn, daß dieser Geschundene beständig in der Einbildungskraft bleiben, daß der Künstler auf der Eitelkeit beharren werde, sich immer gelehrt zu zeigen, daß sein verwöhntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen könne, daß er, trotz der Haut und des Fettes, immer nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, seine

Befeſtigung, ſein Einſchmiegen! Wird er nicht alles zu ſtark ausdrücken? wird er nicht hart und trocken arbeiten? werde ich nicht den verwünſchten Geſchundenen auch in Weiberfiguren wieder finden?

Weil ich denn doch einmal nur das Aeußere zu zeigen habe, ſo wünſchte ich, man lehrte mich das Aeußere nur recht gut ſehen, und erließe mir eine gefährliche Kenntniß, die ich vergeſſen ſoll."

Dergleichen Grundſätze darf man jungen und leichtſinnigen Künſtlern nur merken laſſen, ſie werden ſich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele ſpricht. Nein, werther Diderot, drücke dich, da dir die Sprache ſo zu Gewalt ſteht, beſtimmter aus! Ja, das Aeußere ſoll der Künſtler darſtellen! Aber was iſt das Aeußere einer organiſchen Natur anders, als die ewig veränderte Erſcheinung des Innern? Dieſes Aeußere, dieſe Oberfläche iſt einem mannichfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau ſo genau angepaßt, daß ſie dadurch ſelbſt ein Inneres wird, indem beide Beſtimmungen, die äußere und die innere, im ruhigſten Daſeyn ſo wie in der ſtärkſten Bewegung, ſtets im unmittelbarſten Verhältniſſe ſtehen.

Wie dieſe innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künſtler Anatomie ſtudiren ſoll, damit ſie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig ſchildert, iſt hier der Ort nicht auszumachen; aber ſo viel kann man im Allgemeinen ſagen: Du ſollſt den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lernteſt, beleben, nicht vergeſſen. Der muſikaliſche Componiſt wird bei dem Enthuſiasmus ſeiner melodiſchen Arbeiten den Generalbaß, der Dichter das Sylbenmaß nicht vergeſſen.

Die Geſetze, nach denen der Künſtler arbeitet, vergißt er ſo wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann iſt Stoff und Geſetz; dieſes mußt du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrſchen wiſſen! Und willſt du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler ſeyn, ſo hüte ſie vor unnützen Kenntniſſen und vor falſchen Maximen: denn es hält ſchwer das Unnütze wegzuwerfen, ſo wie eine falſche Richtung zu verändern.

„Man ſtudirt die Muskeln am Leichnam nur deßhalb, ſagt man, damit man lerne, wie man die Natur anſehen ſoll: aber die Erfahrung lehrt, daß man nach dieſem Studium gar viel Mühe hat die Natur nicht anders zu ſehen, als ſie iſt."

Auch dieſe Behauptung beruht nur auf ſchwankend gebrauchten Worten.

Der Künſtler, der an der Oberfläche nur herumkrabbelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich, bei ſchönem Talente, immer angenehm erſcheinen: der Künſtler, der ſich ums Innere bekümmert, wird freilich auch das ſehen, was er weiß, er wird, wenn man will, ſein Wiſſen auf die Oberfläche übertragen; und hier iſt auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entſcheidet, ob er wohl oder übel thut.

Hat nun bisher unſer Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, ſo zieht er nun gleichfalls gegen das akademiſche Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariſer akademiſchen Anſtalten und ihrer Pedanterei zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu dieſem Punkte bewegt er ſich durch einen raſchen Uebergang.

„Ihr, mein Freund, werdet dieſen Aufſatz allein leſen, und darum darf ich ſchreiben, was mir beliebt. Die ſieben Jahre, die man bei der Akademie zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt ihr die gut angewendet? Und wollt ihr wiſſen, was ich davon denke? Eben während dieſen ſieben mühſeligen und grauſamen Jahren nimmt man in der Zeichnung eine Manier an; alle dieſe akademiſchen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt, wie ſie ſind, alle die Handlungen, die kalt und ſchief durch einen armen Teufel ausgedrückt werden, und immer durch ebendenſelben armen Teufel, der gedungen iſt dreimal die Woche zu kommen, ſich auszukleiden und ſich durch den Profeſſor wie eine Gliederpuppe behandeln zu laſſen, was haben ſie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein? Der Mann, der in euerm Hofe Waſſer aus dem Brunnen zieht, wird er durch jenen richtig vorgeſtellt, der nicht dieſelbe Laſt zu bewegen hat und mit zwei Armen in der Höhe auf dem Schulgerüſt dieſe Handlung ungeſchickt ſimulirt? Wie verhält ſich der Menſch, der vor der Schule zu ſterben ſcheint, zu dem, der in ſeinem Bette ſtirbt, oder den man auf der Straße todtſchlägt? Was für ein Verhältniß hat der Ringer in der Akademie zu dem auf meiner Kreuzſtraße? welches der Mann, der auf Erfordern bittet, bettelt, ſchläft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit ſich auf die Erde ſtreckt, zu dem Philoſophen, der neben ſeinem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten, erſtickten Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? Gar keins, mein Freund, gar keins!"

Von dem Modelle gilt im allgemeinen, was von dem Muskelkörper

vorhin gesagt worden. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben ist theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, theils ist es eine Beihülfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unser Freund von dem freilich ewigen Studium des Modells in der Akademie gesehen, verdrießen ihn so sehr, daß er fortfährt:

„Eben so gut möchte man die Künstler, um ja das Abgeschmackte zu vollenden, wenn man sie dort entläßt, zu Bestris oder Gardel, oder zu irgend einem andern Tanzmeister schicken, damit sie da die Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergessen; die Einbildungskraft füllt sich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falscher, zugeschnittener, lächerlicher und kälter seyn könnten. Da stecken sie im Magazin, und nun kommen sie heraus, um sich ans Tuch zu hängen. So oft der Künstler seinen Stift oder seine Feder nimmt, erwachen diese verdrießlichen Gespenster und treten vor ihn; er wird sie nicht los, und nur ein Wunder kann sie aus seinem Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menschen, voll Geschmack, der, ehe er den mindesten Zug auf die Leinwand that, Gott auf seinen Knieen anrief und vom Modell befreit zu werden bat. Wie selten ist es gegenwärtig ein Gemälde zu sehen, das aus einer gewissen Anzahl Figuren besteht, ohne hie und da einige dieser Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewegungen zu finden, die akademisch sind, einem Mann von Geschmack unerträglich mißfallen, und nur denen imponiren, welchen die Wahrheit fremd ist. Daran ist denn doch das ewige Studium des Schulmodells Schuld.

„Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Uebereinstimmung der Bewegungen, die Uebereinstimmung, die man sieht und fühlt, die sich vom Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und schlängelt. Wenn eine Frau nachdenklich den Kopf sinken läßt, so werden alle Glieder zugleich der Schwere gehorchen; sie hebe den Kopf wieder auf und halte ihn gerade, sogleich gehorcht die ganze übrige Maschine."

Durch die Behandlung bei der französischen Akademie, wobei man die Stellungen vervielfältigen mußte, entfernte man sich von dem ersten

Zweck des Modells, den Körper physisch kennen zu lernen, und um der Mannichfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen auszudrücken. Da denn unser Freund freilich ganz im Vortheil steht, wenn er diese erzwungenen und falschen Darstellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann: er kann sich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich ist es eine Kunst, eine große Kunst, das Modell zu stellen; man darf nur sehen, was der Herr Professor sich darauf zu gute thut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem armen, gedungenen Teufel sagen könnte: Mein Freund, stelle dich selbst! mache was du willst! viel lieber giebt er ihm eine sonderbare Bewegung, als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen ließe. Indessen ist das nun einmal nicht anders!

„Hundertmal war ich versucht, den jungen Kunstschülern, die mir auf dem Weg zum Louvre, mit ihrem Portefeuille unter dem Arm, begegneten, gutherzig zuzurufen: Freunde, wie lange zeichnet ihr da? — Zwei Jahre. — Das ist mehr als zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier, geht zu den Karthäusern! dort werdet ihr den wahren Ausdruck der Frömmigkeit und Innigkeit sehen. Heute ist Abend vor dem großen Feste; geht in die Kirche, schleicht euch zu den Beichtstühlen! dort werdet ihr sehen, wie der Mensch sich sammelt, wie er bereut. Morgen geht in die Landschenke! dort werdet ihr wahrhaft erzürnte Menschen sehen. Mischt euch in die öffentlichen Auftritte, beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf den Märkten, in Häusern, und ihr werdet richtige Begriffe fassen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen! Seht gleich hier zwei von euern Kameraden streiten! Schon dieser Wortstreit giebt, ohne ihr Wissen, allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet sie wohl, und wie erbärmlich wird euch die Lection eures geschmacklosen Professors und die Nachahmung eures geschmackleeren Modells vorkommen! Was werdet ihr nicht zu thun haben, wenn ihr künftig an dem Platz aller dieser Falschheiten, die ihr eingelernt habt, die Einfalt und Wahrheit des Lesueur setzen sollt! Und das müßt ihr doch, wenn ihr etwas zu seyn verlangt."

Dieser Rath wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksmassen umsehen; allein unbedingt, wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, was er zu

ſuchen hat, was der Künſtler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunſtzwecken brauchen ſoll. Sind ihm dieſe Vorübungen fremd, ſo helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unſerer Zeitgenoſſen, das Gewöhnliche, Halbintereſſante oder das auf ſentimentalen Abwegen falſch Intereſſante darſtellen.

„Etwas anders iſt eine Attitude, etwas anders eine Handlung. Alle Attitude iſt falſch und klein, jede Handlung iſt ſchön und wahr.“

Diderot braucht das Wort Attitude ſchon einigemal, und ich habe es nach der Bedeutung überſetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben ſchien; hier iſt es aber nicht überſetzlich, denn es führt ſchon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei ſich. Ueberhaupt bedeutet Attitude in der franzöſiſchen akademiſchen Kunſtſprache eine Stellung, die eine Handlung oder Geſinnung ausdrückt und in ſofern bedeutend iſt. Weil nun aber die Stellungen akademiſcher Modelle dieſes, was von ihnen gefordert wird, nicht leiſten, ſondern, nach der Natur der Aufgaben und Umſtände, gewöhnlich anmaßlich leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müſſen, ſo gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein deutſches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademiſche Stellung ſagen wollen, wobei wir aber um nichts gebeſſert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contraſt über, und mit Recht: denn aus der mannichfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, ſo wie aus mannichfaltigen Richtungen der Glieder zuſammengeſtellter Figuren entſteht der Contraſt. Wir wollen den Verfaſſer ſelbſt hören.

„Der übel verſtandene Contraſt iſt eine der traurigſten Urſachen des Manierirten. Es giebt keinen wahren Contraſt, als den, der aus dem Grunde der Handlung entſpringt, aus der Mannichfaltigkeit der Organe oder des Intereſſes. Wie geht Raphael, wie Leſueur zu Werke? Manchmal ſtellen ſie drei, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andere, und die Wirkung iſt herrlich. Bei den Karthäuſern, in der Meſſe oder der Veſper, ſieht man in zwei langen parallelen Reihen vierzig bis fünfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche Verrichtung, gleiche Bekleidung, und doch ſieht keiner aus wie der andere. Sucht mir nur keinen andern Contraſt als den, der dieſe Mönche unterſcheidet! Hier iſt das Wahre! alles andere iſt kleinlich und falſch.“

Auch hier iſt er, wie bei der Lehre von den Gebärden, ob er gleich

im Ganzen recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunſtmittel und empiriſch dilettantiſch in ſeinem Rath. Aus ein paar ſymmetriſchen Mönchsreihen hat Raphael gewiß manches Motiv zu ſeinen Compoſitionen genommen, aber es war Raphael, der es nahm, das Kunſtgenie, der fortſchreitende, ſich immer mehr ausbildende und vollendende Künſtler. Man vergeſſe nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunſtanleitung zur Natur hinſtößt, von Natur und Kunſt zugleich entferne!

Nun geht Diderot, wie er ſchon oben gethan, durch eine unbedeutende Phraſe zu einer fremden Materie über: er will den Kunſtſchüler, beſonders den Maler, aufmerkſam machen, daß eine Figur rund und vielſeitig ſey, daß der Maler die Seite, die er ſehen läßt, ſo lebhaft darſtellen müſſe, daß ſie die übrigen gleichſam in ſich enthalte. Was er ſagt, deutet ſeine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

„Wenn unſere jungen Künſtler ein wenig geneigt wären meinen Rath zu nutzen, ſo würde ich ihnen ferner ſagen: Iſt es nicht lange genug, daß ihr nur die eine Seite des Gegenſtandes ſeht, die ihr nachbildet? Verſucht, meine Freunde, euch die Figur als durchſichtig zu denken, und euer Auge in den Mittelpunkt derſelben zu bringen! Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maſchine beobachten, ihr werdet ſehen, wie gewiſſe Theile ſich ausdehnen, indeſſen andere ſich verkürzen, wie dieſe zuſammenſinken, jene ſich aufblähen, und ihr werdet, immer von dem Ganzen durchdrungen, in der einen Seite des Gegenſtandes, die euer Gemälde mir zeigt, die ſchickliche Uebereinſtimmung mit der andern fühlen laſſen, die ich nicht ſehe; und ob ihr mir gleich nur Eine Anſicht darſtellt, ſo werdet ihr doch meine Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengeſetzte zu ſehen. Dann werde ich ſagen, daß ihr ein erſtaunlicher Zeichner ſeyd.“

Indem Diderot Künſtlern den Rath giebt, ſich in die Mitte der Figur in Gedanken zu verſetzen, um ſie nach allen Seiten wirkend und belebt zu ſehen, iſt ſeine Abſicht, beſonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach, und gleichſam nur von Einer Seite gefällig zu ſeyn ſuchen ſolle. Denn gewiß ſchon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten, erſcheint rund, ſo wie vor- und zurücktretend. Warum erſcheint eine Silhouette ſo belebt? Weil der Umriß der Geſtalt richtig iſt, daß man ſowohl die Vorder- als Rückſeite der Figur hineinzeichnen könnte. Der junge Künſtler, dem unſeres Verfaſſers Rath nicht ganz deutlich ſeyn

ſollte, mache den eben angezeigten Verſuch mit der Silhouette, und ſein Auge, von zwei Seiten auf denſelben Contour gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abſtraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zuſammengezeichnet iſt, ſo erinnert der Verfaſſer nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen ſchaden, ſondern daſſelbe vollenden möge. Wir ſind mit ihm überzeugt, daß die höchſten Geiſteskräfte ſo wie der geübteſte Mechanismus des Künſtlers hierbei aufgerufen werden müſſen.

„Aber es iſt nicht genug, daß ihr das Ganze gut zuſammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne auszuführen, ohne daß die Maſſe zerſtört werde. Das iſt das Werk der Begeiſterung, des Gefühls, des auserleſenen Gefühls.“

„Und ſo würde ich denn eine Zeichenſchule folgendermaßen eingerichtet wünſchen. Wenn der Schüler mit Leichtigkeit nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, ſo halte ich ihn zwei Jahre vor dem akademiſchen Modell des Mannes und der Frau. Dann ſtelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachſene, ferner ausgebildete Männer, Greiſe, Perſonen von verſchiedenem Alter und Geſchlecht, aus allen Ständen der Geſellſchaft genommen, genug alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen: wenn ich ſie gut bezahle, ſo werden ſie ſich in Menge bei meiner Akademie melden; lebte ich in einem Sklavenlande, ſo hieße ich ſie kommen.“

„Der Profeſſor bemerkt bei den verſchiedenen Modellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter in den Formen Veränderung bewirken.“

„Ein Schüler ſieht das akademiſche Modell nur alle vierzehn Tage, und dieſem überläßt der Profeſſor ſich ſelbſt zu ſtellen. Nach der Zeichnungsſitzung erklärt ein geſchickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Leichnam, und wendet ſeine Lection auf das lebendige, belebte Nackende an. Höchſtens zwölfmal des Jahrs zeichnet er nach der todten Zergliederung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleiſch und Knochen und freies Fleiſch ſich nicht überein zeichnen läßt, daß hier der Strich rund und dort gleichſam winkelig ſeyn müſſe; er wird einſehen, daß, wenn man dieſe Feinheiten vernachläſſigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blaſe oder wie ein Wollſack ausſieht.“

Daß der Vorſchlag zu einer Zeichenſchule unzulänglich, die Intention des Verfaſſers nicht klar genug, die Epochen, wie die verſchiedenen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen ſollen, nicht beſtimmt genug angegeben ſeyen, fällt jedem in die Augen; doch iſt hier der Ort nicht, mit dem Verfaſſer zu hadern. Genug daß er im Ganzen den einſchränkenden Pedantismus verbannt, und das beſtimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künſtlern unſerer Zeit, ſowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgedunſenen Blaſen und keine ausgeſtopften Wollſäcke wieder ſehen!

„Es gäbe nichts Manierirtes, weder in der Zeichnung, noch in der Farbe, wenn man die Natur gewiſſenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meiſter, von der Akademie, von der Schule, ja ſogar von der Antike.“

Fürwahr, ſo ſchlimm du angefangen haſt, endigſt du, wackerer Diderot, und wir müſſen zum Schluſſe des Capitels in Unfrieden von dir ſcheiden. Iſt die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht ſchon aufgeblaſen genug, ſchmeichelt ſich nicht jeder ſo gern, ein unbedingter, dem Individuum gemäßer, ſelbſtergriffener Weg ſey der beſte und führe am weiteſten? Und du willſt deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Profeſſoren der Pariſer Akademie vor dreißig Jahren werth, ſo geſcholten und discreditirt zu werden — das kann ich nicht entſcheiden — aber im allgemeinen genommen iſt in deinen Schlußworten keine wahre Sylbe.

Der Künſtler ſoll nicht ſo wahr, ſo gewiſſenhaft gegen die Natur, er ſoll gewiſſenhaft gegen die Kunſt ſeyn. Durch die treueſte Nachahmung der Natur entſteht noch kein Kunſtwerk, aber in einem Kunſtwerke kann faſt alle Natur erloſchen ſeyn, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeihe, du abgeſchiedener Geiſt, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht! Doch das wirſt du im Ernſte ſelbſt nicht läugnen, von dem Meiſter, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagſt, daß ſie das Manierirte veranlaſſe, kann eben ſo gut, durch eine richtige Methode, ein ächter Styl verbreitet werden, ja, man darf wohl ſagen: Welches Genie der Welt wird auf einmal, durch das bloße Anſchauen der Natur, ohne Ueberlieferung, ſich zu Proportionen entſcheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen und ſich ſelbſt eine alles umfaſſende Methode erſchaffen? Ein ſolches Kunſtgenie iſt ein

weit leereres Traumbild, als oben dein Jüngling, der, als ein Geſchöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenkloß entſtünde, und vollendete Glieder hätte, ohne ſie jemals gebraucht zu haben.

Und ſo lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßteſt, zu ſtreiten, zu ſchwatzen, uns zu ereifern und wieder kühl zu werden. Die höchſte Wirkung des Geiſtes iſt, den Geiſt hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche ſehen wir uns wieder!

Zweites Capitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geiſt und Verſtand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er ſich bei Behandlung dieſer Materie ſeiner Stärke und ſeiner Schwäche bewußt ſey. Schon in der Ueberſchrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten ſollen.

Wenn er in dem erſten Capitel uns mit wunderlichen Gedanken über die Zeichnung drohte, ſo war er ſich ſeiner Ueberſicht, ſeiner Kraft und Fertigkeit bewußt; und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüſtigen Streiter, gegen den wir Urſache hatten alle unſere Kräfte aufzubieten: hier aber kündigt er ſelbſt, mit einer beſcheidenen Gebärde, nur kleine Ideen über die Farbe an. Jedoch näher betrachtet thut er ſich Unrecht; ſie ſind nicht klein, ſondern meiſtentheils richtig, den Gegenſtänden angemeſſen und ſeine Bemerkungen treffend; aber er ſteht in einem engen Kreiſe beſchränkt, und dieſen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug, und ſelbſt das Naheliegende iſt ihm nicht alles deutlich.

Aus dieſer Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von ſelbſt, daß ich, um auch dieſes mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sophismen zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu ſondern; ich konnte mich auf etwas anerkannt Geſetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wiſſenſchaftlichen Rückhalt, an den ich mich anlehnen konnte, hier aber wäre die Aufgabe, einen engen Kreis zu erweitern, ſeinen

Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit ſelbſt zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künſtlern, von wahren Freunden der Wiſſenſchaften längſt empfunden worden.

Da man aber, geſetzt auch man wäre fähig dazu, eine ſolche Darſtellung bei Gelegenheit eines fremden, unvollſtändigen Aufſatzes wohl ſchwerlich bequem finden würde, ſo habe ich einen andern Weg eingeſchlagen, um meine Arbeit bei dieſem Capitel Freunden der Kunſt nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach ſeiner bekannten ſophiſtiſchen Tücke, die verſchiedenen Theile ſeiner kurzen Abhandlung durcheinander, er führt uns wie in einem Irrgarten herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuſpiegeln. Ich habe daher ſeine Perioden getrennt, und ſie unter gewiſſe Rubriken in eine andere Ordnung zuſammengeſtellt. Es war dieſes um ſo mehr möglich, da ſein ganzes Capitel keinen innern Zuſammenhang hat, und vielmehr deſſen aphoriſtiſche Unzulänglichkeit nur durch eine deſultoriſche Bewegung verſteckt wird.

Indem ich nun auch in dieſer neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, ſo mag eine gewiſſe Ueberſicht desjenigen, was geleiſtet iſt, und desjenigen, was zu leiſten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

„Hohe Wirkung des Colorits. Die Zeichnung gibt den Dingen die Geſtalt, die Farbe das Leben; ſie iſt der göttliche Hauch, der alles belebt.“

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe auf das Auge macht, iſt die Folge einer Eigenſchaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erſcheinungen nur durch das Geſicht gewahr werden. Man muß die Farbe geſehen haben, ja man muß ſie ſehen, um ſich von der Herrlichkeit dieſes kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

„Seltenheit guter Coloriſten. Wenn es mehrere treffliche Zeichner gibt, ſo gibt es wenig große Coloriſten. Eben ſo verhält ſich's in der Literatur: hundert kalte Logiker gegen Einen großen Redner, zehn große Redner gegen Einen vortrefflichen Poeten. Ein großes Intereſſe kann einen beredten Menſchen ſchnell entwickeln, und Helvetius mag ſagen, was er will, man macht keine zehn gute Verſe ohne Stimmung, und wenn der Kopf darauf ſtünde.“

Hier ſpielt Diderot nach ſeiner Art, um das Mangelhafte ſeiner beſondern Kenntniſſe zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, ins Allgemeine, und blendet mit einem falſch angewendeten Beiſpiel aus den redenden Künſten. Immer wird alles dem guten Genie zugeſchoben, immer ſoll die Stimmung alles leiſten. Freilich ſind Genie und Stimmung zwei unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunſtwerk hervorgebracht werden ſoll; aber beide ſind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung wie zur Färbung und zum Ausdruck, ſo wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, ſo muß man das genialiſche Leben in allen ſeinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und ſagen: Es gibt mehr gute Coloriſten als Zeichner, oder, wenn wir anders billig ſeyn wollen: Es iſt in einem Fall ſo ſchwer als in dem andern, vortrefflich zu ſeyn. Stelle man übrigens den Punkt, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Coloriſten gelten ſoll, ſo hoch oder ſo tief als man will, ſo wird man immer zum wenigſten gleiche Zahl der Meiſter finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloriſten antrifft. Man darf nur an die niederländiſche Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturaliſten genannt werden.

Hat es damit ſeine Richtigkeit und gibt es wirklich eben ſo viel gute Coloriſten als Zeichner, ſo führt uns dieß zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommene Theorie, doch wenigſtens gewiſſe Grundſätze, gewiſſe Regeln und Maße, die ſich überliefern laſſen; bei dem Colorit hingegen weder Theorie noch Grundſätze noch irgend etwas, das ſich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf Beiſpiele, er wird auf ſeinen eigenen Geſchmack verwieſen. Und warum iſt es denn doch eben ſo ſchwer gut zu zeichnen, als gut zu coloriren? Darum dünkt uns, weil die Zeichnung ſehr viel Kenntniſſe erfordert, viel Studium vorausſetzt, weil die Ausübung derſelben ſehr verwickelt iſt, ein anhaltendes Nachdenken und eine gewiſſe Strenge fordert; das Colorit hingegen iſt eine Erſcheinung, die nur ans Gefühl Anſpruch macht, und alſo auch durchs Gefühl inſtinctmäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück daß es ſich alſo verhält! Denn ſonſt würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundſätzen, noch weniger gut colorirte Bilder

haben. Daß es ihrer nicht mehr gibt, hat mancherlei Urſachen. Diderot bringt in der Folge verſchiedenes hierüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieſer Rubrik in unſeren Lehrbüchern ausſehe, kann man ſich überzeugen, wenn man zum Beiſpiel den Artikel Colorit in Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte mit den Augen eines Künſtlers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo iſt da nur eine theoretiſche Spur? wo iſt da nur eine Spur, daß der Verfaſſer auf das, worauf es eigentlich ankommt, wenigſtens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewieſen: er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen ſetzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt geſtoßen; dort ſoll er die Sonne, den Duft, die Wolken und wer weiß was alles betrachten, da ſoll er beobachten, da ſoll er lernen, da ſoll er, wie ein Kind das man ausſetzt, ſich in der Fremde durch eigene Kräfte forthelfen. Schlägt man deßwegen das Buch eines Theoriſten auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unſicherheit einzelner, zerſtreuter Beobachtungen, in die Verwirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewieſen zu werden? Freilich iſt das Genie im allgemeinen zur Kunſt, ſo wie im beſondern zu einem beſtimmten Theile der Kunſt unentbehrlich; wohl iſt eine glückliche Dispoſition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewiſſes Gefühl für die Harmonie derſelben von Natur erforderlich; freilich muß das Genie ſehen, beobachten, ausüben und durch ſich ſelbſt beſtehen: dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken über die Erfahrung, ja, wenn man will, über ſich ſelbſt erhoben zu werden. Dann nähert es ſich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung ſeines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

„Urtheil über die Farbengebung. Nur die Meiſter der Kunſt ſind die wahren Richter der Zeichnung; die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen.“

Hierin können wir keineswegs einſtimmen. Zwar iſt die Farbe in doppeltem Sinne, ſowohl in Abſicht auf Harmonie im Ganzen als auf Wahrheit des Dargeſtellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, in ſofern ſie unmittelbar an geſunde Sinne ſpricht; aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunſtproducte, kann doch nur der Meiſter, ſo wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, eine durch eine

gewiſſe Allgemeinheit oder ein im beſondern harmoniſches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen, jedoch urtheilen darüber kann nur der Meiſter oder ein entſchiedener Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menſchen Fehler in der Zeichnung; Kinder werden durch Aehnlichkeit eines Bildniſſes frappirt, es giebt gar vieles, was ein geſundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpunkten zuverläſſig zu ſeyn. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizians Colorit ſelbſt nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demſelben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muſter des Colorits anführt.

„Ein Halbkenner überſieht wohl in der Eile ein Meiſterſtück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zuſammenſetzung; das Auge hat niemals den Coloriſten vernachläſſigt.“

Von Halbkennern ſollte eigentlich gar die Rede nicht ſeyn! Ja, wenn man es ſtreng nimmt, giebt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunſtwerke angezogen oder abgeſtoßen wird, macht auf Kennerſchaft keinen Anſpruch; der ächte Liebhaber wächst täglich und erhält ſich immerfort bildſam. Es giebt halbe Töne, aber auch dieſe ſind harmoniſch im Ganzen: der Halbkenner iſt eine falſche Saite, die nie einen richtigen Ton angiebt, und gerade beharrt er auf dieſem falſchen Ton, da ſelbſt ächte Meiſter und Kenner ſich nie für vollendet halten.

„Seltenheit guter Coloriſten. Aber warum giebt es ſo wenig Künſtler, die das hervorbringen könnten was jedermann begreift?“

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falſchen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben iſt. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben ſo wenig, als die Ordnung einer ſchönen Zuſammenſetzung. Freilich werden beide nur deſto leichter gefaßt, je vollkommener ſie ſind, und dieſe Faßlichkeit iſt eine Eigenſchaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunſt, dieſe Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieſes reizlos, ja abgeſchmackt ſeyn kann, Langeweile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menſchen auf die höchſten Stufen ſeiner Exiſtenz erhöht, ihn dort gleichſam ſchwebend erhält und um das Gefühl ſeines Daſeyns ſo wie um die verfließende Zeit betrügt.

Homers Geſänge werden ſchon ſeit Jahrtauſenden gefaßt, ja mitunter begriffen; und wer bringt etwas ähnliches hervor? Was iſt faßlicher,

was iſt begreiflicher, als die Erſcheinung eines trefflichen Schauſpielers? Er wird von tauſenden und aber tauſenden geſehen und bewundert, und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenſchaften eines ächten Coloriſten.

„Wahrheit und Harmonie. Wer iſt denn für mich der wahre, der große Coloriſt? Derjenige, der den Ton der Natur und wohlerleuchteter Gegenſtände gefaßt hat und der zugleich ſein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte.“

Ich würde lieber ſagen: Derjenige, welcher die Farben der Gegenſtände am richtigſten und reinſten, unter allen Umſtänden der Beleuchtung, der Entfernung u. ſ. w., lebhaft faßt und darſtellt und ſie in ein harmoniſches Verhältniß zu ſetzen weiß.

An wenig Gegenſtänden erſcheint die Farbe in ihrer urſprünglichen Reinheit, ſelbſt im vollſten Lichte; ſie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen ſie erſcheint, ſchon modificirt, und überdieß ſehen wir ſie noch durch ſtärkeres oder ſchwächeres Licht, durch Beſchattung, durch Entfernung, ja endlich ſogar durch mancherlei Trug, auf tauſenderlei Weiſe, beſtimmt und verändert. Alles das zuſammen kann man Wahrheit der Farbe nennen; denn es iſt diejenige Wahrheit, die einem geſunden, kräftigen, geübten Künſtlerauge erſcheint. Aber dieſes Wahre wird in der Natur ſelten harmoniſch angetroffen; die Harmonie iſt in dem Auge des Menſchen zu ſuchen; ſie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewiſſe Farbe eine andere fordert, und man kann eben ſo gut ſagen: Wenn das Auge eine gewiſſe Farbe ſieht, ſo fordert es die harmoniſche, als man ſagen kann: Die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, iſt die harmoniſche. Dieſe Farben, auf welchen alle Harmonie und alſo der wichtigſte Theil des Colorits ruht, wurden bisher von den Phyſikern zufällige Farben genannt.

„Leichte Vergleichung. Nichts in einem Bilde ſpricht uns mehr an, als die wahre Farbe; ſie iſt dem Unwiſſenden wie dem Unterrichteten verſtändlich.“

Dieſes iſt in jedem Sinne wahr, doch iſt es nöthig zu unterſuchen, was denn dieſe wenigen Worte eigentlich ſagen wollen? Bei allem, was nicht menſchlicher Körper iſt, bedeutet die Farbe faſt mehr als die Geſtalt,

und die Farbe iſt es alſo wodurch wir viele Gegenſtände eigentlich erkennen, oder wodurch ſie uns intereſſiren. Der einfarbige, der unfarbige Stein will nichts ſagen; das Holz wird durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Farbe nur bedeutend; die Geſtalt des Vogels iſt uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechſel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewiſſermaßen eine individuelle Farbe, wenigſtens eine Farbe der Geſchlechter und Arten; ſelbſt die Farben künſtlicher Stoffe ſind nach Verſchiedenheit derſelben verſchieden, anders erſcheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Taffet, Atlas, Sammet, obgleich alle von ſeidenem Urſprung, bezeichnen ſich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr ergötzen, mehr täuſchen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemälde das Beſtimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenſtandes, wodurch er uns zeitlebens angeſprochen, wodurch er uns allein bekannt iſt, wieder erblicken? Alle Darſtellung der Form ohne Farbe iſt ſymboliſch; die Farbe allein macht das Kunſtwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenſtände.

„Farbe des Fleiſches. Man hat behauptet, die ſchönſte Farbe in der Welt ſey die liebenswürdige Röthe, womit Unſchuld, Jugend, Geſundheit, Beſcheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rührendes, Zartes, ſondern auch etwas Wahres geſagt; denn das Fleiſch iſt ſchwer nachzubilden; dieſes ſaftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu ſeyn, dieſe Miſchung von Roth und Blau, die unmerklich durch (das Gelbliche) bringt, das Blut, das Leben bringen den Coloriſten in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleiſches erreicht hat, iſt ſchon weit gekommen, das Uebrige iſt nichts dagegen. Tauſend Maler ſind geſtorben, ohne das Fleiſch gefühlt zu haben, tauſend andere werden ſterben, ohne es zu fühlen.“

Diderot ſtellt ſich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bei phyſiologiſchen, phyſiſchen und chemiſchen Phänomenen bemerken und abgeſondert erblicken, werden, wie alle andern Stoffe der Natur, veredelt, indem ſie organiſch angewendet werden. Das höchſte organiſirte Weſen iſt der Menſch; und man erlaube uns, die wir für Künſtler ſchreiben, anzunehmen, daß es unter den Menſchenracen innerlich und äußerlich vollkommenen organiſirte

gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organisation, die schönste Farbenharmonie zeigt, über die unsere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas ähnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannichfaltige und zarte Operationen, des Auges sowohl als des Geistes und der Hand, ein frisches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu seyn scheint. Eben so ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form emporgehoben hat, wird alles übrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstanden nicht, wenn die großen sogenannten Historienmaler sich herabließen, Landschaften, Thiere und unorganische Beiwerke zu malen.

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

„Ihr könntet glauben, daß, um sich im Colorit zu bestärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht schaden könnte. Nein mein Freund! niemals wird euch diese Nachahmung das Gefühl des Fleisches geben. Was wird aus Bachelier, wenn er seine Rose, seine Jonquille, seine Nelke aus dem Auge verliert? Laßt Madame Vien ein Porträt malen und tragt es nachher zu Latour. Aber nein, bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen; aber bewegt ihn, der Fleisch zu malen versteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine zart wollige Pfirsche zu malen, ihr werdet sehen wie herrlich er sich herauszieht. Und Chardin! warum nimmt man seine Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? Eben deßwegen, weil er das Fleisch hervorbringt, wann er will."

Man kann sich nicht munterer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbenkünstlers; er ist ein bunt übertriebener oder vielmehr manierirter Maler aus Richauds Schule, oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so

ſchwer nachzuahmen iſt, ſondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß dieſe Oberfläche einem denkenden, ſinnenden, fühlenden Weſen angehört, deſſen innerſte, geheimſte, leichteſte Veränderungen ſich blitzſchnell über das Aeußere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit beſonderer Anmuth und ohne ſich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Coloriſten noch endlich ganz den Kopf verrückt, das iſt der Wechſel dieſes Fleiſches, das ſich von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt. Indeſſen der Künſtler ſich an ſein Tuch heftet, indem ſein Pinſel mich darzuſtellen beſchäftigt iſt, habe ich mich verändert, und er findet mich nicht wieder. Iſt mir der Abbé Le Blanc in die Gedanken gekommen, ſo mußte ich vor langer Weile gähnen; zeigte ſich der Abbé Trublet meiner Einbildungskraft, ſo ſehe ich ironiſch aus. Erſcheint mir mein Freund Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein Herz, die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet ſich über mein Geſicht, die Freude ſcheint mir durch die Haut zu dringen, die kleinſten Blutgefäße werden erſchüttert und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüſſigen hat über alle meine Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte ſchon verändern ſich vor dem aufmerkſamen Blick des Latour und Bachelier. Welche Qual iſt nicht für ſie das Geſicht des Menſchen! Dieſe Leinwand, die ſich rührt, ſich bewegt, ſich ausdehnt und ſo bald erſchlafft, ſich färbt und mißfärbt, nach unendlichen Abwechſelungen dieſes leichten und beweglichen Hauchs, den man die Seele nennt.“

Wir ſagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe; und gewiß, ſie wäre unüberwindlich, wenn der Maler nicht das beſäße, was ihn zum Künſtler macht, wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwiſchen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verſtünde, als was er ſieht. Aber das iſt ja eben das Künſtlergenie, das iſt das Künſtlertalent, daß es anzuſchauen, feſtzuhalten, zu verallgemeinen, zu ſymboliſiren, zu charakteriſiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunſt, in Form ſowohl als Farbe. Dadurch iſt es eben ein Künſtlertalent, daß es eine Methode beſitzt, nach welcher es die Gegenſtände behandelt, eine ſowohl geiſtige als praktiſch mechaniſche Methode, wodurch es den beweglichſten Gegenſtand feſt zu halten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künſtlichen Exiſtenz zu geben weiß.

Aber bald hätte ich vergeſſen, euch von der Farbe der Leidenſchaft zu reden; und doch war ich ganz nahe dran. Hat nicht jede Leidenſchaft ihre eigene Farbe? verändert ſie ſich nicht auf jeder Stufe der Leidenſchaft? Die Farbe hat ihre Abſtufungen im Zorn: entflammt er das Geſicht, ſo brennen die Augen; iſt er auf dem höchſten Grad, ſo verengt er das Herz, anſtatt es auszudehnen; dann verwirren ſich die Augen, die Bläſſe verbreitet ſich über die Stirn, über die Wangen, die Lippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlangen, ſüßer Genuß, glückliche Befriedigung, färbt nicht jeder dieſer Momente mit andern Farben eine geliebte Schönheit?"

Von dieſem Perioden gilt was von dem vorigen geſagt worden; auch hier iſt Diderot zu loben, daß er dem Künſtler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt iſt, wenn er ihn auf die Mannichfaltigkeit der Naturerſcheinungen aufmerkſam macht, und ihn dadurch vor dem Manierirten zu hüten ſucht. Ein gleiches hat er im folgenden zur Abſicht.

„Die Mannichfaltigkeit unſerer gewirkten Stoffe, unſerer Gewänder hat nicht wenig beigetragen das Colorit vollkommener zu machen."

Schon oben iſt in einer Anmerkung hierüber etwas geſagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn ohne falſch zu ſeyn."

Daß die Localfarbe, ſowohl in einem ganzen Bilde als durch die verſchiedenen Gründe eines Bildes, gemäßigt werden, und doch noch immer wahr und den Gegenſtänden gemäß bleiben kann, daran iſt nicht der mindeſte Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punkt, über den wir ſchon oben einiges geäußert, der aber nicht hier, ſondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man ſagt, daß es freundliche und feindliche Farben gebe, und man hat Recht, wenn man darunter verſteht, daß es ſolche giebt, die ſich ſchwer verbinden, die dergeſtalt neben einander abſetzen, daß Licht und Luft, dieſe beiden allgemeinen Harmoniſten, uns kaum die unmittelbare Nachbarſchaft erträglich machen können.

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte, und doch harmoniſche und disharmoniſche Farben eingeſtehen mußte,

zugleich aber bemerkte, daß ſtärkeres oder ſchwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewiſſe Vermittlung zu machen ſchien, da man bemerkte, daß die Luft, indem ſie die Körper umgiebt, gewiſſe mildernde und ſogar harmoniſche Veränderungen hervorbringt, ſo ſah man beide als die allgemeinen Harmoniſten an, man vermiſchte das von dem Colorit kaum getrennte Helldunkel auf eine unzuläſſige Weiſe wieder mit demſelben, man brachte die Maſſen herbei, man redete von Luftperſpective, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man ſehe das Sulzer'ſche Capitel vom Colorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben ſey? nicht herausgehoben, ſondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verſchüttet wird. Dieſe Arbeit iſt alſo noch zu thun, und vielleicht zeigt es ſich, daß eine ſolche Harmonie, wie ſie unabhängig und urſprünglich im Auge, im Gefühl des Menſchen exiſtirt, auch durch Zuſammenſtellung von gefärbten Gegenſtänden äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Maler dieſe Partie beſſer verſtehe als eine Frau, die ein wenig eitel iſt, oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk verſteht."

Alſo ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen verſtehen ſich auf die Harmonie der Farben! die eine weiß was ihr wohl anſteht, die andere, wie ſie ihre Waare gefällig machen ſoll. Und warum begiebt ſich der Philoſoph, der Phyſiolog nicht in dieſe Schule? warum nimmt er ſich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geſchöpf verfährt, um dieſen Elementarkreis zu ihren Gunſten zu ordnen? warum beobachtet er nicht was ſie ſich zueignet und was ſie verſchmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben iſt zugeſtanden, der Maler iſt darauf hingewieſen, jeder fordert ſie von ihm und niemand ſagt ihm was ſie ſey. Was geſchieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in anderen weiß er ſich nicht zu helfen. Und wie benimmt er ſich? Er weicht der Farbe ſelbſt aus, er ſchwächt ſie und glaubt ſie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn, ohne daß die Harmonie zerſtört werde, im Gegentheil läßt ſich die Stärke des Colorits mit der Harmonie ſchwer verbinden."

Man giebt keineswegs zu, daß es leichter ſey ein ſchwaches Colorit

harmoniſcher zu machen als ein ſtarkes; aber freilich wenn das Colorit ſtark iſt, wenn Farben lebhaft erſcheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter: wenn man aber die Farben ſchwächt, einige hell, andere gemiſcht, andere beſchmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich niemand, ob er ein harmoniſches oder disharmoniſches Bild ſieht; das weiß man aber allenfalls zu ſagen, daß es unwirkſam, daß es unbedeutend ſey.

„Weiß malen und hell malen ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge. Wenn unter zwei verſchiedenen Compoſitionen übrigens alles gleich iſt, ſo wird euch die lichteſte gewiß am beſten gefallen; es iſt wie der Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht."

Ein Gemälde kann allen Anforderungen ans Colorit genugthun, und doch vollkommen hell und licht ſeyn. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieſelben Farben, in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelſten Zuſtande genommen, werden einen ernſten, ahnungsvollen Effect hervorbringen; aber freilich iſt es ein anderes hell malen als ein weißes, kreidenhaftes Bild darſtellen.

Noch Eins! Die Erfahrung lehrt daß helle, heitere Bilder nicht immer den ſtarken, kraftvollen Effectbildern vorgezogen werden. Wie hätte ſonſt Spagnoletto zu ſeiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es giebt eine Zauberei vor der man ſich ſchwer verwahren kann: es iſt die, welche der Maler ausübt, der ſeinem Bilde eine gewiſſe Stimmung zu geben verſteht. Ich weiß nicht wie ich euch deutlich meine Gedanken ausdrücken ſoll! Hier auf dem Gemälde ſteht eine Frau in weißen Atlaß gekleidet. Deckt das übrige Bild zu und ſeht das Kleid allein! vielleicht erſcheint euch dieſer Atlaß ſchmutzig, matt und nicht ſonderlich wahr. Aber ſeht dieſe Figur wieder in der Mitte der Gegenſtände, von denen ſie umgeben iſt, und alſobald wird der Atlaß und ſeine Farbe ihre Wirkung wieder leiſten. Das macht, daß das Ganze gemäßigt iſt, und indem jeder Gegenſtand verhältnißmäßig verliert, ſo iſt nicht zu bemerken, was jedem einzelnen gebricht; die Uebereinſtimmung rettet das Werk. Es iſt die Natur bei Sonnenuntergang geſehen."

Niemand wird zweifeln, daß ein ſolches Bild Wahrheit und Uebereinſtimmung, beſonders aber große Verdienſte in der Behandlung haben könne.

„Fundament der Harmonie. Ich werde mich wohl hüten in

der Kunſt die Ordnung des Regenbogens umzuſtoßen. Der Regenbogen iſt in der Malerei was der Grundbaß in der Muſik iſt."

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie: er will es im Regenbogen finden und beruhigt ſich dabei was die franzöſiſche Malerſchule darüber ausgeſprochen haben mag. Indem der Phyſiker die ganze Farbentheorie auf die prismatiſchen Erſcheinungen und alſo gewiſſermaßen auf den Regenbogen gründet, ſo nahm man wohl hie und da dieſe Erſcheinungen gleichfalls bei der Malerei als Fundament der harmoniſchen Geſetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müſſe, um ſo mehr, als man eine auffallende Harmonie in dieſer Erſcheinung nicht läugnen konnte. Allein der Fehler, den der Phyſiker beging, verfolgte mit ſeinen ſchädlichen Einflüſſen auch den Maler. Der Regenbogen ſo wie die prismatiſchen Erſcheinungen ſind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfaſſenden, tiefer zu begründenden harmoniſchen Farbenerſcheinungen. Es giebt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma ſie uns zeigen, ſondern dieſe genannten Phänomene ſind harmoniſch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie giebt, unter deren Geſetzen auch ſie ſtehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Muſik verglichen werden: jener umfaßt ſogar nicht einmal alle Erſcheinungen, die wir bei der Refraction gewahr werden; er iſt ſo wenig der Generalbaß der Farben, als ein Dur-Accord der Generalbaß der Muſik iſt; aber weil es eine Harmonie der Töne giebt, ſo iſt ein Dur-Accord harmoniſch. Forſchen wir aber weiter, ſo finden wir auch einen Moll-Accord, der keineswegs in dem Dur-Accord, wohl aber in dem ganzen Kreiſe muſikaliſcher Harmonie begriffen iſt.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beſchränktes Phänomen und deſſen allenfallſige Erklärung gezwängt werden kann, ſondern daß jedes einzelne ſich in den Kreis mit allen übrigen ſtellen, ſich ordnen, ſich unterordnen muß, ſo wird auch dieſe Unbeſtimmtheit, dieſe Verwirrung in der Kunſt dauern, wo man im Praktiſchen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anſtatt daß der Theoretiker die Frage nur ſtille bei Seite lehnen und eigenſinnig behaupten darf, alles ſey ja ſchon erklärt.

„Aber ich fürchte, daß kleinmüthige Maler davon ausgegangen ſind, um auf eine armſelige Weiſe die Gränzen der Kunſt zu verengen und

ſich eine leichte und beſchränkte Manier zu bereiten, das was wir ſo unter uns ein Protokoll nennen."

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verſchiedene Maler verfallen ſeyn mögen, welche ſich an die beſchränkte Lehre des Phyſikers zu nahe anſchloſſen. Sie ſtellten, ſo ſcheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie ſie im Regenbogen vorkommen, und es entſtand daraus eine unläugbare harmoniſche Folge; ſie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichſam alles verzeichnet war, was geſchehen konnte und ſollte. Allein da ſie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatiſchen Geſpenſtes kannten, ſo wagten ſie es nicht, bei der Arbeit dieſe Reihe zu zerſtören, oder ſie dergeſtalt zu behandeln, daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, ſondern man konnte das Protokoll durchs ganze Bild wiederfinden; die Farbe blieb auf dem Gemälde, wie auf der Palette, nur Stoff, Materie, Element, und ward nicht durch eine wahre genialiſche Behandlung in ein harmoniſches Ganzes organiſch verwebt. Diderot greift dieſe Künſtler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine ſolche Gemälde geſehen, aber ich glaube mir nach Diderots Worten wohl vorzuſtellen was er meint.

„Fürwahr, es giebt ſolche Protokolliſten in der Malerei, ſolche unterthänige Diener des Regenbogens, daß man beſtändig errathen kann, was ſie machen werden. Wenn ein Gegenſtand dieſe oder jene Farbe hat, ſo kann man gewiß ſeyn, dieſe oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Iſt nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, ſo weiß man alles übrige. Ihr ganzes Leben lang thun ſie nichts weiter, als dieſe Ecke verſetzen; es iſt ein beweglicher Punkt, der auf einer Fläche herumſpaziert, der ſich aufhält und bleibt, wo es ihm beliebt, der aber immer daſſelbe Gefolge hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit ſeinem Hof immer in einerlei Kleidern erſchiene."

Aechtes Colorit. So handelt nicht Vernet, nicht Chardin. Ihr unerſchrockener Pinſel weiß mit der größten Kühnheit die größte Mannichfaltigkeit und die vollkommenſte Harmonie zu verbinden, und ſo alle Farben der Natur mit allen ihren Abſtufungen darzuſtellen."

Hier fängt Diderot an die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine ſolche Behandlung verliert ſich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künſtler die mannichfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer ſchön verbundenen Harmonie

des Ganzen verborgen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu den Hauptpunkten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punkt, über den wir erst Diderot hören, und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und demungeachtet haben Vernet und Chardin eine eigene und beschränkte Art der Farbenhandlung! Ich zweifle nicht daran und würde sie wohl entdecken, wenn ich mir Mühe geben wollte. Das macht, daß der Mensch kein Gott ist und daß die Werkstatt des Künstlers nicht die Natur ist."

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler, Vernet und Chardin, entgegengesetzt, so kommt er an den zarten Punkt, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eigenes, etwas Beschränktes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht, wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, so würde er doch in Versuchung gerathen seyn eben dasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch, daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit ins Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe so wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder ins allgemeine gehoben, und kann so bis an die Gränzen der möglichen Production geführt werden. Auf diesem Wege erhoben sich die Griechen bis zu der Höhe, auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen; und warum haben ihre Werke aus den verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Werthe einen gewissen

gemeinſamen Eindruck? Doch wohl nur daher, weil ſie der einen, wahren Methode im Vorſchreiten folgten, welche ſie ſelbſt beim Rückſchritt nicht ganz verlaſſen konnten.

Das Reſultat einer ächten Methode nennt man Styl, im Gegenſatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchſten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig iſt; deßwegen nähern ſich alle großen Künſtler einander in ihren beſten Werken. So hat Raphael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit am glücklichſten gerieth. Die Manier hingegen individualiſirt, wenn man ſo ſagen darf, noch das Individuum. Der Menſch, der ſeinen Trieben und Neigungen unaufhaltſam nachhängt, entfernt ſich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja ſogar von denen, die ihm allenfalls noch ähnlich ſeyn könnten; er macht keine Anſprüche an die Menſchheit, und ſo trennt er ſich von den Menſchen. Dieſes gilt ſo gut vom Sittlichen als vom Künſtlichen; denn da alle Handlungen des Menſchen aus einer Quelle kommen, ſo gleichen ſie ſich auch in allen ihren Ableitungen.

Und ſo, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausſpruch beruhen, indem wir ihn verſtärken! Der Menſch verlange nicht Gott gleich zu ſeyn, aber er ſtrebe ſich als Menſch zu vollenden! Der Künſtler ſtrebe nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunſtwerk hervorzubringen.

Irrthümer und Mängel.

„Caricatur. Es giebt Caricaturen der Farbe wie der Zeichnung, und alle Caricatur iſt im böſen Geſchmack.“

Wie eine ſolche Caricatur möglich ſey, und worin ſie ſich von einer eigentlich disharmoniſchen Farbengebung unterſcheide, läßt ſich erſt deutlich auseinander ſetzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf ſie beruht, einig geworden; denn es ſetzt voraus, daß das Auge eine Uebereinſtimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle, und daß man, woher die beiden entſtehen, unterrichtet ſey. Alsdann ſieht man erſt ein, daß es eine dritte Art geben könne, die ſich zwiſchen beide hineinſetzt. Man kann mit Verſtand und Vorſatz von der Harmonie abweichen und dann bringt man das Charakteriſtiſche hervor; geht man aber weiter, übertreibt man dieſe Abweichung oder wagt man ſie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, ſo entſteht die

Caricatur, die endlich Fratze und völlige Disharmonie wird, und wovor sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

„Individuelles Colorit. Warum giebt es so vielerlei Coloristen, indessen es nur Eine Farbenmischung in der Natur giebt?"

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es nur Ein Colorit in der Natur gebe: denn beim Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menschen, der die Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Raisonnements zu gerathen, daß alle gesunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr überein sehen; denn auf diesem Glauben der Uebereinstimmung solcher Apperception beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verschiedenheit in Absicht auf Farben sich befindet, kann man am besten bei dem Maler sehen, der etwas ähnliches mit dem, was er sieht, hervorbringen soll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Gesehene schließen und mit Diderot sagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei. Ein zartes und schwaches Auge wird sich mit lebhaften und starken Farben nicht befreunden, und ein Maler wird keine Wirkungen in sein Bild bringen wollen, die ihn in der Natur verletzen; er wird das lebhafte Roth, das volle Weiß nicht lieben, er wird die Tapeten, mit denen er die Wände seines Zimmers bedeckt, er wird seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tönen färben, und gewöhnlich durch eine gewisse Harmonie ersetzen was er euch an Kraft entzog."

Dieses schwache, sanfte Colorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angiebt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde, starke Nationen, daß das Volk überhaupt, das Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben so finden wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre, wagte sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht

eine Caricatur hervor, die er, in sofern er Geschmack hat, vermeiden wird: daher also das Dämpfen, das Mischen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die sich in ein Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

„Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage des Malers nicht auf sein Colorit Einfluß haben? Wenn sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und schwarz ist, wenn es in seinem melancholischen Kopf und in seiner düstern Werkstatt immer Nacht bleibt, wenn er den Tag aus seinem Zimmer vertreibt, wenn er Einsamkeit und Finsterniß sucht, werdet ihr nicht eine Darstellung zu erwarten haben, die wohl kräftig, aber zugleich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Gelbsüchtiger, der alles gelb sieht, wie soll der nicht über sein Bild denselben Schleier werfen, den sein krankes Organ über die Gegenstände der Natur zieht und der ihm selbst verdrießlich ist, wenn er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen sieht?

„Seyd gewiß, daß ein Maler sich in seinem Werke eben so sehr, ja noch mehr, als ein Schriftsteller in dem seinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus seinem Charakter, überwindet die Natur und den Hang seines Organs. Er ist wie ein verschlossener, schweigender Mann, der doch auch einmal seine Stimme erhebt; die Explosion ist vorüber, er fällt in seinen natürlichen Zustand, in das Stillschweigen zurück. Der traurige Künstler, der mit einem schwachen Organ geboren ist, wird wohl einmal ein Gemälde von lebhafter Farbe hervorbringen, aber bald wird er wieder zu seinem natürlichen Colorit zurückkehren."

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird und äußerst beifallswürdig, wenn er sich bemüht ihm entgegen zu arbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher, und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle wenn das Organ krankhaft ist, auf welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst über alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerst leiden muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat, was

er an ſich zu bekämpfen habe, ſo zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorſtehen.

„Einfluß des Meiſters. Was den wahren Coloriſten ſelten macht, iſt daß der Künſtler ſich gewöhnlich Einem Meiſter ergiebt. Eine unbenkliche Zeit copirt der Schüler die Gemälde des Einen Meiſters, ohne die Natur anzublicken; er gewöhnt ſich durch fremde Augen zu ſehen, und verliert den Gebrauch der ſeinigen. Nach und nach macht er ſich eine gewiſſe Kunſtfertigkeit, die ihn feſſelt, und von der er ſich weder befreien noch entfernen kann; die Kette iſt ihm um's Auge gelegt, wie dem Sklaven um den Fuß, und das iſt die Urſache, daß ſich ſo manches falſche Colorit verbreitet. Einer der nach Lagrénée copirt, wird ſich ans Glänzende und Solide gewöhnen; wer ſich an Le Prince hält, wird roth und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und violett; wer Chardin ſtudirt, iſt wahr! Und daher kommt dieſe Verſchiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung und Farbe ſelbſt unter Künſtlern; der eine ſagt, daß Pouſſin trocken, der andere, daß Rubens übertrieben iſt, und ich, der Liliputaner, klopfe ihnen ſanft auf die Schulter und bemerke, daß ſie eine Albernheit geſagt haben."

Es iſt keine Frage, daß gewiſſe Fehler, gewiſſe falſche Richtungen ſich leicht mittheilen, wenn Alter und Anſehen beſonders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Secten beweiſen, daß man lernen könne mit andern Augen ſehen; aber ſo gut ein falſcher Unterricht böſe Früchte bringt und das Manierirte fortpflanzt, eben ſo gut wird auch durch dieſe Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung einer ächten Methode begünſtigt. Wir rufen dir alſo, wackerer Diderot, abermals, ſo wie beim vorigen Capitel zu: Indem du deinen Jüngling vor den Afterſchulen warnſt, ſo mache ihm die ächte Schule nicht verdächtig!

„Unſicherheit im Auftragen der Farben. Der Künſtler, indem er ſeine Farbe von der Palette nimmt, weiß nicht immer welche Wirkung ſie in dem Gemälde hervorbringen wird. Und freilich, womit vergleicht er dieſe Farbe, dieſe Tinte auf ſeiner Palette? Mit andern einzelnen Tinten, mit urſprünglichen Farben! Er thut mehr, er betrachtet ſie an dem Orte, wo er ſie bereitet hat, und überträgt ſie in Gedanken an den Platz, wo ſie angewendet werden ſoll. Wie oft begegnet es ihm nicht, daß er ſich bei dieſer Schätzung betrügt! Indem er von der Palette auf die volle Scene ſeiner Zuſammenſetzung übergeht, wird die Farbe

modificirt, geſchwächt, erhöht, ſie verändert völlig ihren Effect. Dann tappt der Künſtler herum, hantiert ſeine Farbe hin und wieder und quält ſie auf alle Weiſe. Unter dieſer Arbeit wird die Tinte eine Zuſammenſetzung verſchiedener Subſtanzen, welche mehr oder weniger (chemiſch) auf einander wirken, und früher oder ſpäter ſich verſtimmen."

Dieſe Unſicherheit kommt daher, wenn der Künſtler nicht deutlich weiß, was er machen ſoll und wie er es zu machen hat. Beides, beſonders aber das letzte, läßt ſich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen ſind, die Folge, in welcher ſie zu brauchen ſind, von der erſten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wiſſenſchaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emailmaler ganz falſche Tinten auftragen muß und nur im Geiſte die Wirkung ſieht, die erſt durchs Feuer hervorgebracht wird, ſo ſollte doch der Oelmaler, von dem hauptſächlich hier die Rede iſt, wohl eher wiſſen, was er vorzubereiten und wie er ſtufenweiſe ſein Bild auszuführen habe.

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen daß wir unter dieſer Rubrik das Betragen eines Künſtlers, den er lobt und begünſtigt, aufführen müſſen.

„Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, heftet ſeine Augen feſt auf das Tuch, ſein Mund iſt halb geöffnet, er ſchnaubt (ächzt, lechzt), ſeine Palette iſt ein Bild des Chaos. In dieſes Chaos taucht er ſeinen Pinſel und zieht das Werk ſeiner Schöpfung hervor. Er ſteht auf, entfernt ſich, wirft einen Blick auf ſein Werk; er ſetzt ſich wieder, und ihr werdet ſo die Gegenſtände der Natur lebendig auf ſeiner Tafel entſtehen ſehen."

Vielleicht iſt es nur der deutſchen Geſetztheit lächerlich einen braven Künſtler hinter ſeinem Gegenſtande, gleichſam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offenem Munde ſchnauben zu ſehen. Vergebens ſuchte ich das franzöſiſche Wort haleter in ſeiner ganzen Bedeutung auszudrücken, ſelbſt die mehrern gebrauchten Worte faſſen es nicht ganz in die Mitte; aber ſo viel ſcheint mir doch höchſt wahrſcheinlich, daß weder Raphael bei der Meſſe von Bolſena, noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veroneſe vor einer Hochzeit zu Cana mit offenem Munde geſeſſen, geſchnaubt, geächzt, geſtöhnt, haletirt habe. Das mag denn wohl ſo ein franzöſiſcher Fratzenſprung ſeyn, vor dem ſich dieſe lebhafte Nation in den ernſteſten Geſchäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes ist nicht viel besser.

„Mein Freund! geht in eine Werkstatt und seht den Künstler arbeiten. Wenn er seine Tinten und Halbtinten recht symmetrisch rings um die Palette geordnet hat, oder wenn nicht wenigstens nach einer Viertelstunde Arbeit die ganze Ordnung durch einander gestrichen ist, so entscheidet kühn, daß der Künstler kalt ist und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen wird. Er gleicht einem unbehülflichen schweren Gelehrten, der eben die Stelle eines Autors nöthig hat. Der steigt auf seine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, kommt zum Schreibetisch, copirt die Zeile die er braucht, steigt die Leiter wieder hinan und stellt das Buch an den Platz zurück. Das ist fürwahr nicht der Gang des Genie's."

Wir selbst haben dem Künstler oben zur Pflicht gemacht die materiellen Farbenerscheinungen der abgesonderten Pigmente durch wohlverstandene Mischung zu tilgen, die Farbe, seinen Gegenständen gemäß, zu individualisiren und gleichsam zu organisiren; ob aber diese Operation so wild und tumultuarisch vorgenommen werden müsse; daran zweifelt wie billig ein bedächtiger Deutscher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

„Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes desto dauerhafter seyn, je sicherer der Maler von der Wirkung seines Pinsels; je kühner, je freier sein Auftrag war, je weniger er die Farbe hin und wieder gehantirt und gequält, je einfacher und kecker er sie angewendet hat. Man sieht moderne Gemälde in kurzer Zeit ihre Uebereinstimmung verlieren, man sieht alte, die sich, ungeachtet der Zeit, frisch, kräftig und in Harmonie erhalten haben. Dieser Vortheil scheint mir nicht sowohl eine Wirkung der bessern Eigenschaften ihrer Farben, als eine Belohnung des guten Verfahrens bei der Arbeit zu seyn."

Ein schönes und ächtes Wort von einer wichtigen und schönen Sache. Warum stimmst du, alter Freund, nicht immer so mit dem Wahren und mit dir selbst überein? Warum nöthigst du uns, mit einer Halbwahrheit, mit einem paradoxen Perioden zu schließen?

„O mein Freund, welche Kunst ist die Malerei! Ich vollende mit einer Zeile was der Künstler in einer Woche kaum entwirft, und zu seinem Unglück weiß er, sieht er, fühlt er wie ich, und kann sich durch

seine Darstellung nicht genugthun. Die Empfindung, indem sie ihn vorwärts treibt, betrügt ihn über das was er vermag, er verdirbt ein Meisterstück; denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Gränze seiner Kunst."

Freilich ist die Malerei sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher ächte Künstler weiß von Zeit, indem er arbeitet? Das was dich, den Redner, ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und deinem andern Freunde, der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten, ihm auch das Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt wie das Beste zu machen sey, und uns zugleich warnt nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sey auch für dießmal diese Unterhaltung geschlossen! Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben ließ, geneigt auf, bis wir ihm sowohl über die Farbenlehre überhaupt als über das malerische Colorit im besondern, das Beste was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung mittheilen und überliefern können.